This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Б 17197

838
K110v

2087

Vermischte Schriften

von

Abraham Gotthelf Kästner.

Erster Theil.

Zweyte Auflage.

Altenburg
in der Richterischen Buchhandlung 1773.

Erinnerung.

Die erste Auflage dieser Schriften, ist 1755 heraus gekommen. Für die jetzige, habe ich in jener die Druckfehler, und einige wenige Wörter verbessert,

232038

auch hie und da historische Anmerkungen beygefügt, welche damahls, entweder noch nicht nöthig, oder noch nicht rathsam waren.

In Aufsätzen, die ich vor soviel Jahren, in Umständen und Gemüthsverfassungen, verfertiget habe, die ganz anders waren als meine jezigen sind, würde ich umsonst beträchtliche Verbesserungen versucht haben. Ich habe also Fehler stehen lassen, die ich vor Dreyßig und mehr Jahren begangen hatte, und jetzo nicht zu vertheidigen verlange.

lange. Verführt haben sie meines Wissens Niemanden, und daß sie es jetzo erst thun würden das ist destoweniger zu besorgen, da wir nun fast mehr Kunstrichter als Schriftsteller haben. Also besteht alles Nachtheil das sie verursachen können, darinnen: daß der Leser, wenn er auf sie kömmt, weniger Vergnügen empfindet, als ihm, was Bessers an derselben Stelle gegeben hätte. Tragen aber diese meine Schriften, doch Etwas zu seinem Vergnügen bey; so verzeihe Er mir, daß ich, alles Mögliche für dasselbe, hier zu

thun, in einer Bedeutung, zu nachläſſig, in einer andern, zu beſchäfftigt, geweſen bin.

Göttingen, im September 1772.

Abraham Gotthelf Käſtner.

A MONSIEUR

DE MAUPERTUIS

PRESIDENT

DE L'ACADEMIE ROYALE DES SCIENCES

ET BELLES LETTRES DE PRUSSE.

MONSIEUR

En Vous priant de permettre que je Vous preſente ce recueil, je Vous demande auſſi pardon, ſi j'obſerve aſſés peu les régles ordinaires des dedicaces, et s'il n'y a ici ni eloges ni remercimens.

Ce

lâtes bien m'ecrire à ce Sujét; Des critiques chagrins pourroient bien ne les prendre que pour des politeſſes.

Daignés donc acorder un accueil favorable, Monſieur, à ces ecrits, dont le premier à eu l'honneur d'être couronné par l'Academie Royale, et dont quelques autres ont peut être eu l'honneur de Vous contenter un peu. On penſera que j'oublie le nom, que Vous donnés à Vôtre entrepriſe; Mais c'eſt aſſés la règle, que ceux, à qui on dedie des livres, ſoient diſpenſés de les lire, et la langue, dans laquelle un

livre

livre eſt ecrit, n'eſt pas à l'ordinaire la raiſon la plus importante, qui les en diſpenſe.

Pour mes pieces, la langue ſeule leur ôte le bonheur d'être ſoumiſes à l'examen d'un juge, qui reunit la penetration du geomêtre, à l'exactitude de l'obſervateur, et la profondeur du metaphyſicien, à la clarté de l'ecrivain agreable, à l'enjouement du bel eſprit, et même à ce feu noble, qui ſans la mechanique du vers et de la rime caracteriſe le poéte. La nature n'acorde pas toujours l'avantage de ſentir le grand et le beau,

III. Ueber einige Pflichten eines Dichters. S. 111
IIII. Der vernünftige Rechtsgelehrte. - 115
V. Ueber die Reime, bey Gelegenheit der im Christmonate der Belustigungen des 1742. Jahres auf der 504. Seite enthaltenen Ode. - 120
VI. An S. Excell. Herrn E. C. Grafen von Manteufel. - - - - 128
VII. Der Nutzen der schönen Wissenschaften beym Vortrage philosophischer Lehren. - 132
VIII. Ueber die gegenseitige Verachtung der Philosophen und Criticorum. - - 136
VIIII. Gedanken über den Streit zwischen Vernunft und Glauben. - - 144
X. Ob eine Gesellschaft, die Sprache zu verbessern, durch öffentliches Ansehen müsse berechtiget werden. - - - 149
XI. Auf den Tod des breslauischen Rectors, Herrn Christoph Stiefs. - - 155

Oden.

I. Die Macht des Menschen. - - 159
II. Auf die Steinauer- und Sonnenkalbische Verbindung. - - - 162
III. Hannchen. - - - 166
IIII. Commentarius über nachstehende Ode: 167
Chloris, oder die korintische Säule. - 171
V. Grüne Büsche, bunte Gänge, anakr. Ode. 172
Ich kann kein Haller werden, anakr. Ode. 173
VI. Die Wachsbilder, antianakreontische Ode. 175
VII. Die Todesarten. - - 176
VIII. Der Magisterschmauß. - 177
VIIII. Der Ehrgeiz in der Liebe. - 182
X. Liebeserklärungen. - - 183
XI. Der Liebhaber ohne Eifersucht. - 185

XII. Betrachtung bey Gelegenheit eines Kommeten. - - - - - S. 186
XIII. Einladung zu einem Spaziergange. - 187
XIIII. Auf den Toback. - - 188
XV. Der Schwur. - - - 190

Elegien.

I. Bey dem Tode Ihro Excellenz Herrn E. C. Grafen von Manteufel. - - - 193
II. Klage der Gutthätigkeit bey dem Grabe Frauen Frideriken Sophien, geb. Freyinn von Bibra, vermählten von Holzendorf. - 195
III. Gedanken bey dem Grabe eines Mathematikverständigen. - - - 197
IIII. Auf M. Theodor Lebrecht Pitscheln. - 198
V. An Herr Gottlob Benj. Strauben, als er an seinem Geburtstage Leipzig verließ. - 202
VI. An Herr Joh. El. Schlegeln, Prof. zu Soroe. 203
VII. In einem Garten. Nachahmung des Boileau. 204
VIII. Die Zufriedenheit. - - daſ.
VIIII. Sehnsucht nach Wilhelminen. - 207
X. Grabschrift. - - - 212
XI. Die Turteltaube und der Vorbeygehende. Nachahmung aus dem Französischen in des P. Bauhours Maniere de bien penser. - 213
XII. Dem Andenken Christlob Mylius. - daſ.

Fabeln.

I. Die Cörsieben. - - - 219
II. Die gefüllte wilde Rose. - - 222
III. Der Gärtner und der Schmetterling. - 223
IIII. Der Seidenwurm und die Spinne. - 224
V. Die Eulen. - - - 226

Sinngedichte.

I. Auf Keplern. - - S. 231
II. An Herr Christlob Mylius, bey Ueberſendung von Keplers Harmonice Mundi. - 232
III. An die untergehende Sonne. - daſ.
IIII. Die Vortheile der Weisheit. - 233
V. Die veränderlichen Triebe der menſchl. Alter. daſ.
VI. Auf die Begräbniſſe des Pompejiſchen Geſchlechts. Nach Martials 75. Sinnged. des V. B. 234
VII. Das Todtenopfer an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis. - - 235
VIII. Von dem Verfaſſer des Buchs: des livres difficiles à trouvert. - - 236
VIIII. Das ſeltene Buch. - - 237
X. Ποδας ὠκυς Ἀχιλλευς. - - 238
XI. Das deutſche Kriegsweſen. - - daſ.
XII. Auf einen Leipziger Gerichtsfrohn. - 239
XIII. Auf eines Reiſenden Urtheile vom naumburger Weine. - - - 240
XIIII. Eben deſſelben Klage über denſelben Wein. daſ.
XV. Auf Brühiers Buch von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes. - 241
Nachahmung aus dem Horaz. - daſ.
XVI. Räzel. - - - 242
XVII. Auf den Palmbaum, der 1749. im Garten der Kön. Preuſſ. Akad. der Wiſſ. reife Früchte trug. 243
XVIII. Auf Herrn Hauptmann Steinauer. daſ.
XVIIII. Auf einen Bär. - - 244
XX. An Herr Prof. Gellert. - 245
XXI. Eine Stunde. - - 246
XXII. Charaktere. - - daſ.
XXIII. Freye Ueberſetzung einer Stelle aus dem Eloge de M. de la Mettrie, Mem. de l'Ac. R. des Sc. de Pr. 1750. p. 5. - - 248

XXIIII. Charakter des Herrn de la Mettrie vom Herrn von Maupertuis, in einem Schreiben an den Herrn von Haller entworfen. - S. 248
XXV. Die letzten Worte des Herrn de la Mettrie. 249
XXVI. Von einem schöpferischen Dichter. - daſ.
XXVII. An einen Freymäurer. - - daſ.
XXVIII. An den Setzer der hamburg. freyen Urtheile. - - - - - 250
XXVIIII. Auf einen Rechtsgelehrten. - daſ.
XXX. Von einem Philosophen. - 251
XXXI. Gewissensberuhigung. - daſ.
XXXII. Zusatz zu der Frau Doctorinn * * * Inauguraldisputation. - - 252
XXXIII. Auf Christlob Mylius. - daſ.
XXXIIII. Auf eben denselben. - 253
XXXV. Das Glücke der witzigen Köpfe in ihrem Vaterlande. - - - daſ.
XXXVI. Die Dichter. - - 255
XXXVII. Ursache, warum die Dichter vom Podagra frey sind. - - - daſ.
XXXVIII. Die Algebra der Stutzer. - 256
XXXVIIII. Als ein Buchhändler eines Materialisten Tochter heyrathete. - - daſ.
XXXX. An Herr Liscov. - - 257
XXXXI. Ueber Herr Prof. Gellerts Programma zum Antritte seiner Profession. - - daſ.
XXXXII. An den Verfasser der allemannischen Brüder. - - - - 258
XXXXIII. Die Schmetterlinge. - daſ.
XXXXIIII. Grabschrift eines Engelländers. 259
XXXXV. Das Wetterglas. - 260
XXXXVI. Das gelehrte Kind. - daſ.
XXXXVII. Deutsche Verse mit lateinischen Buchstaben. - - - - - 261

XXXXVIII. Auch Hexameter. - S. 261
XXXXVIIII. Eine Gesundheit. - 262
L. Eine andere, an Rabnern. - daſ.
LI. Noch eine Gesundheit an Herrn Prof. Gellert. 263
LII. Auf einen Sprachkenner. - - daſ.
LIII. Auf einen Schrank, in dem ein Menschengerippe stehet. - - - daſ.
LIIII. Ueber eine schlechte Satyre auf einen schlechten Dichter. - - - 264
LV. Auf den Ryßwicker Frieden. Aus dem Franzöſ. daſ.
LVI. Nach dem Engliſchen: And he, whoſe Fuſtian's etc. - - - - 265
LVII. Eines Sachſen Wunſch auf Carl den XII. daſ.
LVIII. Fragment oder Anfang einer Poematologie. 266

Parodien.

I. Die Schriftſteller. - - 268
Orig. v. Hageb. Die Verläumdung. - 269
II. In ein Stammbuch eines witzigen Freundes. 274
Orig. in des Herrn v. Hallers Doris. - 275
III. Die Urſachen der Kritik. - - 276
Orig. von Hageb. Die Urſache der Kriege. 277
IIII. Der Reimer. - - 278
Orig. v. Hageb. Der Blinde. - 279
V. Auf Joh. Elias Schlegels anakreontiſche Oden. 280
Orig. Joh. El. Schlegel. - - 281
VI. An Joh. Elias Schlegel. - - 282
Orig. Joh. El. Schlegel. - - 283
O Dichterkraft! o Dichterkraft! wo ꝛc. - 282
Orig. Sappho nach Stähelins Ueberſetzung 283
VII. Der Rangſtreit. - - 284
Orig. v. Hageb. der Wettſtreit. - 285
VIII. Die Dichter. - - 284
Orig. Joh. Elias Schlegel. - - 285

VIIII. Das Dichten. - - S. 286
Orig. v. Hageb. Das Daſeyn. - 287
X. Anfang eines Heldengedichtes. Der Dichterkrieg. - - - - 288
Orig. Der Anfang von Seckendorfs verdeutſchten Lucan. - - - 289
XI. Im Namen eines Dorfjungens, als ſein Chorgeſelle in eine fürſtliche Reſidenz auf die Schule zog. - - - - 290
Orig. Aus einem Gedichte auf des C. Pyra Tod. - - - - - 291
XII. Zuſatz zu des Herrn von Hagedorn Helden. 290
Orig. Der Ritter Schaar genauer zu verbinden ꝛc. - - - - - 291
Denn was wir auch von Leuten hören ꝛc. 292
Orig. Gellerts Lehrgedichte und Erzähl. daſ.

Lateiniſche Gedichte.

I. Io. Elias Schlegel. - - 295
II. Ode. - - - - ibid.
III. De parallelogrammo Newtoniano. - 297
IIII. Ad eos etc. - - - ibid.
V. Ad Cel. I. M. Gesnerum, Prof. Goetting. 298
VI. De palma dactylifera. - - ibid.
VII. Icon. - - - 299
VIII. De Aloyſio Gonzaga. - - ibid.
VIIII. Aux Franc-Maçons de Stockholm. ibid.
X. On Mr. Thinkwou'd. In Imitation of Pope's. 300

Briefe.

I. Einladungsſchrift zu einer monatlichen Zuſammenkunft. - - - 303.
II. Nachricht von einer alten deutſchen Ueberſetzung des Buches Kelila und Dimme an Hr. F. G. Freytag. - - - - 306

III. An eben denſelben. - - S. 322
IIII. An den Herausgeber der Beluſtigungen. 327
V. Nachricht für ein Frauenzimmer, von einigen Arten von Gedichten. - - 340
VI. An den Verleger. - - 346

* * *

I. Auf das Titelkupfer zum 9. Theile von Brockes irdiſchen Vergnügen in Gott. - 348
II. De * * * - - - daſ.
III. Auf ein Titelkupfer zu einer Tragödie. 349
IIII. Das Wunderbare in einer gewiſſen Tragödie. daſ.
V. Beytrag zum neologiſchen Wörterbuche. daſ.
VI. Der Blinde. Eine Erzählung. - 350.

Prosaische Aufsätze.

I.

Abhandlung von den Pflichten, worzu uns die Erkenntniß verbindet, daß in der Welt kein blinder Zufall statt finde, sondern alles von der göttlichen Vorsicht regieret werde,

welche den von der Kön. Preuss. Akad. der Wissenschaften und freyen Künste auf das Jahr 1751 aufgesetzten Preis erhalten hat. (*)

Fata regunt homines, sed regit ipsa Deus.

Innhalt der Schrift.

Daß alle Begebenheiten, die wir, wegen der Schwäche unserer Einsicht, einem blinden Zufalle zuschreiben, unter der göttlichen Regierung stehen, nehme ich unbewiesen an. Daraus folgere ich, daß wir

(*) Sie ist der Kön. Akad. von mir lateinisch überschickt worden, und in dieser Sprache, mit beygefügter französischer Ueber-

den Ausgang unserer Bemühungen der göttlichen Vorsicht überlassen, und uns nicht für unglücklich schätzen sollen, wenn er gleich anders ausfällt, als wir gehoffet hatten; auch daß wir uns keine andere Absichten, als gerechte vorsetzen müssen. Alsdenn zeige ich, worauf sich die Zuversicht auf Gott gründet; und erkläre die Begriffe der besondern Vorsicht und des göttlichen Seegens. Zuletzt weise ich, was der Satz, mit dessen Betrachtung ich durchgängig beschäftiget bin, in die Vorbereitung zu unserm künftigen Leben für einen Einfluß hat. Was sich am Ende des ganzen Aufsatzes befindet, konnte ich mich nicht enthalten beyzufügen, da mich die Gelegenheit darzu veranlaßte. Wie ich übrigens für Philosophen schreibe, so habe ich nicht für nöthig befunden, alle Schlüsse vorzubuchstabiren. Wenn sie einige Stärke haben, so werden die Richter solche selbst empfinden.

Ich wünschte das Lob zu verdienen, das zu unsern Zeiten fast Frankreichs Schriftstellern eigen ist;

Uebersetzung, die ich nach ausgesprochenem Urtheile der Akademie verfertiget hatte, zu Berlin 1751. unter dem Titel: Piece qui a remporté le prix sur le sujet des evenemens fortuits etc. nebst einigen andern in eben der Absicht eingesandten Aufsätzen herausgekommen. Herr Formey hat auch eine französische Uebersetzung davon bekannt gemacht, aus welcher in Berlin eine deutsche ist verfertiget und gedruckt worden. Der Cardinal Quirini, hat den Anfang dieser Schrift in lateinische Verse übersetzt, am Feste der Erscheinung Christi, als eine Andachtsübung. v. Card. Quirini Epistola ad A. G. Kaestner edita Brixiæ 29 Ian. 1752.

ist; und tiefe und gründliche Betrachtung durch eine lebhafte und zierliche Schreibart deutlich und rührend vorgetragen zu haben.

* * *

Die königliche Akademie hat die Aufgabe, welche sie den Philosophen vorleget, dergestalt abgefasset, daß sie behauptet: widrige und vortheilhafte Begebenheiten, die wir dem Glücke zuschreiben, geschehen alle vermöge göttlicher Zulassung, und das Wort Glücke sey ein leerer Ton, wenn es nicht in diesem Verstande genommen werde. Sie verlanget nur zu zeigen: Ob die Erkenntniß dieses Satzes die Menschen zu gewissen Pflichten verbindet, und was solches für Pflichten sind. Ich glaube daher, daß sie uns nicht die Mühe auflege, weitläuftig darzuthun, daß es wirklich eine freye und oberste Vorsicht giebt; und Spinosas und Epikurs Irrthümer hier zu widerlegen. Wie es einer Akademie anständig ist, welche nicht klare und ausgemachte Gründe der Wissenschaften lehren, sondern die Wissenschaften selbst mit neuen Entdeckungen erweitern soll, fordert sie auch hier von uns, nicht Anfangsgründe der natürlichen Gottesgelahrheit zu schreiben, sondern diese als bekannt vorauszusetzen, und daraus andere Wahrheiten herzuleiten.

Giebt man also zu, daß diese Welt von einem Wesen ist hervorgebracht worden, dessen Weisheit, Allmacht und Liebe gegen seine Geschöpfe so groß sind, als man sie sich nur vorstellen kann; daß sich dieses Wesen

noch jetzo bey der Regierung eben so verhält, wie es sich bey ihrer Schöpfung verhielte; daß sich nichts zuträgt, welches die Allwissenheit nicht voraus gesehen hätte, oder die Allmacht, wenn sie wollte, nicht verhindern könnte: Gestehet man, daß die Zufälle selbsten, die wir ungefähr nennen, nicht der Bewegung eines geworfenen Steins gleichen, die von äußerlichen Ursachen gestöret wird, wenn er schon der Hand, die ihn warf, entflogen ist; sondern nach einem bestimmten Zwecke abzielen: Räumet man, sage ich, dieses alles ein, so wird man mich schwerlich bereden, daß diese Kenntniß unter diejenigen Sätze gehöre, die man gleichgültig wissen oder nicht wissen darf, ohne daß eines von beyden in die Regierung unserer Handlungen einigen Einfluß hätte. Sollte es uns zu einerley Pflichten verbinden, einen sehenden, und Alles nach ewigen Gesetzen regierenden Gott, oder ein blindes Glück anzubeten? Kann man diesem auch nur zu einigem Danke, oder jenem zu gar keinem verbunden seyn? Kann man wohl einige Hoffnung auf das Glücke setzen? Oder würde man gar keine auf Gott setzen dürfen? Doch dieses alles wird deutlicher in die Augen fallen, wenn ich ausführlicher zeigen werde: was uns diese Erkenntniß, daß kein blinder Zufall in der Welt statt findet, für Pflichten auferleget; oder vielmehr, zu was für Verrichtungen, die sicherste Ueberzeugung von dieser Wahrheit, uns auf das nachdrücklichste antreibet.

Könnte sich nichts uns unversehens ereignen, so herrschete entweder die menschliche Klugheit über alle Begebenheiten; oder wenn es ihr mislünge, hätte sie

nur

nur sich selbst anzuklagen: eben wie keiner von beyden Schachspielern ohne seine Schuld verlieren kann. (Man wird dieses Gleichniß einem Philosophen zu gute halten, dem alle irdische Sachen wie ein Spiel vorkommen.) Nun aber führen wir nicht Schachsteine gegen einander zu Felde; sondern wir werfen Würfel, oder suchen Karten, wie sie uns das Schicksal in die Hände giebt, so gut es sich thun läßt, zu unsern Absichten zu gebrauchen. Wie elende sind wir nicht, wenn es nur ein blindes Glücke ist, unter dem wir stehen, das meistens die Einrichtung unsers ganzen Lebens bestimmet, die weislichst gefaßten Anschläge stöhret, und auch des Standhaftesten Kräfte durch unüberwindliche Hindernisse matt machet. Werden wir auch etwas Wichtiges unternehmen, wenn wir sehen, daß die größten Unternehmungen um solcher Ursachen willen verunglücken, die man ihrer Kleinigkeit wegen übersehen hatte? Sollen wir an Gebäuden arbeiten, die ein leichter Wind, wenn wir den Gipfel aufsetzen wollen, plötzlich umstürzen kann? Ja! wir müssen Unternehmungen beschließen, alles wohl überlegen, was in unserer Gewalt ist, allen Fleiß anwenden, und den Ausgang selbst nicht dem Zufalle, sondern der Vorsehung überlassen. Noch haben wir nicht vergebens gearbeitet, wenn wir die Kräfte, die uns Gott gab, nach dem Maaße unserer Erkenntniß angewandt haben, ob gleich der Ausgang nicht erfolgt ist, den wir wünschten. Wir haben Gott gehorchet. Er befiehlet uns nicht die jedesmalichen Tagearbeiten, wie ein Herr seinen Leibeigenen; das befiehlt er uns zu thun, worzu er uns einen Trieb gegeben, und Kräf-

te verliehen hat. Für Ihn gehöret es, unsere Bemühungen zum Besten der ganzen Welt zu richten: und wir dürfen nicht glauben, daß Er, wie ein unerfahrner Künstler, uns, die wir Theile des Ganzen sind, so gemacht habe, daß wir dem Ganzen zu nichts nütze wären. Dieses also scheinet mir eine Folge aus der festen Ueberzeugung, daß die Vorsicht alle unsere Begebenheiten regieret, zu seyn: daß wir nach Erhaltung unserer Absichten mit so viel Eifer streben, als erreichten wir sie gewiß, und uns doch den Ausgang, er mag seyn, wie er will, so gefallen lassen, als hätten wir uns gar nicht bemühet; daß wir uns versichern, unsere Kräfte sind nicht vergebens angewandt, wenn sie die Absichten Gottes zu erhalten angewandt sind. So wird der menschlichen Klugheit ihr gehöriger Werth bestimmet. Sie ist nicht ganz ohne Nutzen; aber sie verhilft uns nicht zu allem, was wir wünschen. Nicht alles stehet unter ihr, sonst würden wir uns für Gott gleich halten. Doch stehet sie auch unter keinem blinden Zufalle, sonst könnten wir bey großen Unternehmungen verzagen, oder wenn uns nicht alles nach Wunsche gienge, verzweifeln. Sie erkennet die Vorsicht über sich, die selbst ihre Fehler zum Besten der ganzen Welt zu lenken weiß. Meine Arbeit ist verlohren, wenn ein blinder Zufall die Ausführung meines Vorhabens gehindert hat; sie ist unverlohren, wenn die Vorsicht meine Bemühungen zu andern Endzwecken bestimmet, als auf die ich sie gerichtet hatte.

Unsere Absichten müssen ferner gerecht seyn, wenn wir sie der Vorsicht überlassen wollen; sie müssen unsern

sern Pflichten nicht widersprechen, und wir müssen nach dem Maaße unserer Erkenntniß einsehen, daß sie mit der Ordnung der Welt, und den Gesetzen, welche der weiseste Beherrscher den Geistern vorgeschrieben hat, übereinstimmen. Da wir uns irren können, so ist es ungewiß, ob der Erfolg eben so seyn werde, wie wir ihn der Billigkeit für gemäß halten. Sind aber unsere Wünsche unbillig, so kann uns die Vorsicht solche entweder nicht gewähren, oder sie gewähret sie uns zu unserer Strafe. Nur diejenigen können glauben, ihnen stehe alles frey, was sie wollen, die sich unüberlegt einbilden, ihrer Gewalt sey alles unterworfen. Wollen sie etwa ihre List der göttlichen Weisheit entgegen setzen? Dieses würde ihnen noch übler gelingen, als wenn der schlaue Fuchs mit dem Jäger streiten wollte. Wollen sich Tyrannen ihrer Macht bedienen? Der Höchste lachet der Sterblichen, vor dem wir elende Menschen zittern. Euch fordere ich als Beyspiele auf, ihr, welche die Staatsklugheit auf dem höchsten Gipfel des Ansehens erhoben hat, damit ihr desto tiefer wieder fielet; euch, ihr unüberwindlichen Helden, denen nichts widerstehen konnte, bis eine geringe Krankheit, oder eine glückliche Kugel euch den Lauf eurer Siege plötzlich zu endigen zwang. Jeder von euch, wofern die Gerechtigkeit seinen Absichten gefehlet, wird des verzweifelnden Nero Klage wiederholen müssen: Was für ein Künstler, was für ein Held stirbt an mir! Habt ihr aber nichts Unbilliges unternommen, habt ihr euer Leben der Vertheidigung einer gerechten Sache aufgeopfert: so erwartet euch ein unsterblicher Ruhm, und noch eine wahrhaftere und

glücklichere Unsterblichkeit, die euch nicht Menschen geben, sondern Gott ertheilen wird, daß ihr diejenigen Kräfte, mit denen man der Welt am meisten nützen und am meisten schaden kann, so viel an euch lag, recht angewandt habet.

Wenn sich dieses beydes bey uns vereiniget befindet; wenn wir den Ausgang unserer Wünsche Gott überlassen, und zugleich den festen Vorsatz haben, nichts Unbilliges zu unternehmen: so muß dieses nothwendig mit der Ueberzeugung, daß Gott alles, was uns zustößt, regiere, verbunden, eine ungemein große Zuversicht gegen Gott hervorbringen. Denn zu dieser Zuversicht wird nicht erfordert, daß wir uns schmeicheln müssen, dasjenige werde eben geschehen, was wir uns wünschen: jedermann sieht leichte, daß diese Einbildung verwegen seyn würde. Alsdenn vertrauen wir Gott, wenn wir ungezweifelt hoffen, er werde das thun, was am besten ist. Was für die ganze Welt am besten ist, das kann auch für uns kein Uebel seyn. Wenn wir uns für unglücklich halten, weil wir unserer Wünsche nicht gewähret werden; wenn wir mit der Kühnheit, mit welcher der König Alfonsus die ptolomäische Ordnung der Weltkörper beurtheilet hat, die ganze Welt, das Werk des weisesten Schöpfers beurtheilen, und uns unterstehen zu sagen: sie würde viel besser geworden seyn, woferne er uns bey ihrer Verfertigung zu Rathe gezogen hätte; so messen wir ohnstreitig eine unumschränkte Kenntniß nach unserer geringen Einsicht ab, als wenn die Begebenheiten, die wir mit Verdruß ansehen, keine andern Folgen haben könnten, als die wir voraus zu sehen vermögend sind.

sind. Da wir aber gegentheils finden, daß sich unzählige Dinge zutragen, welche der klügste unter den Sterblichen nicht gemuthmaßet hätte; Da wir sehen, daß diese Begebenheiten desto sicherer zu bewerkstelligen, oft diejenigen Mittel haben dienen müssen, welche die menschliche Klugheit mit dem größten Eifer anwandte, sie zu verhindern; so müssen wir an keiner Sache nicht zweifeln, die uns Gott zu hoffen befiehlet, so wenig auch das alles, was uns dabey in die Augen fällt, unsere Hofnung unterstützet. Darf ich wohl zur Erläuterung ein vortreffliches Beyspiel anführen? Es ist der Ritter, welcher läugnete, daß eine so wohlfeile Zeit, wie der Prophet verkündigte, einfallen könnte, auch wenn der Herr die Fenster des Himmels öffnete.(*) Was dieser elende Mensch auch durch das größte Wunderwerk für unmöglich hielt, wußte Gott durch ein viel leichteres zu bewerkstelligen: wenn anders noch das Schrecken, das über die Syrer kam, durch ein Wunderwerk erreget wurde. Wir haben nicht zu erwarten, daß der weise Urheber der Natur ihre Ordnung um leichter Ursachen willen stöhren werde, ob er wohl über die Gesetze ist, die er selber gegeben hat, und wir nicht urtheilen können, was für Ursachen leichte sind. Aber eben so wenig dürfen wir verzweifeln, daß Gott die Ordnung der Natur nicht so könne eingerichtet haben, daß, ohne solche zu stören, vieles kann bewerkstelliget werden, das für uns unmöglich scheinet.

Wer sich den Bau der gemeinen Uhren einigermassen bekannt gemacht hat, und weiß, daß derselben Bewegung,

(*) II. B. der Kön. 7. Cap.

Bewegung, wenn sie richtig gehen, einmal so geschwinde, als das andere ist, würde mit Unrechte läugnen, daß sich auch welche verfertigen lassen, welche die Ungleichheit der natürlichen Sonnentage vorstellen, und ihre Bewegung bald schneller, bald langsamer verrichten. Gleichwohl könnte ihm in der ganzen Uhrmacherkunst vielleicht nichts weiter verborgen seyn, als das Geheimniß der elliptischen Platte. Uns ist bey der Einrichtung der ganzen Welt unendlich vieles unbekannt. Wir bewundern einen Richelieu, oder Mazarin, Menschen, welche die Begebenheiten nicht selbst hervorbrachten, aber sich derselben nach ihren Absichten zu bedienen, und selbst öfters ihrer Feinde Bemühungen zu nutzen wußten: Gott aber, auf dessen Willen es ankam, daß diese Ordnung der Dinge, und keine andere die Wirklichkeit erhielte, sollte sie nicht so eingerichtet haben, daß er seine Absichten in ihr erreichen könnte?

Die besondere göttliche Vorsicht wird von einigen so ausgeleget, daß sie nicht sehr von unaufhörlichen Wunderwerken unterschieden ist; von andern, eben weil sie nicht anständig ausgeleget wird, verworfen. Was hiervon zu urtheilen ist, läßt sich, meinen Gedanken nach, aus vorher gesetzten Gründen erläutern. Wir Sterbliche sind so beschaffen, daß uns nicht das Große, sondern das Seltene am meisten rühret.

— — — — Daß Sterne sonder Zahl,
Mit immer gleichem Schritt, und ewig hellem Strahl
Durch ein verdeckt Gesetz, vermischt und nicht verwirret,
In eignen Kraisen gehn, und nie ihr Lauf verirret.

v. Haller.

Das

Das scheinet uns kaum der Aufmerksamkeit werth. Nur einen Kometen, oder eine ringförmige oder gänzliche Sonnenfinsterniß betrachten wir mit Erstaunung. Daß wir alle Augenblicke Athem schöpfen, daß das Blut in unserm Körper Kraisläufe verrichtet, die dem ganzen menschlichen Geschlechte so viele Jahrhunderte durch verborgen geblieben waren, daß Materie, die uns zur Nahrung dienet, von den Pflanzen aus dem Wasser abgesondert, von ihnen den Thieren übergeben, und in diesen noch besser zubereitet wird, daß endlich eben diese Materie in unsern Eingeweiden, auf eine Art, die noch allen Naturforschern unbekannt ist, den Theilen unsers Körpers ähnlich gemacht und beygefüget wird, das alles sind gemeine Dinge, sie verdienen kaum, daß wir an sie denken, und nur, damit wir bey ihnen Gott nicht ganz vergessen, tragen wir ihre Besorgung der allgemeinen Vorsicht auf. Wenn wir gegentheils einer Gefahr, darein uns Unbedachtsamkeit oder Verbrechen gestürzet hatten, mit Angst entflohen sind, wenn ein Geschäft uns besser gelungen ist, als wir vermutheten; alsdenn wollen wir unsere Frömmigkeit sehen lassen; alsdenn verehren wir die besondere göttliche Vorsicht, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, voll Andacht, oder voll Aberglaubens. Urtheilen wir nicht allzu stolz von uns, so werden wir wohl einsehen, daß unsertwegen ungemein selten Wunderwerke geschehen. Diese aber bey Seite gesetzet, so ist die besondere Vorsicht von der allgemeinen nicht unterschieden. Denn wer wird die allgemeine Vorsicht, welche die ganze Welt regieret, von der besondern trennen, die einzelnen Theilen vorstehet? Wir

müssen

müssen uns Gott nicht, als wie einen Feldherrn vorstellen, der den Plan der ganzen Schlacht entwirft, den Regimentern ihre Posten anweiset, die nächsten Heerführer unter ihm commandiret, aber den gemeinen Soldaten zu befehlen, den Officiren überläßt. So muß allerdings ein Mensch verfahren, dessen Kräfte, so groß sie auch für menschliche seyn mögen, doch allezeit in enge Schranken eingeschlossen sind: Aber eben derjenige, auf dessen Wink Kometen entbrennen, Sonnen verlöschen, nähret auch die Sperlinge; und ihm unbewußt, oder wider seinen Willen, fällt kein Haar von unserm Haupte. Groß und klein nennen wir, was uns nach dem Maaßstabe unsers Verstandes so vorkömmt: Vor dem unendlichen Geiste ist nichts groß, oder klein. Die Welt ist mit dem Spinnewebenfaden so wohl verbunden, als mit der Kraft, welche die Planeten nach der Sonne treibet oder stößt. (*) Der Spinnewebenfaden könnte, unserer Meynung nach, aus der Welt bleiben, weil wir ihn leichte missen werden. Wenn die Schwere zu wirken aufhörte, sehen wir ein, daß die Planeten aus einander fliegen würden. Doch der Urheber der Welt erkennet, daß der Zusammenhang des Ganzen der Welt würde unterbrochen werden, wenn der Spinnewebenfaden aus ihr wegkäme. Also ist Gott, nicht einige Begebenheiten zu regieren, aufmerksamer, als bey andern: sondern uns rühren Proben seiner Regierung mehr, die sich durch ihre Seltenheit, oder durch

(*) de Maupertuis Essay de Cosmolog. p 88. L'univers tient au fil de l'araignée comme à cette force qui pausse ou qui tire les planetes vers le soleil.

durch ihre Verhältniß gegen uns, von andern unterscheiden.

Heißt dieses die besondere göttliche Vorsicht verehren, nicht daß man sich einbildet, Gott sorge für diejenigen Dinge, die uns groß scheinen, mehr, als für andere, sondern daß uns seine Sorge für diese Sachen mehr rühret, so tadele ich solches nicht, ich wünsche vielmehr, daß dergleichen Regungen öfters in unserer Seele entstehen mögen, und daß wir uns in die Gemüthsverfassung setzen, wenn wir bitten, Gott als einen Beherrscher der ganzen Welt, aber wenn wir ihm danken, ihn als ein Wesen, das nur für unser Glück insbesondere besorgt ist, zu betrachten. Noch besser werden wir verfahren, wenn wir dieses beydes nicht von einander trennen, und uns versichert halten, eben der Gott, der die ganze Welt regieret, habe auch unser Glücke, wie er ihren Grund legte, in ihren Zusammenhang mit eingeflochten. Alsdenn werden wir für uns keinen besondern Schutz velangen. Wir werden glauben, der Schutz reiche auch für uns zu, der für die ganze Welt zureichet. Als Frobenius neben Friedrich Wilhelm dem Großen zu Boden stürzte, hätte Homer vielleicht die Pallas sich plötzlich vom Himmel senken lassen, den Held mit ihrem Schilde zu bedecken. Ich glaube, Gott habe die ewigen Gesetze der Beweguug so eingerichtet, daß die Kugel von dem Churfürsten abgewandt wurde. Andere mögen urtheilen, wer von uns beyden was erhabeners saget.

Daß es Frommen hier wohl gehe, ist gar nicht allgemein. Seneca hat vielmehr in einer besondern

Schrift

Schrift untersuchet, warum das Gegentheil so oft statt finde. Gleichwohl versichern uns Religion und Erfahrung, die Tugend habe auch hier ihren Lohn. Man drücket sich davon folgendergestalt aus: Gott seegne die Unternehmungen der Frommen, und sein Fluch störe das Glücke der Gottlosen. Diese Wörter werden Töne ohne Bedeutung seyn, wenn wir uns nicht die Sache so vorstellen: daß einige Begebenheiten so beschaffen sind, daß wir sie wenigstens mit der moralischen Gewißheit, die unser Leben zu regieren hinlänglich ist, voraus sehen können, andere sich allen Prophezeyungen menschlicher Weisheit entziehen; Gott aber, dem von allen diesen nichts unversehens vorstößt, alle Begebenheiten so mit einander verbunden habe, daß meistens Frommen unverhofftes Glück begegnet, und Böse unvermuthetes Unglück befällt. Niemanden ist unbekannt, was Gott Kindern, die ihren Aeltern gehorsam seyn würden, vormals versprochen hat. Nun giebt es einige Belohnungen des Gehorsams, die natürlich, das ist so beschaffen sind, daß wir ihre Verbindung mit demselben einsehen können. Denn, diejenigen, die uns unter allen Menschen am meisten lieben, durch ihre Erfahrung uns lehren, durch ihr Ansehen uns unterstützen, werden gewiß wenn wir nicht selbst widerspenstig sind, sehr viel zu unserm Besten beytragen. Daß aber auch gehorsamen Kindern glückliche Begebenheiten bestimmt seyn können, deren nothwendigen Zusammenhang mit dem Gehorsam niemand so leichte würde eingesehen haben, läßt sich aus dem, was ich vorhin gesagt habe, leicht begreifen.

Also braucht der göttliche Seegen so wenig Wunderwerke, als die besondere Vorsicht. Beyde zeigen sich in solchen Begebenheiten, die mit unsern Handlungen einen natürlichen, und vor dem großen Urheber der Welt völlig entdeckten Zusammenhang haben, der aber unsern Augen verborgen ist.

Gott vom Zufalle unterscheiden, ist was größeres, als daß sich der Nutzen dieser Erkenntniß in die engen Schranken unsers gegenwärtigen Lebens einschließen lassen sollte. Nicht nur einzelne Vorfälle dieses Lebens, sondern selbst sein Anfang und sein Ende geben merkwürdige Beyspiele darzu ab. Alle treten wir es, uns unwissend, an, und oft werden wir, wenn wir am wenigsten daran gedenken, aus demselben gerufen. Kömmt dieses auf einen blinden Zufall an, so leben wir dieser Erden allein. Wird es uns von einem weisen Beherrscher, nicht nur der sichtbaren Welt, sondern auch der Geister befohlen, so sollen wir auch beständig darauf bedacht seyn, daß wir in jene andere Welt, zu deren Bürgern wir bestimmt sind, nicht ganz unbereitet kommen. Daß wir aber von der Beschaffenheit dieses künftigen Zustandes so wenig einsehen, kann man sich nur alsdenn wundern, wenn man noch nicht überleget hat, wie wenig sich von den Vorfällen des Lebens, das wir jetzo führen, zuverläßiges muthmaßen läßt.

Einen Anschlag, den wir diese Nacht gefaßt haben, wird die nächste Morgenröthe durch eine Verhinderung, die wir ohnmöglich voraus sehen konnten, zerstöhren. So gut kennen wir unsere ietzigen Umstände, in denen wir uns gegenwärtig befinden. Und

dabey sind wir misvergnügt, daß uns die zukünftigen so unbekannt sind? Und dabey verschmähen wir die Offenbarung, die unserer Unwissenheit zu Hülfe kommen will, weil wir die Gründe von allem dem, was sie uns saget, nicht allemal deutlich genug einsehen? Eben, als wenn ein lallender Knabe dem Vater oder dem Lehrer widersprechen wollte, weil er nicht einsähe, worzu es ihm nüße, dieses oder jenes zu thun, oder zu lernen.

Uns muß genug seyn, daß uns dieses zu glauben, ein Gott befiehlet, der in Dingen, die uns täglich vor Augen liegen, so viel, das alle unsere Erwartung und unsere Vorstellung übersteiget, bewerkstelliget, daß wir in jenen Dingen, die von unserer Erkenntniß so entfernt sind, entweder ihm allein glauben, oder allen Vorschriften der Vernunft widersprechen müssen. Eines weisen und gütigen Fürsten Befehle werden von den Unterthanen willigst bewerkstelliget, ob es gleich die Umstände nicht zugelassen haben, die Ursachen derselben bekannt zu machen. Wollen wir denn den Befehlen Gottes mit Widerwillen gehorchen, von dem wir versichert sind, daß Er weder irren kann, noch uns schaden will? Denn uns sollte wohl etwa die Weisheit, welche die Welt regieret, in ihren geheimen Rath lassen, und uns durch Vorlegung aller Urkunden überführen, die Ordnung unsers Heils habe nicht anders eingerichtet werden können, als sie eingerichtet worden ist. Unsere Augen werden vielleicht zur Einsicht in diese Geheimnisse scharf genug seyn, da sie nur etwa bey menschlichen Angelegenheiten so blöde sind?

Daß

Daß endlich unter allen irdischen Dingen, auch die am gewissesten scheinen, so gar nichts gewiß ist, muß die Neigung zu so vergänglichen Sachen auf das kräftigste vermindern. Es muß uns wenig kosten, Güther zu verlassen, deren Besitz so unsicher ist. Das ist nicht unser wahres Leben, in dem wir uns ietzo befinden. Sterben heißt bey uns, was bey einem Knaben das Spielzeug wegwerfen heißt. Gleichwohl hat der Beherrscher der Welt gewollt, wir sollten ein Theilchen von dem Anfange unsers Lebens auf diesem Erdballe zu bringen. Also hat er einige Liebe zu den irdischen Sachen in uns gelegt, damit wir uns dieses Gefängniß desto leichter gefallen liessen; und die Schönheit des Ewigen vor unsern Augen verhüllet, damit sie uns nicht völlig einnähme, und wir dessen, was wir ietzo thun sollen, gar vergässen. Doch uns Sterblichen scheinen die irdischen Dinge, weil sie uns nahe sind, meistens größer, als die entfernten Güther der Ewigkeit: ohngefähr, wie ein Unerfahrner den erborgten und fleckichten Schimmer des Mondes, jenem eigenthümlichen und reinen Lichte vorziehen möchte, das von dicht beysammenstehenden Sternen aus unermäßlicher Weite zu uns kömmt, und deswegen einem Wölkchen gleichet. Damit uns dieser Irrthum nicht gänzlich verführe, müssen wir die unbeständige Beschaffenheit alles Gegenwärtigen betrachten. Unser Geist, der nach einer ewigen Glückseeligkeit strebet, wird alsdenn einsehen, das sey nicht sein wahres Glücke, das so flüchtig ist; und wird ein anderes eifrig wünschen, bey dem er nicht mehr den Schwachheiten seines Körpers, der Tyranney seiner Affecten, der Herrschaft

von Menschen, die Sklaven ihrer Affecten sind, unterworfen seyn; und in Erkenntniß der weisesten Gesetze, nach denen Begebenheiten bestimmt worden sind, die ihm hier unregelmäßig schienen, in Verehrung ihres unendlichen Urhebers, eine glückselige Ewigkeit zubringen wird.

Nur die Schwachheit unserer Einsicht hat uns also verleitet, das Glück in den Himmel zu erheben, welches bey Gott gar nicht statt findet; und selbst unter den Bewohnern des Erdballes, bey jedem desto weniger Macht hat, je mehr er, so viel Menschen können, den göttlichen Vollkommenheiten nachahmet. So ist der Herrscher beschaffen, dem man noch keinen würdigen Beynahmen gegeben hat, weil man noch keinen hat finden können, der das Lob aller Fürsten in einem einzigen Worte begriffe. Darf ich ihn wohl mit einem seiner geringern Titel, durch welchen allein er doch so viele Könige übertrifft, nennen? Der Beschützer der Akademie. Europa siehet es mit Erstaunen, wie Ihm, bey Erweiterung seiner Herrschaften, bey Beschützung seiner Unterthanen, bey Erhaltung des ewigen Ruhmes eines Siegers, eines Friedfertigen, eines Vaters des Vaterlandes, nie was Unerwartetes vorgefallen ist, nichts die Weisheit seiner Rathschläge umgestoßen, nichts seinen Lauf zu ändern genöthiget, oder nur gehindert hat. Als das höchste Siegeszeichen unter so vielen, könnte Er das gefesselte Glück setzen, oder sich einer Vertraulichkeit mit der gehorchenden Glücksgöttinn, wie vormahls Servius Tullius, rühmen; wenn Er nicht richtiger urtheilete, daß nur alsdenn das Glücke nicht fehlet, wenn

es Klugheit und Gerechtigkeit zu Begleiterinnen hat. Doch, sein Lob, und die Wünsche der Unterthanen für sein Leben, das ist, für ihr eigen Wohl, will ich erhabenern Geistern vorzutragen überlassen.

Vom Gebrauche der Glücksfälle,

Zusatz zu der Schrift, welche von der Kön. Preuss. Akad. der Wiss. den Preis auf das Jahr 1751 erhalten hat.

Meine Absicht ist, noch etwas Weniges von dem Gebrauche derjenigen Begebenheiten zu erinnern, die an sich selbst zwar nach ewigen und vollkommen weisen Gesetzen erfolgen, uns aber wider alle unsere Erwartung und Hoffnung begegnen.

Bey einigen dieser Vorfälle verhalten wir uns als bloße Zuschauer, andere haben einen Einfluß in unsern Lebenslauf, daß solcher anders wird, als er ohne sie gewesen wäre. Ich will jede Art besonders betrachten, und von denen, die uns am nächsten angehen, den Anfang machen.

Wenn uns bey den Bemühungen, die wir zu Erfüllung unserer Wünsche anwenden, auch die sogenannten Zufälle günstig sind, welche sich ereignen, ohne daß wir etwas deßwegen gethan hätten, so darf ich wohl niemanden erinnern, daß er dabey Gott, als den Beschützer unserer Unternehmungen verehren, und sich dieses zufälligen Glückes zu vollkommener Erreichung seiner Absichten auf das klüglichste bedienen soll. So sind wir alle von Natur geartet, daß wir zu Erlangung desjenigen, wornach wir streben, Alles an-

wenden, was uns Ueberlegung gewähret und Zufall darbietet; möchten wir nur allezeit daran denken, daß es eigentlich Gott und nicht ein Zufall ist, der es uns darbietet. Aber die Frage scheinet mir etwas schwerer; was wir thun sollen, wenn Alles wider uns streitet, was vorher zu sehen, oder aus dem Wege zu räumen über unsere Kraft ist? Ist es nicht kleinmüthige Zaghaftigkeit, alle Hoffnung so gleich sinken zu lassen, wenn einige Versuche unglücklich abgelaufen sind? Ist es aber auch nicht zu verwegen mit dem Schicksale zu streiten, das Willige führet, und Widerwillige fortreißt? Ich gestehe es, meiner Einsicht nach lassen sich schwerlich allgemeine Vorschriften, wie in der ganzen Sittenlehre überhaupt geben, die zugleich zu aller Anwendung auf besondere Fälle bestimmt genug wären. Doch deucht mich, wer alle Umstände genau überlegen will, wird es dahin bringen können, daß er entweder gar nicht fehlet, oder bey einem unvermeidlichen Irrthume leichter Verzeihung zu hoffen hat. Die Winde zwischen den Wendekraisen, die beständig zu gesetzten Zeiten, und nach bestimmten Richtungen wehen, haben vieler Schiffe Verderben verursachet, ehe man sie recht hat kennen lernen; iezo wissen die Seefahrer entweder sie zu vermeiden, oder sich derselben zu ihrem Vortheile zu bedienen. So können wir durch fleißige Beobachtungen, und Aufmerksamkeit auf alle Umstände dahin gelangen, daß wir selbst bey den Begebenheiten, die anfänglich auf ein bloßes Ungefähr anzukommen scheinen, bestimmte Gesetze wahrnehmen, deren Kenntniß uns in den Stand setzen, entweder solche zu vermeiden, oder uns ihrer, wie ein

Schiffer

Schiffer des Windes, der ihm nicht vollkommen günstig ist, mit Laviren zu bedienen.

Doch ist auch das gewiß, diese Beobachtungen lassen sich nicht allezeit ohne unsere Gefahr anstellen; Indem wir vielerley versuchen, unsern Zweck zu treffen, und die Hinderniße aus dem Wege zu räumen, so ist oft nicht nur unsere Arbeit vergebens, sondern wir leiden noch selbst vielleicht Schaden. Daß wir alle Gefahr vermeiden wollten, darauf dürfen wir nicht denken, denn da müßten wir gar nichts unternehmen: haben wir aber so viel Sorgfalt, als in unsern Vermögen stehet, angewandt, daß dasjenige, was sich zutragen kann, uns so wenig Schaden, als möglich thut, so müssen wir dem Glücke so viel überlassen, daß uns der Verlust nur nicht gänzlich ins Verderben stürzen kann. Die Mathematikverständigen, welche bey der Erwartung ungewisser Begebenheiten Hoffnung und Furcht berechnen lehren, haben anfänglich angenommen, daß sich eines zu dem andern verhalte, wie die Menge der möglichen Fälle, die uns vortheilhaft, zu der Menge derer, die uns nachtheilig werden. Ein Gelehrter, welcher dem großen Nahmen seines Geschlechtes Ehre macht, (*) hat erinnert, daß dieses nur statt finde, wenn jedes, was wir hoffen oder fürchten, in Vergleichung derjenigen Güter, welche wir besitzen, nichts merkliches beyträgt, so daß der Gewinst uns nicht viel reicher, und der Verlust uns nicht viel ärmer machen kann; in andern Fällen aber müssen wir nicht nur die Größe desjenigen, was wir erlangen oder verlieren können, an sich in Betrach-

(*) Dan. Bernoulli, de mensura sortis, Comm. Petrop. T. V.

tung ziehen, sondern zugleich schätzen, wie empfindlich uns der Verlust sey, wie glücklich uns die Erlangung machen würde. Bey einem ungewissen Ausgange sollen wir uns also vorstellen, was wir verlieren können, und so viel wagen, als wir ohne Zittern uns geraubt sehen können.

Aber wie wir uns nun verhalten sollen Reichthum, Ehre, Vergnügen, das Leben selbst kurz alles das zu wagen, was wir unser nennen, weil uns Gott den Gebrauch desselben auf eine Ihm selbst beliebige, und uns völlig unbekannte Zeit vergönnet, wie ein Kind die Spielsachen seine nennet, die es blos aus Vergünstigung seiner Eltern gebrauchet; davon lassen sich keine allgemeine Vorschriften geben, weil man nicht den Verlust selbst, sondern die Empfindung desselben schätzen muß, und einerley Sache zu verlieren, einem mehr, dem andern weniger empfindlich ist. Man wird glauben, der Feldherr verliere alles, der das Leben in der Schlacht verlieret; Doch, wenn er in seinen letzten Augenblicken erfährt, daß sein König gesiegt hat, so wird er sich vergnügt erklären, daß er nichts verliere.

Wenn aber keine Geschicklichkeit, keine Emsigkeit uns zu Erhaltung unsrer Absichten führen kann; wenn immer neue und weniger vorhergesehene Hindernisse entstehen, so bekenne ich, daß ich geneigt bin, zu rathen, man solle Unternehmungen fahren lassen, die vielleicht dem Beherrscher der Welt mißfallen. Ohne Zweifel müssen wir bey allem, was wir uns vorsetzen, dem göttlichen Willen zu folgen bereit seyn; also müssen wir ihn auch erkennen, und da ihn uns hier keine Offenbarung

fenbarung lehret, so bleibt nichts übrig, als denselbigen, wie alles, was die Vernunft uns von Gott lehret, aus seinen Werken zu erkennen. Wir müssen also die Ordnung der Welt in Betrachtung ziehen, und was mit selbiger übereinstimmet, dem göttlichen Willen gemäß halten, von andern Dingen aber glauben, daß sie ihm zuwider sind, wenn wir diese Ordnung so eingerichtet sehen, daß solche dadurch ausgeschlossen werden. Nun erkennen wir diese Ordnung nicht anders, als aus der Erfahrung; Wir vermögen auch nicht, im Anfange voraus zu sehen, ob unsere Wünsche ihr gemäß sind oder nicht, (daß wir nichts wünschen, das uns die allgemeinen Vorschriften der Sittenlehre untersagten, setze ich zum voraus,) wenn wir uns durch wiederholte Bemühungen vergebens ermüdet sehen, so müssen wir wohl auf die Gedanken gerathen, das, wornach wir streben, lasse sich in der vollkommensten Verbindung aller Dinge nicht erhalten, von der wir ein Theil sind. Erklärte iemand diesen Ausspruch für allzuzaghaft, so würde ich ihn um Unterricht ersuchen, ob wir nicht dem Willen des unendlichen Gesetzgebers nicht allein in solchen Dingen Folge leisten sollen, von denen jeder einsieht, daß sie untersagt oder befohlen sind, z. E. Raub und Mord zu unterlassen, oder seinem Landesherren zu verehren, und seines Nächsten Glück zu befördern; sondern ob wir nicht auch bey solchen Handlungen Gott gehorsamen sollen, die man, überhaupt zu reden, weder für strafbar noch für geboten erklären kann; dergleichen sind: welche Lebensart wir der andern vorziehen sollen, was wir für Mittel anwenden sollen, unsern Unterhalt zu erwerben, und

unsern äußerlichen Wohlstand zu gründen; Müssen wir, wie ich nicht zweifele, auch hierinnen Gott gehorchen, so müssen uns auch seine Befehle bekannt werden können, und wie solches anders, als aus Betrachtung der Begebenheiten möglich ist, läßt sich meines Erachtens gar nicht begreifen. Das gestehe ich, weil unsere Bemühungen einigemal fehl geschlagen sind, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit schließen, daß sie niemals glücklicher seyn werden; Aber zur Regierung unsers Lebens ist auch keine völlige Gewißheit nöthig; genug, wenn wir so viel Versuche gemacht haben, daß wir mehrere ohne großem Nachtheil nicht unternehmen dürfen. Daß dasjenige geschehen werde, was wir verlangen, sehen wir nur mit so viel Deutlichkeit, als wir überhaupt den Zusammenhang der ganzen Welt einsehen; Aber diesen ganzen Zusammenhang konnte Gott unsern Augen nicht darstellen; sie fassen das Ganze nicht auf einmal, und sie sind nicht scharf genug, die kleinsten Theile zu unterscheiden; Also wird uns nur etwas daran entdeckt; ein unendlich größerer Theil bleibt uns verborgen: Begebenheiten, die aus diesem entspringen, sind für uns ein Ungefähr, wie das Alterthum glaubte, daß die Insekten von ungefähr entstünden, die ihren Ursprung aus unbemerkten Eyern hatten. Wir mögen also von der Vernunft zu Erreichung unserer Absichten, was wir wollen, für Rathschläge erhalten, so haben wir allezeit zu befürchten, eben diese Vernunft würde uns ganz anders gerathen haben, wenn sie vollkommener gewesen, wenn sie in den Zusammenhang aller Dinge tiefer gedrungen wäre.

Sollte also nur die Vernunft bey allen unsern Handlungen die einzige Triebfeder seyn, so würden wir alles mit einer Art von Mattigkeit unternehmen, und in unsern Bemühungen träge werden, weil wir nie gewiß wissen, ob sie nicht vergebens seyn dürften. Aber ungewisse und schwere Verrichtungen zu unternehmen, spornen uns natürliche Triebe an; Sie reissen uns auf einen Gegenstand, zu dessen Erlangung wir auch wenig Hoffnung sehen; Sie erhitzen uns, die Schwierigkeiten zu überwältigen, die uns bey gelassenem Gemüthe unüberwindlich scheinen würden. Durch sie hat Gott uns aufmuntern wollen, da wir nicht so vieler Einsicht fähig waren, daß die gewisse Voraussehung eines glücklichen Ausganges unserer Arbeit, uns zulänglich angetrieben hätte.

Darf ich wohl hieraus einen Schluß machen? Wenn dieser Trieb schwächer wird, wenn die Sehnsucht nach einer Sache, um die wir uns anfangs eifrig bemühet haben, nachläßt, so sollen wir auch mit unsern Bemühungen gelassener gehen, und Verrichtungen, zu denen wir keinen großen Antrieb mehr fühlen, nicht mit einer Art von Zwange fortsetzen. Zwey Dinge können uns zu großen Unternehmungen anreizen, die Hoffnung eines glücklichen Ausganges, und die Sehnsucht nach demselben. Empfinde ich, daß die letztere matt wird, so muß selbst auch die Hoffnung abnehmen, die von der Furcht des Gegentheils niemals frey ist, auch wenn sie ihre größte Stärke hat. Was für ein harter Zwang würde es nicht seyn, wenn ein Gesetz mir anbeföhle, um eine Sache zu arbeiten, die ich eben nicht allzu heftig verlange, und zu deren

Erhaltung

Erhaltung ich auch nicht allzu große Hoffnung habe? So lange gegentheils dieſes Verlangen ſich in mir reget, glaube ich, die Stimme der Natur zu hören, durch welche Gott uns allemal ſeine Befehle entdecket, wenn er nicht Wunder thut. Man würde ohne mein Erinnern wohl eingeſehen haben, daß ich zum voraus ſetze, unſer Verlangen ſoll nicht auf ſolche Dinge gehen, die wir, als verboten zu erkennen vermögend ſind.

Wären wir aber nicht viel glücklicher, wenn Gott uns überhaupt den Zufällen nicht unterworfen hätte? Wenn uns nichts Unerwartetes begegnete? Selbſt in einer Welt, in der uns gar nichts widriges begegnete, in einer ganz andern Welt, als die beſte iſt, in der wir uns wirklich befinden, würde dieſe Einrichtung uns nicht einmal nützlich ſeyn. Wenn wir trunken von der gegenwärtigen Luſt, die zukünftige mit völliger Gewißheit und Deutlichkeit voraus ſähen, würden wir wohl jemahls ganz nüchtern werden, unſere Geſchäffte mit geſetztem Gemüthe zu verrichten? Begegnet uns aber, wie in der Welt wirklich geſchiehet, nicht lauter Glück, ſondern Gutes mit Böſen vermenget, wer ſollte ſich wohl wünſchen, allen Schmerz, den er künftig zu erwarten hat, durch die gewiſſe Vorherſehung im voraus zu fühlen?

Man ſetze, da der Herr von Maupertuis, die Geſtalt der Erde zu beſtimmen, abreiſte, ſey ihm alles vorher geſagt worden, was ihm begegnen würde; Schiffbruch, unerträgliche Kälte, unergründlicher Schnee, langweilige Jahre, unter Völkern, die kaum menſchliche Geſtalt haben, zuzubringen, in dem

ſtrengſten

ſtrengſten Froſte und oft vergebens durchwachte Nächte, ſchreckliche Gebürge, wo man Wälder aushauen mußte, Sternwarten daſelbſt anzulegen; die verdrießliche Wahl, von Heeren blutgieriger Mücken zerſtochen zu werden, oder im Rauche zu erſticken, Abmeſſungen, die in dem glückſeeligen Frankreich mühſam genug waren, auf dem Eiſe des Torneo Fluſſes anzuſtellen, und endlich einen Erfolg aus dieſen Abmeſſungen, der ganz anders war, als ihn die angeſehenſten Männer haben wollten, und was damit weiter zuſammen hängt; Kann man wohl glauben, alle dieſe Weiſſagungen würden unſern Präſidenten zu ſeiner Unternehmung ſehr aufgemuntert haben? Ich weiß es wohl, wer ihm alles vorher ſagen wollte, müßte noch mehr in der Ferne der Zukunft zeigen: Den glücklichen Ausgang eines ſo großen Unternehmens, Frankreich, wie es von ſeinem Sohne die eingedruckte Erdkugel annimmt, die es vom Newton nicht hatte annehmen wollen, Engelland, wie es Newtons Vertheidiger verehret, den Sieg über die gegenſeitige Meynung, den kein Anſehen, ſondern blos die Macht der Beweisthümer erfochten hatte, einen Triumph, den die Größe der Ueberwundenen ſo prächtig machte, die Gnade zweyer der größten Könige, des Vaterlandes, das ihn gezeuget, und deſſen, das er erwählet, endlich einen Ruhm, der ſo lange dauern wird, als die Erde. Doch dieſes alles lange zuvor zuwiſſen, ehe es ſich zutragen ſollte, hätte zu nichts weiter gedienet, als das Gemüthe durch beſtändige Unruhe zu quälen; Würde die Ausſicht einer entfernten Belohnung wohl die Empfindung des gegenwärtigen Verdruſſes unterdrücket haben?

ben? Oder wäre ein Vergnügen rein genug gewesen, wenn sich der darauf folgende Verdruß zugleich dem Auge auf das deutlichste dargestellet hätte? Ein Dichter schreibt es der göttlichen Weisheit zu, daß die Zukunft vor uns in dunkle Schatten verhüllt ist. (*) Aber die göttliche Güte hat eben so viel Theil daran. Unsere Pflicht ist, die Geschenke der gegenwärtigen Augenblicke ungesäumt zu genießen, an künftige Widerwärtigkeiten so weit zu denken, als wir etwa sie zu vermeiden thun können, übrigens einen Schmerzen, der allemal noch zeitlich genug kommen wird, uns nicht im voraus zu erregen, und eben so wenig uns von einer Hoffnung allzusehr einnehmen zu lassen, die, wenn sie eitel seyn sollte, unsere Betrübniß desto größer machen würde, ie größer unsere Einbildung von ihr gewesen ist. Nur die Hoffnung ist für Verehrer der Vorsicht unbetrüglich, daß ihnen allezeit dasjenige wiederfahren wird, was an sich selbst am besten ist.

Von einem andern Gebrauche der Zufälle wünschte ich, daß er bey mehr Menschen gewöhnlich wäre, daß wir nämlich die Gelegenheiten, gute Handlungen auszuüben, uns allemal recht zu Nutze machten, wenn sie sich uns unversehens, oder wenigstens ohne unser Zuthun darbietet. Wir sollen alle Arten von Tugend auszuüben beflissen seyn, aber wir sind nur alsdenn zu derselben wirklichen Ausübung verbunden, wenn wir Kräfte und Gelegenheit dazu haben. Fehlen mir Reichthum und Macht, so mangeln mir Mittel, andere glücklich zu machen, nicht der Eyfer, solches zu thun. Das Ver-

(*) Prudens futuri temporis exitum
Caliginosa nocte premit Deus. *Horat.*

Vermögen, Gutthaten auszuüben, ist der einzige Vorzug, um den ich die Großen beneide. (*) Zu jeder vortrefflichen Verrichtung werden zwey Dinge erfodert, edle Gesinnungen, bey dem, der sie vornimmt, und glückliche Umstände, die solchen Gesinnungen sich zu entdecken verstatten. Friedrich Wilhelm der Große besaß den erhabenen Geist eines Königs, bey dem mittelmäßigen Glücke eines Churfürsten. (**) Wie groß würde er nicht gewesen seyn, wenn seine Macht Ludwigs Macht gleich gewesen wäre, dem seine patriotische Tapferkeit so schrecklich war.

Reichthum, Herkommen, Gewalt und alles, was wir nicht von uns selbst, sondern vom Glücke empfangen haben, sollen wir also nur auf die Art gebrauchen, wie wir glauben können, daß es den Absichten Gottes gemäß sey, der uns zu Verwaltern aller dieser Güter gesetzet hat; Gelegenheiten, Unglücklichen zu helfen, oder lobenswerthe Bemühungen zu unterstützen, sollen wir nie aus den Händen lassen, denn sie dürften vielleicht nie wieder kommen; Dieses sind wir der Vorsicht schuldig, von der wir versichert seyn müssen, daß sie uns nur deswegen Kräfte giebt, Gelegenheiten darbietet, Gutes zu thun, daß wir uns derselben bedienen sollen. Einem Zufalle, wenn Alles von diesem herrührte, würden wir nichts schuldig seyn. Vielleicht vertrauet uns die Vorsicht mehr an, wenn wir das Geringe recht verwaltet haben; Vielleicht setzt sie uns

(*) How amiable a thing is doing good! Tis all, I envy great folks for. *Pamela.*

(**) Il semble que par mepris de la nature eut uni en lui l'ame d'un grand Roi à la fortune mediocre d'un Electeur Mem. de Brandenb.

uns über viel, wenn sie uns bey wenigen treu erfunden hat; Gegentheils wird sie üble Haushalter ihres Amtes völlig entsetzen können. Dieses zu hoffen und zu fürchten, würde vergebens seyn, wenn uns Zufall und nicht Vorsicht beherrschten.

* * *

Was Andern begegnet und uns unmittelbar wenig anzugehen scheinet, kann dennoch viel beytragen, uns zur Tugend zu leiten, und in ihr zu bestätigen. Ein Trauerspiel hält uns durch die künstliche Verwickelung zwischen Furcht und Hoffnung bis zum letzten Auftritte ängstlich auf, es presset uns Thränen aus, es erschüttert uns mit unversehenem Schrecken; Wollen wir Dichtern diese Gewalt über unsere Gemüther zugestehen? Sollen uns Nahmen, die wir vielleicht nie gehöret hätten, wenn Sophokles und Voltäre nicht gewesen wären, sollen uns Oedipus und Zaire ängsten? Sollen uns Erdichtungen mit eitlen Schrecken erfüllen? Und sollen uns wahre Begebenheiten, die sich vor unsern Augen zutragen, denen die Dichter ihre Erfindungen recht ähnlich zu machen suchen, wenn sie die höchste Vollkommenheit zu erreichen streben, sollen diese, sage ich, uns nicht rühren? Oder sollen wir nicht auch auf sie Achtung geben, wie sie zugleich Beweise und Erläuterungen der Vorschriften der Sittenlehre sind, unsern Verstand aufklären und in das Herze dringen?

Dieses weiter auszuführen ist unnöthig. Wie die Geschichte ein Spiegel der göttlichen Vorsicht sey; wie sie unser Gemüthe durch die vortrefflichsten Beyspiele zur Tugend lenke, haben viele gewiesen, und alles

dieses

dieſes läßt ſich auch von ſolchen Begebenheiten ſagen, die wir nicht in Büchern leſen, ſondern die ſich vor unſern Augen zeigen; Und noch mit beſſerm Grunde, weil wir von ſolchen Vorfällen meiſtens richtiger urtheilen können, als von denenjenigen, die ſich vor langen Zeiten, oder an entfernten Orten zugetragen haben, und ſo wohl dieſerwegen, als wegen anderer Urſachen, vornämlich der Partheilichkeit der Schriftſteller zweifelhafter und dunkler ſind.

Da ſo viel Schriftſteller nach Derhams Zeiten ſich mit der Erkenntniß Gottes aus den Werken der Natur beſchäftiget haben, ſo habe ich öfters gewünſcht, andere möchten auch, eben dieſe Erkenntniß aus den Verrichtungen und Schickſalen der Menſchen zu erläutern, arbeiten. Mich deucht, daraus würde ſich vornämlich die göttliche Gerechtigkeit zeigen laſſen, da ſich bey lebloſen und der Freyheit beraubten Geſchöpfen nur Macht und Weisheit entdecken können. Doch geſtehe ich, was ſo viel emſige und aufrichtige Beobachter, zumal in den neuern Zeiten von unbeſeelten und vernunftloſen Geſchöpfen aufgezeichnet haben, iſt zuverläſſiger und vollſtändiger, als die Geſchichte der Menſchen: Wenn es bey dieſer auch den Geſchichtſchreibern nicht an Aufrichtigkeit und Treue mangelte, ſo verſtellen ſich doch die Menſchen meiſtens ſelbſt, ſie ſind dasjenige nicht, was ſie ſcheinen, und daher läßt ſich über den Zuſammenhang ihrer Thaten mit ihrem Schickſale ſchwerlich ein Urtheil fällen. Doch benimmt dieſes der Geſchichte und der Betrachtung deſſen, was ſich vor uns ereignet, ihren Gebrauch nicht, die göttlichen Eigenſchaften zu erkennen, und unſer

Gemüthe zu regieren; besonders wenn wir auf die allgemeinen Gesetze sehen, die Gott sich selbst bey Beherrschung der Welt vorgeschrieben hat, und nicht unsichere Kleinigkeiten zum Grunde wichtiger Folgerungen legen, eben als wenn man nach des Herrn von Maupertuis Erinnerung das Daseyn Gottes aus der Spinnenwebe beweisen wollte.

Ueberlegen wir dieses, so ist kein Zweifel, wie wir zur Erkenntniß eines weisen, mächtigen und gütigen Gottes durch die Geschichte der Körper geführet werden, so werden uns die Begebenheiten mit Vernunft und Freyheit begabter Seelen seine Gerechtigkeit und Heiligkeit zu verehren befehlen; Wie aber Mißgeburten, Erdbeben, andere Abweichungen von dem ordentlichen Laufe der Natur nicht so viel vermögen, daß wir zweifelten, ob auch alles in der Körperwelt nach weisen Gesetzen ordentlich zusammenhänge, so wird das Glück der Gottlosen, oder das Widrige, das Tugendhaften begegnet, keinen Zweifel in uns erregen, ob der Schöpfer auch mit den Geistern billig verfahre. Soll denn ein Weiser nicht von den Werken Gottes sagen, was Sokrates von den Werken eines Schriftstellers gesagt hat: Was ich verstehe, ist alles vortrefflich; so wird auch dasjenige seyn, das ich nicht verstehe.

II.

Abhandlung von dem Einflusse der theoretischen Philosophie in die Gesellschaft.

1742.

Die Einrichtung der Welt ist nicht so gemacht, daß ein Mensch ohne den andern glücklich leben könnte. Die Bequemlichkeit, oder daß ich nicht zu wenig sage, die Nothwendigkeit erfordert es, daß wir uns öfters fremder Beyhülfe bedienen, und dieses verbindet uns wiederum, auch andern einen Theil unserer Kräfte zu widmen. Ich will die Sittenlehrer, welche unsere Pflichten aus einem angebohrnen Triebe zur Geselligkeit herleiten, ietzo weder angreifen noch vertheidigen. So viel versichert mich meine Empfindung, daß es ein sehr großes Vergnügen ist, andere glücklich zu sehen; und daß wir Handlungen vornehmen, zu denen uns nur dieses Vergnügen antreibe, und für die uns nur dasselbige genugsam belohnet. So oft ich mir vorstelle, wie unschuldig, wie rührend diese Ergötzung ist; so oft ich überlege, wie glücklich eine Welt seyn würde, in der alle Menschen für dieselbe eingenommen wären: so oft entsteht in mir der stärkste Abscheu vor denenjenigen, die sich der menschlichen Gesellschaft entziehen, und ihr Glück von dem Glücke anderer trennen wollen. Man machet einen Vorwurf von dieser Art den Philosophen, und da ich

die Philosophie sehr hoch schätze; so habe ich an diesen Vorwurf niemals ohne Verdruß gedenken können. Man glaubet insgemein, ein Philosoph sey ein Bild des Eigensinnes, ein Mann, der mit niemanden umgehen könne, als mit sich selbst und mit seinen Büchern, der sich um seine Mitbürger so wenig bekümmere, so wenig sie sich um ihn bekümmern, und der die Erkenntniß der unnützesten Wahrheit dem Wohl eines Staates nicht aufopfern würde. Diese Meynung will ich iezo angreifen; das Vorurtheil will ich iezo bestreiten, als ob die Philosophie uns der menschlichen Gesellschaft unnütz mache.

Wenn ich von der Philosophie rede, so denke ich jezo nicht hauptsächlich an denjenigen Theil von ihr, der uns unsere Pflichten und die Mittel, solche zu erfüllen, zeiget. Man ist wohl nicht leicht so verwegen, zu behaupten, daß die praktische Philosophie der menschlichen Gesellschaft unnütze sey. Vielleicht würde diese Verwegenheit nicht so gar groß seyn. Ich sehe eben nicht, womit sich derjenige um das menschliche Geschlecht verdient machet, der nach neun und neunzig Grundsätzen des Rechts der Natur den hunderten entdeckt, oder der ausrechnet, wie viel Zehntheile ein Mensch vom Geldgeize, Ehrbegierde und Wollust hat, oder der endlich die wichtige Frage ausmachet: Ob ich einen Blinden, der mir im Wege stehet, wenn mich mein Feind verfolgt, vom Stege ins Wasser stoßen dürfe? Und was es noch sonst für Dinge giebt, davon diejenigen plaudern, die die Unverschämtheit haben, die praktische Philosophie zu lehren, ohne daß sie sich in den Geschichten und den bürgerlichen Rechten

umgesehen hätten. Indeß hat man insgemein die theoretischen Philosophen in Gedanken, wenn man sich die Philosophen als Menschenfeinde vorstellt. Man denket da hauptsächlich an diejenigen Männer, welche die Regeln entdecken, wornach unser Verstand begreifen, urtheilen und schließen muß: welche bemühet sind, die ersten Grundsätze unserer Erkenntniß aus den allgemeinen Eigenschaften aller Dinge herzuleiten, die Natur der Seele zu untersuchen, den Zusammenhang der Welt und seinen großen Urheber zu erkennen. Und damit ich diejenigen nicht vergesse, die diesem Vorwurfe am meisten ausgesetzt sind: man erkläret diejenigen andern Menschen für unnütze, die sich in die Eigenschaften der Menge und des Raums versenken, die untersuchen, was Körper durch ihre Figur, Größe und Bewegung vermögen, die unsern Augen die entfernten Weltkörper nähern, und unzählige Kleinigkeiten in der Natur sichtbar machen, und uns die wahren Gründe von den wunderbarsten Begebenheiten entdecken.

Diese Arten von Gelehrten sind es, die ich vertheidigen will, von diesen will ich behaupten, daß ihr Fleiß sie nicht verhindert, würdige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu seyn, und sie nicht abhält, ihre Kräfte zur Beförderung des gemeinen Besten anzuwenden.

Was ist denn wohl das stärkste Band der menschlichen Gesellschaft? Ist es nicht die Fähigkeit der Seele, die uns zu Menschen machet, die Vernunft? Es ist wahr, viele unvernünftige Geschöpfe suchen ihre Nahrung Heerdenweise; sie stehen einander bey, und es ist

beynahe, als ob sie gewisse Pflichten und Einrichtungen der Gesellschaften beobachteten; doch was sie aus einem Triebe thun, dessen Quell uns unbekannt ist, dazu muß einen Menschen die Vernunft noch viel stärker antreiben. Diejenigen, die uns die Thiere beständig zum Muster vorstellen, diejenigen, die den erbaulichen Spruch stets im Munde führen: Kein Wolf fresse den andern, keine Krähe hacke der andern die Augen aus, haben gewiß noch nie angemerkt, wie ein Knochen, Hunde mit Hunden, ja Mopse mit Mopsen vereineiniget, und wie Kater mit Katern, Thiere von einerley Art, und noch dazu von einerley Geschlechte, aus noch andern Ursachen blutige Kriege führen. Ich muß diesen vortrefflichen Sittenlehrern und Naturkündigern solche niederträchtige Beyspiele entgegen setzen, weil sie uns auf eine so niederträchtige Art die Pflichten der Gesellschaft beybringen wollen. Nur die Vernunft, nur das Vermögen, eine Menge von Wahrheiten in ihrer Verbindung einzusehen, kann uns überführen, daß ein Mensch sein eigen Wohl durch das Wohl anderer erhalten muß; nur sie kann dem Triebe, sich an anderer Glücke zu vergnügen, die völlige Kraft geben; nur sie kann uns lehren, daß wir andere lieben, und wie wir sie lieben müssen. Dazu ist gewiß Vernunft nöthig, daß wir die Einrichtung der Gesellschaft, darinnen wir uns befinden, die Absichten und Neigungen ihrer Mitglieder, und die Verhältniß, in welcher wir mit ihnen stehen, erkennen. Wir müssen einsehen, was unsere Thaten mit dem Endzwecke der Gesellschaft für eine Verknüpfung haben, was sie bey dem oder jenem Mitbürger für eine Wirkung hervorbringen werden.

den. Wir haben nicht allemal lange Zeit zu überlegen. In einem Augenblicke müssen wir öfters über unsere Bewegungsgründe urtheilen, die Hinderniſſe wegräumen, unsere Handlungen nach ihrem Zwecke richten, und ihre entfernten Folgen voraus sehen.

Setze ich dieses zum Grunde, so folget, daß alles dasjenige uns der Gesellschaft nützlicher machet, was unsere Vernunft verbessert, unsere Einsicht stärket, und uns fähig machet, einen großen Zusammenhang von Wahrheiten deutlich und geschwinde zu überdenken. Dieses aber thut die theoretische Weltweisheit. Sie erweitert den Raum unsers Geistes für mehr Begriffe, als ungeübte Seelen auf einmal fassen, sie nähert uns die entfernten Folgen eines Satzes, die ein andrer erst nach langer Ueberlegung erreichen wird. So wie uns das Vergrößerungsglas in einem Tropfen eine Welt voll Thiere zeiget, so wie uns das Fernrohr einen neblichten Stern in einen Himmel voll Sonnen verwandelt: So weiset uns die Philosophie eine Menge fruchtbarer Lehren, wo ein anderer kaum etliche trockene Sätze sieht: so entdeckt sie uns eine Menge wichtiger Wahrheiten, wo ein blödes Auge eben deßwegen nichts sieht, weil es von gar zu viel Lichte geblendet wird.

Ich gebe es zu, diese Erkenntniß mag theoretisch seyn, sie mag unmittelbar keinen Einfluß in unsere Handlungen haben, aber sie hat unendlichen Nutzen, wenn sie uns nur die Fertigkeit erwirbt, auch bey unseren Handlungen alle Umstände so zu beobachten, alle die Kleinigkeiten deutlich und geschwinde zu übersehen, die so viel Wirkung haben, und die nur der Aufmerk-

samkeit eines Philosophen nicht entwischen. Sollen wir durch unsere Thaten unser Glück befördern; so müssen wir bey denselbigen die Fertigkeit haben, vieles in weniger Zeit zu übersehen. Fertigkeiten erwirbt sich unser Geist so wenig ohne Uebungen, als unser Körper. Die theoretische Philosophie übet unsern Geist. Also hat sie einen Einfluß in unsere Thaten. Uebten sich die alten Griechen nur deswegen im Ringen, damit sie blos in den Spielen siegen möchten? oder thaten sie es nicht vielmehr, ihren Leib stark und gewendig zu machen? Lernet man deßwegen nur tanzen, um auf einem Balle seine Geschicklichkeit zu zeigen? oder ist eine gute Stellung hierbey nicht insgemein der vornehmste Endzweck? Ich würde der theoretischen Philosophie unrecht thun, wenn ich sie diesen Uebungen gleich schätzen, wenn ich sie nur als ein Werkzeug, uns zur Gesellschaft geschickt zu machen, anpreisen wollte. Sie hat ihren eigenen Werth; sie giebt uns das edelste Vergnügen, sie verdienet unsere Bemühungen, weil wir der Erkenntniß fähig, weil wir Menschen sind; aber sie machet uns auch zu Bürgern geschickt.

Wie? giebt es denn nicht Leute, die, ohne daß sie etwas von den Grillen der Weltweisen gewußt, der menschlichen Gesellschaft großen Nutzen gebracht haben? Ich leugne es nicht; aber ich habe auch noch nicht behauptet, daß uns sonst nichts der Gesellschaft nützlich mache, als die theoretische Erkenntniß. Ich will niemanden zwingen, sich mit philosophischen Sätzen zu beschäftigen, ich will nur diejenigen vertheidigen, welche sich damit beschäftigen. Wer auf seine Handlungen aufmerksam ist, wer seine und anderer

Er-

Erfahrung zu Rathe zieht, der wird sich allerdings die Klugheit zu leben erwerben, und wohl gewisser, als ein tiefsinniger Philosoph, der es nicht der Mühe werth achtet, auf seine Thaten Achtung zu geben. Ist denk aber das der Philosophie Schuld? Ein munterer Kopf, der seine Muttersprache in seiner Gewalt hat, der die Kraft eines jeden Wortes und den Nachdruck einer jeden Wortfügung weiß, leget sich auf die Dichtkunst. Er bekümmert sich aber um keine Regeln; er stellet sich schlechte Muster vor, er giebt sich keine Mühe, seine Ausarbeitungen zu verbessern. Er wird gewiß keinen so großen Ruhm erhalten, als ein anderer, der weniger Feuer, als der vorige, und weniger Stärke in der Sprachkunst besitzt, der aber alles, was er machet, nach den strengen Gesetzen der Schriftrichter und nach den vortrefflichsten Exempeln prüfet. Ja der letzte wird vor Fehlern sicher seyn, in die den ersten allzuvieles Feuer verführt. Wollte man deßwegen schließen, daß es einem Dichter unnütze sey, die Sprache zu kennen, daß es ihm Schaden bringe, aufgeweckt und feurig zu seyn? Alsdann werde ich es auch zugeben, daß man aus den Fehlern großer Weltweisen, aus dem glücklichen Fortgange, den die Handlungen Unwissender haben, schließen darf, die theoretische Philosophie sey in dem gesellschaftlichen Leben unnütz und schädlich.

Und wenn die Handlungen derer, die keine Philosophen sind, wohl ablaufen, ist es denn allezeit ihrem Verstande zuzuschreiben? Oder ist das Sprüchwort unbekannt, daß Gottes Weisheit und der Menschen Thorheit die Welt regieren? Ein Fürst, ein Staats-

mann thut öfters etwas, das er unterlassen würde, wenn er seinen Neigungen weniger folgte, oder wenn er mehr überlegte. Indessen fließt etwas Gutes daraus, daß niemand sich Anfangs mit Vernunft versprechen konnte. Wie wird nicht ein Tacitus die Staatskunst dieses Herrn erheben, die in der That in einem Fehler besteht?

Man wende mir wider den Beweis, den ich gegeben habe, nicht etwa ein, ein Geist, der sich nur in theoretische Untersuchungen vertiefe, mache sich unfähig, über praktische Wahrheiten zu denken. Dieses würde zu befürchten seyn, wenn die Philosophie, so wie ich sie beschrieben habe, eine einzige Wissenschaft, und ihr Gegenstand nur eine gewisse Art von Dingen wäre; da hätte es einigen Schein, daß derjenige, der sich nur darauf aufmerksam zu seyn gewöhnt hat, ungeschickt würde, über etwas anders zu denken, wie es Maler giebt, die sich die Fertigkeit erworben haben, eine gewisse Art von Gemälden, aber auch nur diese Art, sehr schön zu malen. Doch so sehr sich ein Unwissender in der Zergliederungskunst irret, wenn er sich die Menge von Muskeln, die unsern Leib decken und bewegen, als ein einziges und zusammenhangendes Stücke Fleisch vorstellt; so sehr betrügt sich derjenige, der sich die Philosophie und die Meßkunst als eine einzige Wissenschaft einbildet. Bald muß der Philosoph alle Körper aus seinen Gedanken verbannen; bald muß er auf alle Eigenschaften der Körper aufs genaueste Achtung geben. Jetzt betrachtet er an ihnen nichts, als die Ausdehnung. Jetzt weiß er alle ihre verschiedenen Kräfte von einander zu unterscheiden. Jetzt

lernet

lernet er, durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, die Wirkungen seiner Seele und ihre Quellen erkennen. Jetzt zergliedert er einen Leichnam, den Aberglauben und thörichte Gewohnheit wünschten unnütze verfaulen zu lassen. Für ihn ist der Erden Schooß von Metallen schwanger, und ihre Oberfläche an Pflanzen fruchtbar. Für ihn strahlet das Gestirn des Tages mit siebenfachem Lichte. Für ihn schmücket sich die Nacht mit einer unzählbaren Menge Sonnen. Nichts ist so groß, daß sein Verstand nicht etwas davon begreifen sollte; nichts so klein, daß es sich seinen Blicken gänzlich entzöge. Seine Erkenntniß hat einerley Gränzen mit der Welt. Ja, sie wird von der Welt nicht umgränzt; sie erhebt sich zu dem unendlichen Schöpfer.

Sollte nun ein Geist, der so viele, so unterschiedene Wahrheiten begreift, blos seine Pflichten zu begreifen ungeschickt seyn? Sollte derjenige, der die Regeln und die Fertigkeit, richtig zu denken, in seiner Gewalt hat, nur in praktischen Dingen nicht richtig denken können? Sollte der, der durch die künstlichen Versuche zu entdecken weiß, was die Natur vor uns sich gleichsam zu verbergen bemüht, die Absichten anderer nicht errathen; die Mittel, seine Absichten zu erhalten, nicht finden können? Sollte für den die Verfassung einer Republik zu hoch seyn, für den die Gesetze des Himmels und der Natur nicht zu hoch sind?

Ich würde noch nicht alles angeführt haben, wodurch die theoretische Philosophie uns vernünftig handeln lehret, wenn ich blos davon reden wollte, wie sie den Verstand ausbessert. Sie hat einen stärkern Einfluß in unsern Willen.

Vielleicht wird man, indem ich dieses erwähne, an die theoretische Wahrheiten gedenken, welche Gründe der Sittenlehre sind; vielleicht wird man daran gedenken, wie sie den Aberglauben und die Freygeisterey bekämpft, und durch die vernünftige Erkenntniß des Schöpfers uns antreibt, den sich offenbarenden Gott desto stärker zu verehren. Ich leugne es nicht, daß diese Vortheile sehr wichtig sind; aber sie fallen von sich selbst so deutlich in die Augen, daß ich es für unnöthig halte, weitläuftig davon zu reden. Zu der Beherrschung der Begierden, zu einer Sache, die so schwer, als nothwendig ist, haben wir vielleicht kein bequemeres Mittel, als den Fleiß, den man auf die theoretische Philosophie wendet. Was bringt die Menschen zu den Lastern? Ein leerer Raum in ihrer Zeit, den sie mit keinen andern Beschäftigungen auszufüllen wissen; ein reizendes Bild von den empfindlichsten Ergötzungen, die es werth sind, daß man ihnen zu gefallen der Vernunft und der Gottheit absaget. Aber dieses findet bey einem Philosophen nicht statt. Er hat keine Muße, an Laster zu gedenken; denn er ist stets mit Erforschungen der Wahrheit beschäftigt. Das Angenehme der Sinnen machet wenig Eindruck in ihn; denn er ist mehr für die Lust des Verstandes empfindlich. Wenn sich Orpheus mit seiner Leyer beschäftiget, so ist nichts fähig, ihn zu stören. So viel Herrschaft hat Ulysses nicht über sich; den Gesang der Sirenen würde ihn verführen, wenn er sich nicht die Ohren verstopfen, und sich an den Mastbaum anbinden ließe. Eben so, wie der Unwissende in Laster verfallen wird, wenn er nicht all Gelegenheit vermeidet,

der, wenn ihn nicht drohende Gesetze zwingen und vom Unglücke zurück halten. Und wie ist es anders möglich, als daß das sinnliche Vergnügen denjenigen sehr beherrschen muß, der von den Ergötzungen des Verstandes wenig weiß? Der Philosoph hat die Erkenntniß der Wahrheit empfunden; daher vermögen sinnliche Lüste eben so wenig über ihn, als die ohnmächtigen Reizungen gemeiner Schönheiten über denjenigen, den etwas vollkommeners fesselt. Und zeiget uns nicht die Geschichte der Philosophen selbst mehr, als einen, welcher Ehre, Bequemlichkeit, und Ergötzungen, die den Thieren mit dem Menschen gemein sind, der Untersuchung der Wahrheit aufgeopfert hat? Zwar seine ganze irdische Glückseligkeit, das ganze Wohl seines Körpers wegen der Ausbesserung des Verstandes hindanzusetzen, das kann ich nicht für billig halten; aber ich glaube auch nicht, daß die Philosophie jemanden hierzu verführen werde. Sie raubet uns die angenehmen Empfindungen des Körpers nicht; sie zeigen uns nur etwas noch angenehmers in der Uebung des Verstandes. Das Vergnügen der Sinne wird auch für den Philosophen seyn, aber nur alsdenn, wenn es durch den Beyfall der Vernunft rein und daher desto rührender wird.

Er stößt Gold, Ehr und Lust, wie schöne Früchte an,
Da weiser Brauch erfrischt, zuviel verletzen kann.
Haller.

Man wird mir vielleicht hier die Erfahrung entgegen setzen: Man wird eine Menge Philosophen anzuführen wissen, die nicht philosophisch leben. Diesem Einwurfe setze ich zwo Betrachtungen entgegen: Einmal

mal muß man untersuchen, ob dieses wahre Philosophen sind, ob nicht die Begierde, reich und angesehen zu werden, ihren Fleiß öfters angefeuert hat, als das reine Vergnügen, daß aus dem Erkenntnisse der Wahrheit entsteht? und zum andern werde ich fragen, ob denn eine Einsicht in der Rechtsgelehrsamkeit oder Heilungskunst nichts helfe, unsere Güter und unsere Gesundheit zu erhalten, weil Rechtsgelehrte, sich um ihr Vermögen betrügen lassen, und Arzneyverständige ihren Körper durch unordentliches Leben schwächen? Wenn man in einen Fähler verfällt, so kömmt es nicht allezeit daher, daß man nicht Kräfte gehabt hätte, ihn zu vermeiden, sondern daß man diese Kräfte aus Nachläßigkeit und Uebereilung nicht gebraucht hat.

Bisher habe ich geredet, als hätten die theoretischen Wahrheiten selbst keinen Einfluß in den Nutzen der Staaten. So gewiß es aber ist, daß sie, auch nur durch die Uebung des Verstandes, nützliche Bürger machen: so unleugbar ist es auch, daß sie an sich selbst viele Verbindung mit dem Zustande des gemeinen Wesens haben. Man frage doch einen Unwissenden in den Geschichten, für wen er den Deutschen halte, durch dessen Erfindung seit drey hundert Jahren die Pfeile und Strumböcke ihre Kraft zu schaden, die Harnische und Mauern ihren Gebrauch zu beschirmen verlohren haben, und der ganzen Kriegskunst eine andere Gestalt ist gegeben worden? Wird er nicht auf einen Cäsar oder Eugen des vierzehnten Jahrhunderts rathen? Und wird es nicht Mühe kosten, ihn zu bereden, daß dieses alles dem mislungenen Versuche eines naturforschenden Mönchs zuzuschreiben ist?

Es

Es war ein mislungener Versuch. Die Feinde dieser Erfindung haben das, so viel ich weiß, noch nicht angemerkt. Wie schön würden sie nicht sonst ihre Beredsamkeit darüber geübt haben, wenn sie das Pulver mit den verwegensten Schmähungen angreifen, vielleicht nur deswegen, weil ihnen seine Wirkungen zu furchtbar sind.

Doch es giebt unleugbare Vortheile, die wir der Kunst zu danken haben, die durch Hülfe des Feuers Körper zerstöhret und erzeuget. Kräuter, Metalle, Thiere, bey nahe alle Dinge, welche die Erde hervorbringt und ernährt, würden uns oft ohne sie unnütze seyn, und sind uns durch sie dienstbar. Vergebens wird man die Berge aushölen, wenn man das Metall nicht aus dem Gesteine zu bringen, wenn man es nicht zu verarbeiten weiß. Vergebens wird man die Wiederherstellung eines Kranken wünschen, wenn man nicht die heilende Kraft aus den natürlichen Köpern ziehen kann. Wie oft hat nicht die Zubereitung einer Farbe, die Verfertigung eines Salzes, oder ein anderes chymisches Kunststücke, ein Land bereichert. Wie viele Werkzeuge zu unserer Arbeit, wie viele Zierrathen zu unserm Putze würden wir ohne die Schmelzkunst haben?

Kein Versuch in der Naturlehre ist unnütze, der uns eine neue Kraft der Körper entdeckt; denn worauf kömmt unsere irdische Glückseligkeit an, als daß wir die Dinge, die in der Natur sind, gebrauchen? Und was ist also mit ihr genauer verbunden, als das, was neue Wirkungen dieser Dinge zeuget. Denn das erfordere ich zu einem Versuche, der der Bemühung eines

nes

nes Philosophen werth seyn soll, daß er eine Wahrheit entdecke oder bekräftige; nicht aber, daß er die Wirkung eines Kunstzeuges sey, die man aus schon bekannten Sätzen voraus gesehen, und die nur dienet, Unwissende zu belustigen, und ihnen einzubilden, daß sie physikalische Versuche gesehen, wenn man ihnen mathematische Spielsachen gezeiget hat.

Ist denn aber wohl die Mathematik unnütze, nach deren Lehrsätzen der Kaufmann seinen Reichthum ausrechnet, deren Aussprüche die Fürsten zu Rathe ziehen, wenn sie die Erde unter sich theilen, die durch Einrichtung der Zeit, die Ordnung in den Republiken erhält, die den Schiffer kühn machet, uns die Schätze beyder Indien zu bringen, der wir es zu danken haben, daß wir in festen und bequemen Häusern wohnen, und daß wir ohne Mühe vieles durch Maschinen verrichten können, was unsere eigenen Kräfte übersteigt?

Doch das sind wohl schon praktische Dinge. Aber das dem gelehrten Pöbel so lächerliche a + b wird wohl keinen Einfluß in den Staat haben. Der wird sich nicht um die Republik verdient machen, der über Zirkeln, Parabeln und Hyperbeln zu einer krummen Linie wird. Wie werde ich diesen Einwurf entkräften? Alle praktische Lehren müssen sich auf theoretische Wahrheiten gründen. Man kann die Sätze von einem andern lernen, ohne ihre Beweise mit zu fassen; aber der erste Lehrmeister dieser Sätze würde ohne die Betrachtung nicht darauf gekommen seyn. Hätte weder Euklides, noch ein anderer an seiner Statt, uns die Eigenschaften der Verhältnisse aufbehalten; so würde

uns

uns fast alle Rechnung, der man im Handel nicht entbehren kann, unbekannt seyn. Kein Handwerker brauchet einige Geschicklichkeit, der nicht auch etwas von der Mathematik brauchte. Warum erkennt man dieses nicht? Deßwegen, weil die Sätze der Mathematik so deutlich vorgetragen werden, daß auch mittelmäsige Köpfe sie fassen und gebrauchen können, wenn sie gleich nicht im Stande sind, die Beweise davon einzusehen. Man ist nicht in allen Wissenschaften so glücklich. Manche Gelehrte erhalten nur dadurch ein großes Ansehen, weil sie in einer dunkeln Schreibart Sachen vortragen, die kein Bürger für etwas neues gehalten hätte, wenn sie ihm wären in reinem Deutsche gesagt worden. So werden viele afrikanische Blumen von uns hochgeschätzt, nicht weil sie so schön sind, sondern weil wir sie nur in geheizten Hütten sehen. Der prächtige Aster, dessen Saamen Herr Hebenstreit vor einigen Jahren aus Paris brachte, war kein solcher Zärtling. Er konnte in jedem Lande fortkommen. Er breitete sich auch bey uns aus. Dadurch verlohr er seinen Werth. Unwissende verachten ihn, als eine einheimische und gemeine Pflanze: Nur Kräuterverständige gedenken daran, daß China sein Vaterland ist.

Ueber dieses darf man sich gar nicht einbilden, man könne einen Satz eben so gut in der Ausübung anwenden, man möge ihn mit Beweisen oder ohne Beweise gelernet haben. Oefters findet etwas in einigen Fällen statt; aber wie weit man es als allgemein ansehen könne, muß nur ein Beweiß zeigen. Wo dieser nur fehlet, da werden wir den erkannten Satz unter solchen Bedingungen anbringen, darunter er falsch ist. Mit

wie vieler Arbeit lernen nicht die, denen die Arithmetik ohne Beweise beygebracht wird, solche Rechnungen, die man spielend begreift, wenn sie ein Mathematikverständiger lehret? und wie schwer, wie unmöglich wird es ihnen nicht öfters, sich in Exempeln zu helfen, die ihren oft durchgerechneten Mustern ein wenig unähnlich sind? Nur deßwegen, weil sie nicht wissen, warum sie es bey ihren gewöhnlichen Exempeln so machen, und warum sie es bey den neuen etwas anders machen müssen.

Allein, wenn man also, so wohl in der Mathematik, als in der theoretischen Philosophie, die Betrachtungen noch nicht verwirft, die zum Grunde von Ausübungssätzen dienen, so werden doch diejenigen unnütz seyn, derer Anwendung niemand zu zeigen fähig ist. Wer diesen Einwurf machet, dem kann zu seiner Beschämung gezeigt werden, daß aus solchen Wahrheiten, die im Anfange ganz unnütz geschienen haben, wichtige Ausübungen sind hergeleitet worden, Es ist eben nicht nöthig, daß der Erfinder einer Wahrheit allemal selbst ihren Nutzen zeige. Die anatomischen Bemühungen eines Ruysch waren nicht unnütz, weil sie erst einen Boerhaave geschickt machten, die Heilungskunst so vollkommen zu lehren. Die Bombe mit Gewißheit zu werfen, ist nöthig, daß man die Bewegung schwerer Körper bestimme. Aber da Galileus dieses that, dachte er nicht daran, daß seine Entdeckung Ludwig dem vierzehnten dienen würde, Algier zu bändigen.

Und warum sollen sich denn nur die Philosophen, nur die Mathematikverständigen, mit solchen Sätzen beschäf-

beschäftigen, die von augenscheinlichem Nutzen sind? Als wenn ein Gottesgelehrter sich nicht über viele Wahrheiten Mühe gäbe, in denen er ohne Verlust seiner Seligkeit unwissend seyn könnte? Als wenn ein Schüler der Rechte nicht viele Sachen lernte, die er in seinem Leben nicht vor Gerichte braucht? Als wenn ein Arzt sich mit keiner Erkenntniß beschäftigte, davon er nicht deutlich einsehe, er werde sie wider eine Krankheit anwenden können? Ihr verdient nicht den Namen der Gelehrten, niederträchtige Seelen, die ihr unter dem Vorwande, nichts unnützes zu lernen, euch nur die Mühe ersparen wollet, eure Kräfte anzustrengen. Ihr seyd noch unter den Handwerkern; denn auch ein Handwerker erwirbt sich öfters Geschicklichkeiten, die er bey seinen Verrichtungen nicht ganz nothwendig brauchet.

Eine Wahrheit mag so unnütz zu seyn scheinen, als sie will, so üben wir unsern Verstand in ihrer Untersuchung. Und es ist allezeit vortheilhaft, unsern Verstand zu üben. Wir üben uns in der Erfindungskunst an Wahrheiten, die eben nicht so gar wichtig sind; aber wir erwerben uns dadurch die Fertigkeit, nützliche Sachen zu entdecken. Manchem wird wohl die Zeit sehr übel angewandt zu seyn scheinen, die Archimedes gebraucht hat, auszurechnen, wie viele Sandkörnchen eine Weltkugel ausfüllen: Allein eben der Geist, der sich hiemit bemühet, eben der, welcher die Länge des Zirkels, und die Fläche der Parabel, und die Verhältniß der Kugel zur Walze bestimmt hatte, mußte Syrakusa durch die sinnreichsten Erfindungen nützen und es vor den Feinden beschirmen. Der Soldat

brachte ihn vielleicht um, da er auf eine neue Maschine zum Verderben der Römer sann, und er starb mit eben dem Verdienste um den Staat, als wenn sein Blut die Mauern besprützt hätte. Wenn man sich also mit Erkenntniß der Wahrheit beschäftigt, so hat man zwar auf Dinge zu sehen, welche Nutzen bringen, aber man darf nicht alles verwerfen, von dem nicht gleich ein Vortheil in die Augen fällt. Man ahme den Liebhabern der Bergwerke nach. Ihre Sammlungen zeigen nicht nur reichhaltige Stufen, sondern auch Bergarten, die sich nur durch Gestalt und Glanz schätzbar machen, und sie sind zufrieden, wenn ihnen die Hoffnung und die Unkosten vieler Jahre nur zuletzt mit Ausbeute belohnet werden.

Vielleicht sind die wichtigsten Sachen nicht von Philosophen, sondern von Ungelehrten entdeckt worden. Swift glaubet eine Spötterey vorzubringen, wenn er die Anmerkung machet: Wir hätten solche vortreffliche Erfindungen, als das Schießpulver, die Buchdruckerey, der Compaß sind, den dunkelsten Zeiten und dem dummsten Volke, den Deutschen, zu danken. Ich scheue mich nicht, den Namen dieses Volkes auszuschreiben: Er hat es unterlassen, ich weiß nicht, ob dieses seine Furcht oder seine Scharfsinnigkeit anzeiget. Wenn er die Deutschen für dumm hält, so geschieht es vielleicht deßwegen, weil sie zu der Zeit die Erkenntniß der Natur und der Kunst höher gebracht haben, da sich Engelland und Frankreich und Italien über scholastische Spitzfündigkeiten die Köpfe zerbrachen. Soll ich nun entscheiden, ob die Philosophen oder andere die meisten Entdeckungen gemacht haben;

haben; so wird nöthig seyn, daß ich meinen Begriff von den Philosophen erkläre. Der heißt bey mir kein Philosoph, der den Schöpfer und die Werke des Schöpfers nur aus Büchern kennen lernet, welcher Lehrlingen, die ein wenig unwissender sind, als er, fast alles beybringt, was er kurz zuvor aus mündlichem Unterrichte oder aus Schriften auswendig gelernt hat. Aber ein Kaufmann, der bey überhäuften Verrichtungen seinem Vergnügen die Zeit raubet, die er mathematischen Wahrheiten schenket; ein Hauswirth, der auf die Wirkungen der Natur mehr Achtung giebt, als er zu den gemeinsten Verrichtungen der Haushaltung nöthig hätte; ein Künstler, der das, was bey seiner Kunst merkwürdiges vorkömmt, genauer betrachtet, als andere seines gleichen; kurz, jeder, der sich am Erkenntnisse der Wahrheiten vergnügt, wird ein Philosoph seyn. Man bilde sich ein, daß ein Bootsknecht ein dünnes Stückchen Eisen mit dem Magnete bestrichen, vielleicht damit es kleinere Stückchen an sich ziehen sollte, daß er angemerkt, wie dieses Eisen, wenn es einige Freyheit gehabt, sich zu bewegen, sich nach einer gewissen Gegend gerichtet, und hiedurch auf den Compaß gerathen. Ich sage, dieser Bootsknecht sey ein Philosoph gewesen: Denn wäre er keiner gewesen, so würde er sich die Zeit mit dem Trunke oder mit dem Spiele, und nicht mit Betrachtung des Magnets vertrieben haben.

Ich setze hinzu, daß, wenn ein ganz Unwissender eine Entdeckung machet, so wird sie doch nicht von ihm, sondern nur von dem Philosophen können genützet wer-

den. Manche merkwürdige Begebenheit in dem Feldbaue, in der Gärtnerey, in andern Künsten ist den schlechtesten Leuten bekannt; aber sie gleicht einem rohen Edelsteine, den sein unwissender Besitzer weder schätzen noch vollkommen machen kann, und der darauf wartet, daß eine geschickte Hand ihm Glanz und Kostbarkeit gebe. Die Erkenntniß von dem Drucke der Luft haben wir zwo Personen zu danken, einem Gärtner und dem Galileus. Der erste konnte durch seine Maschine das Wasser nicht so hoch heben, wie er sich versprochen hatte. Dieß sah er, und weiter war er nichts fähig zu schließen. Der andere leitete aus dieser Begebenheit eine von den schönsten Wahrheiten der Naturlehre her. Das ist es, was Leibnitz saget: Die Philosophen sind von dem Pöbel nicht darinnen unterschieden, daß sie andere Sachen sehen, sondern daß sie eben diese Sachen mit andern Augen sehen. (*) Die Gründe ihrer Erkenntniß sind einerley, mit den Sätzen, die alle Leute wissen; aber sie wissen diese Gründe viel besser zu gebrauchen. Sind nun andere Menschen mit ihrer geringern Erkenntniß fähig, ihr Bestes und das Wohl der Gesellschaft zu befördern; wie viel geschickter wird nicht ein Philosoph dazu seyn, der eben diese Erkenntniß und noch eine weit größere hat?

Wenn nur nicht eben diese weit größere Erkenntniß ihn unnütz machte. Wenn er nur nicht seine Pflichten vergässe, indem er Wahrheiten fasset, und viel lernet, damit

(*) In der Vorrede zu der von ihm 1674 besorgten Ausgabe von Nizols Antibarbaro.

damit er weniger thun darf. Das wenden diejenigen ein, die da behaupten, daß ein Weltweiser

Versenkt im tiefen Traum nachforschender Gedanken.
Haller.

indem er sich über die Gränzen der Menschheit erhebet, auch vergässe, was er als ein Mensch sich und andern schuldig sey. Sie geben vor, es wäre vielleicht besser für Danzig gewesen, wenn sein Rathsherr Hevel (*) nicht lieber auf die Veränderungen des Himmels, als auf das Beste der Stadt Achtung gegeben, und ein Gesandter, der nicht so gelehrt gewesen wäre, als Grotius, würde Frankreichs Vortheile in Schweden weit mehr beobachtet haben. Wie viel dergleichen besondere Anklagen gegründet sind, will ich nicht untersuchen. Davon sehe ich noch keinen Beweiß, daß es der Philosophie eigen sey, ihre Liebhaber von Geschäfften abzuziehen. Giebt es nicht genug Leute am Hofe und in der Stadt, die, ohne daß sie wissen, was Metaphysik und Geometrie sind, über Spielen, Gastereyen und anderen Ergötzungen ihr Glücke und ihre Pflichten versäumen?

(*) Hevel wird Consul Gedanensis genannt, z. E. vor den Excerptis ex litteris ad Io Heuel. die Olhof 1683 zu Danzig herausgegeben; Auf der Selenographie und dem Prodromo Cometico hat er nur seinen Namen angezeigt. Auf einer ihm zu Ehren verfertigten Schaumünze heißt er auch Consul. Köhler beschreibt diese Münze, Münzbel. 1735. 39 St. und erklärt die Benennung für einen Irrthum, weil Hevel nicht Bürgemeister gewesen. Aber Gottsched hat mir, eben auf Veranlassung dieses Titels vom Hevel, erzählt: Die Danziger Rathsherren wollten sich nicht Senatoren nennen, weil dieser Titel in der Republik, unter deren Schutze sie stehen, was Grosses bedeute, und nennten sich also consules, a consulendo.

säumen? Auch in löblichen Sachen kann man zu viel thun. Der Philosoph, den die Vorsicht beruft, das Glück seiner Bürger in öffentlichen Aemtern zu befördern, der opfere dem allgemeinen Glücke sein einzeles, die Untersuchung der Wahrheit, auf.

Aber die alten Philosophen haben das Gegentheil gelehrt. Sie haben behauptet, man müsse sich der Welt entziehen, seinen Betrachtungen nachzuhängen, und sie haben dieses wirklich gethan. Hierbey finde ich noch viele Zweifel. Die angeführte Lehre ist nicht von allen Secten angenommen worden. Wenigstens war Aristoteles wohl kein Feind der menschlichen Gesellschaft, der Aristoteles, den man als den Vater aller philosophischen Schulfüchse ansieht, und den doch deßwegen getadelt wurde, weil er einen Putz erwählte, der einem Hofmanne anständiger zu seyn schien, als einem Philosophen. Wenn er so eine große Glückseligkeit in der Betrachtung der Wahrheit gesetzt, so hat er deßwegen die Ausübung der Tugend nicht verboten. Die Stoiker haben eben deßwegen so viel Beyfall bey den römischen Rechtsgelehrten gefunden, weil sie ihre Schüler nicht von dem gemeinen Wesen abzogen. Unter denen aber, welche diesen Satz gelehrt, werde ich vielen noch den Namen der Weltweisen streitig machen. Ich werde fragen, wodurch sie denn die Gründe der Wissenschaften befestigt, oder das Gebäude der uns bekannten Wahrheiten, vergrößert haben? Bis ich davon Proben sehe, werde ich sie nur den heiligen Müßiggängern gleich schätzen, die in die Einöde liefen, weil sie glaubten, Gott werde sich ihnen besser allein, als einer ganzen Menge Volks offenbaren, und

deren

deren Betrachtungen weiter keinen Nutzen hatten, als daß sie durch ihre Träume sich und andere verwirrten.

Und sind denn auch alle diese Philosophen so große Menschenfeinde gewesen, wie sie es haben scheinen wollen? Wäre das wohl die einzige Lehre gewesen, die ihr Mund vertheidigt und ihr Herz bestritten hätte? Man weis ja wohl die Gewohnheit der alten Weltweisen, durch wunderbar klingende Sätze sich ein Ansehen zu machen? Und vielleicht war die Begierde, ihren Betrachtungen nachzuhängen, nur ein Vorwand. Vielleicht verachteten sie die Welt, weil die Welt, sie verachtete. Oder es war ein Eigensinn, der ihnen die Menschen verhaßt machte; es war eine Nachläßigkeit, die sie hinderte, für ihr Glücke zu sorgen; Fehler, die sie haben konnten, ohne Philosophen zu seyn.

Man irret sich, wenn man glaubet, der Wahrheit nachzuforschen und seine Pflichten auszuüben, wären zwey einander entgegen gesetzte Geschäffte; oder vielmehr, niemand könne das erste thun, der nicht von dem, was man eigentlich Geschäffte nennet, müßig sey. Wofern die Naturgeschichte des ältern Plinius, das Werk, welches uns das Schicksal von seinen Schriften allein, nur darum überlassen, weil es schon genug ist, ihn unsterblich zu machen; wofern dieses Werk, sage ich, mir das Recht giebt, seinen Verfasser unter die theoretischen Philosophen zu zählen: so kann ich diesen, als ein Beyspiel anführen, meine Meynung zu behaupten. Man lese, was sein Vetter, der jüngere Plinius, im fünften Briefe des dritten Buchs, von ihm schreibt, so wird man sehen, wie die Liebe zu den Wissenschaften einen Mann seine Zeit

brauchen gelehrt, den seine Bedienung und die Freundschaft der Großen, dem Studiren gänzlich zu entziehen geschienen. Und wenn die Lebensart des Plinius uns etwa noch zu ruhig zu seyn scheint, so denke man an den Grafen von Marsigli, der den Stoff zu seiner Beschreibung des Donauflusses, nicht etwa auf einer neugierigen Reise, sondern in einem blutigen Feldzuge gesammlet hat. Wie oft hat er nicht das Schwerdt mit dem anatomischen Messer vertauscht! Wie oft hat er nicht die Lage eines Ortes, oder eine Merkwürdigkeit der Natur zu beobachten, sich in Gegenden gewagt, wohin der Philosoph nicht gegangen wäre, wenn ihn nicht der Held begleitet hätte! Wie viel Entdeckungen hat er nicht gemacht, die noch ietzo, da er sie gemacht hat, manchem Gelehrten, der in seiner Studierstube, mit aller Bequemlichkeit und Zeit, die ganze Natur, seinen Gedanken nach, hat kennen lernen, unbekannt sind.

Ist denn aber durch die Weltweisen dem Staate einiger Schade geschehen? Hat ein Fürst seine Unterthanen mit neuen Schatzungen beschwert, eine Akademie der Wissenschaften zu unterhalten? Sind Reyhen von Häusern niedergerissen, Befestigungen gesprenget worden, um an ihrer Stelle astronomische Thürme hinzusetzen? Hat einer von den beyden Alexandern, der Grieche oder der Schwede, sich seinen Unterthanen entrissen, Völker, die kaum seinen Namen kannten, bekriegt, und die Welt in Flammen gesetzt, um Entdeckungen in der Naturlehre oder Sternkunst zu machen? Nein, der Philosoph hat viel zu wenig Begierden, in der Republik Unordnungen anzurichten.

Wenn

Wenn er ſich um ſie bekümmert, ſo geſchieht es zu ihrem Vortheile.

Denn wer iſt ſo unwiſſend in den Geſchichten, daß er ein Verzeichniß von den Weltweiſen verlangete, deren Verdienſte um den Staat merkwürdig ſind? Mehr der Mangel an Nachrichten, als an Beyſpielen, würde vielleicht jemand nöthigen, dieſes Verzeichniß von dem Orpheus anzufangen, der nicht nur die wilden Völker gebändigt und ſie zu Menſchen und zu Bürgern gemacht, ſondern der auch den Urſprung der Dinge, die Ordnung der Natur, und die Eigenſchaften der Gottheit unterſucht hat.

Vielleicht gehöret dieſes Exempel zu dem fabelhaften Zeittheile in den Geſchichten der Weltweiſen, die der Republik genützt haben. Ich kann andere anführen. Man weis, daß Magdeburg an ſeinem Guericken, Amſterdam an ſeinem Hyddenius und Witten, Männer gehabt, die zugleich das Glück ihrer Mitbürger, und das Reich der Wiſſenſchaften vergrößerten. Man kennet die Verdienſte eines Baco von Verulamio um die Naturlehre und um Brittannien. Und eben dieſes Brittannien erinnert mich an ſeinen Locke, der in das Innerſte unſers Geiſtes, an ſeinen Newton, der in das Tiefſte der Natur eingedrungen iſt. Wäre der Letzte nur geſchickt geweſen, allein Lichtſtrahlen zu zergliedern und unendlich kleine Größen abzumeſſen; ſo hätten ihn wohl die Lehrer ſeiner hohen Schule nicht allemal erwählt, ihre Rechte auf den Reichsverſammlungen zu beobachten, und er hätte ſich ſeinen Unterſuchungen nicht entriſſen, ſeinem Vaterlande, als Aufſeher über die Münze, die wichtigſten Dienſte zu leiſten;

sten; Dienste, die vielleicht eben so kostbar, als wichtig sind, wenn man die Wahrheiten bedenkt, die sie uns geraubet haben. Locke ward von seinem Könige geschickt geachtet, Gesandtschaften zu verwalten; man zog ihn in eine Gesellschaft, die für die Aufnahme der Handlung und der amerikanischen Pflanzörter sorgen sollte, und die erfahrensten Kaufleute sind erstaunet, daß ein Mann, der beständig den Wissenschaften obgelegen, solche Sachen tiefer und gründlicher einsah, als sie, damit sie sich ihre ganze Lebenszeit beschäfftiget hatten. Hält man nun das noch für eine leere Betrachtung, was ich im Anfange meiner Abhandlung vorgebracht habe, daß die Uebung, von theoretischen Wahrheiten zu denken, auch so viel Einfluß in praktische Ueberlegungen habe? Man findet die Beyspiele von so nützlichen Philosophen nicht nur in der glücklichen Insel, wo die Vornehmen und Reichen gelehrt, und die Gelehrten reich und vornehm sind. Auch außer derselben sind sie nicht ganz unbekannt; nur sind sie da seltener. Vielleicht liegt die Schuld an den Philosophen, indem sie keine Lust haben, eine Geschicklichkeit zu zeigen, die ihnen ihr ruhiges Ergötzen an den Wissenschaften rauben würde: vielleicht an dem Vaterlande, das seine Söhne nicht kennt, und an denen, die die Gelehrsamkeit verachten, weil sie von den Mitteln, einen Staat glücklich zu machen, so wenig Kenntniß haben: als von theoretischen Wissenschaften. In den Ländern, deren kluge Einrichtung wir so sehr bewundern müssen, als ihre Gelehrsamkeit, in Griechenland und Rom, bereiteten sich die vornehmsten Bürger dadurch; dem Staate

zu dienen, daß sie die Meßkunst und Philosophie trieben. Und ist nicht noch eine ähnliche Gewohnheit in Frankreich und Brittannien, in den beyden Ländern, die das sind, was sonst Griechenland und Rom war, die Europa durch die Gelehrsamkeit unterrichten, und durch ihre Macht und Klugheit regieren? Mitten unter den Siegen, die einen Friedrich Wilhelm groß machten, dachte er an die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften; und ein Sohn, der dieses Vaters werth war, beschäfftigte sich mit Ausführung dieses Vorhabens eben da, da er sich die Krone aufsetzte. Er zeigte Europa, in der Zeit von einem halben Jahre, einen neuen Sitz der Gelehrsamkeit und ein neues Königreich. Dem Regenten, der fast noch zu unsern Zeiten seine Unterthanen in gesittete Völker, und sein fast unbekanntes und verachtetes Land, in eines der merkwürdigsten und mächtigsten Reiche verwandelt hat, dem haben wir es zu danken, daß uns jetzo die tiefsinnigsten Wahrheiten aus einer Gegend bekannt werden, wo man vor 50 Jahren noch kaum denken konnte. Auch Dreßden würde ein Sitz der Wissenschaften geworden seyn, wofern es nicht die Unruhen des Krieges, die stets den Musen so zuwider sind, verhindert hätten. Das war die Absicht, die der Freund des Czaars, der gleich große Geist hegte, dessen Namen die Naturforscher, wie des großen Ludwigs Namen in den entferntesten Welttheilen ausgebreitet haben, der aber nicht nur, wie Frankreichs Ludewig ein Beförderer, sondern selbst ein Kenner der Wissenschaften war, und dessen Verlust die Gelehrsamkeit und die Wohlfahrt Sachsenlandes würde untröstbar gemacht haben,

haben, wenn nicht ein zweyter Friedrich August seine Stelle ersetzt hätte. Die verstorbene Königinn von Engelland schätzte sich für glücklich, daß Newton und Clark zu ihren Zeiten lebten. Die wichtigsten philosophischen Schriften, die uns Leibnitz hinterlassen, haben wir entweder ihr oder dem Eugen zu danken, denen zu gefallen sie sind aufgesetzet worden. Auch die Monarchen, die ich kurz zuvor erwähnt habe, sind Leibnitzen gnädig gewesen. Wir können niemals an den größten Philosophen gedenken, ohne unter seine Freunde die gelehrteste Königinn, die besten Regenten, und die tapfersten Helden zu zählen: Denn für einen solchen Geist sind solche Freunde nicht zu hoch.

Ich würde nicht aus meinem Vaterlande gehen dürfen, Fürsten zu suchen, welche den Werth der Wissenschaften erkennen und belohnen: Doch wie die Geschichtschreiber insgemein erst durch den Tod der großen Herren beherzt werden, ihre Fehler zu entdecken, so bin ich im Gegentheile zu furchtsam, die Vollkommenheiten der Prinzen zu erheben, die uns noch gegenwärtig sind, und uns daher desto lebhafter rühren. So viel Eindruck machet derjenige nicht in uns, der die Sorge für unser Glück schon einige Zeit einem andern überlassen hat: Ich bin also kühner, mich an sein Lob zu wagen; denn man wird nicht so scharf beurtheilen, wie weit mein mattes Lob unter seinen Verdiensten stehe.

Das gegenwärtige Jahrhundert hat alle die mächtigen Liebhaber der Wissenschaften gesehen, die ich erzählt habe. Wenn würde ich aber aufhören können, wenn ich sie alle, nur vom Julius Cäsar an bis auf den großen Leopold nennen wollte?

Vergnügen am Erkenntnisse der Wahrheit! Vergnügen! das alle sinnliche Reizungen übersteigt, das jeder Geist fühlet, wenn er werth ist, ein Geist zu heissen: Solltest du wohl der menschlichen Gesellschaft unnütz oder schädlich seyn? Nein, sonst hätte dich der Schöpfer nicht in uns gelegt, der Schöpfer, der alles in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen richtet, und uns durch eben die Triebe unsere Pflichten lehret, in deren Erfüllung er unser Glück gesetzt hat.

III.

Gedächtnißrede auf M. Theodor Lebrecht Pitscheln,

Bey einer öffentlichen Zusammenkunft der deutschen Gesellschaft zu Leipzig 1743 gehalten.

Dieser Tag, (*) welcher der dankbaren Erinnerung eines Wohlthäters gewidmet ist, sollte für unsere Gesellschaft mehr ein Tag des Vergnügens, als des Schmerzens seyn. Zwar, an den Verlust wohlverdienter Männer kann man niemals ohne einige unangenehme Empfindung gedenken, auch wenn er schon lange

(*) M. Friedr. Wilh. Stübner hatte der Gesellschaft ein Vermächtniß hinterlassen, und es ward die Verfassung gemacht, daß zu dessen Andenken jährlich eine öffentliche Zusammenkunft gehalten werden, und auch die Aufnahme neuer Mitglieder dabey geschehen sollte. M. Pitschel war von mir an einem solchen Tage, das Jahr zuvor, aufgenommen worden.

lange vorbey ist: Aber, wenn wir der Weisheit folgen, so mäßigen wir diese unsere Empfindungen, und an statt ihn müßig zu beweinen, strengen wir unsere Kräfte an, ihn zu ersetzen. Darum hat die Gesellschaft jährlich Stübnern eine Gedächtniß- und keine Trauerrede verordnet, und geglaubt, neu eintretenden Mitgliedern ihre Pflichten desto lebhafter zu zeigen, wenn sie ihnen ein solches vortreffliches Muster zu Gemüthe führete. So ist die Feyer dieses Tages von der Gesellschaft angeordnet, und einige mal gehalten worden. Doch befiehlt uns die Weisheit, nicht alles mit einer stoischen Gleichgültigkeit anzusehen, so wird man uns auch nicht für allzuweichlich halten können, wenn wir heute eben dieser Feyer nicht so vergnügt, als sonsten beywohnen. Es ist nicht nur das Andenken eines längst verblichenen Mitgliedes, dessen wir uns ietzo mit gelassenem Gemüthe erinnern; Es ist eine Menge von kaum verharschten Wunden, die wir zugleich wieder aufreissen. Die Gesellschaft hat in einer Zeit von einem halben Jahre mehr und wichtigere Mitglieder verlohren, als sie in drey Jahren erhalten hat; ohne daß ietzo der Beytritt einiger neuen Mitglieder sie für wirklichen Verlust auch nur mit Hoffnung tröstete. Ich habe ietzo nicht die völlige Größe dieses Verlustes vorzustellen: Ich soll nicht von denjenigen Männern reden, deren Stand und Ansehen unserer Gesellschaft so viel Ehre, deren Fleiß und Einsicht der deutschen Gelehrsamkeit so viel Vortheil gebracht hat: (*) Mein Gegenstand ist ein Mitglied, welches zwar vieles schon ge-

(*) Dieses gehet vornehmlich auf Drollingern, der nur vor kurzen gestorben war.

geleistet, aber doch das meiste nur noch hoffen lassen; Seinen Verdiensten ist gegenwärtige Gedächtnißrede desto eher zu gönnen, weil ihm ein zu frühzeitiges Schicksaal nicht erlaubt hat, sich selbst bekannt genug zu machen. Der wohlselige Herr M. Theodor Lebrecht Pitschel ist es, dessen Andenken ich gegenwärtig einige Minuten zu widmen habe. Da ich dieses Amt auf mich genommen, suche ich zugleich einer Pflicht gegen die Gesellschaft und einem Triebe der treuesten und zärtlichsten Freundschaft genug zu thun. Beyde diese Absichten habe ich vor mehr, als einem Jahre mit Vergnügen erfüllt, da ich den Verstorbenen unter unsere Mitglieder aufnahm: Wie gern wünschte ich, daß sie sich nicht auf eine mir so schmerzliche Art wiederum vereinigten! Sie werden, hochgeneigteste Anwesende, ihr Mitleiden gegen die Gesellschaft, und ihre Gefälligkeit gegen den Redner nicht deutlicher zeigen, als wenn sie mir auf eine kurze Zeit ein geneigtes Gehör gönnen. Vielleicht ist dem größten Theile unter ihnen der Verstorbene bekannt gewesen: Von diesen bin ich versichert, daß sie ihn für werth halten, seinem Andenken auch ietzo einige Augenblicke zu verstatten; die übrigen werden aus meiner Rede urtheilen können, ob er dieses verdiene. Denn ich werde mich bemühen, sie zu überführen, daß ich nicht nur als ein Freund von ihm, sondern auch als ein Freund von der Wahrheit rede.

So wenig das Geschlecht eines Gelehrten etwas zu seinen Verdiensten beyträgt, so billig ist es, sich seiner Eltern wenigstens alsdenn zu erinnern, wenn man ihrer Klugheit und Sorgfalt einen Theil seiner erlangten

Vollkommenheiten zu danken hat; und daß dieses bey den Eltern des Wohlseligen statt finde, haben mich seine eigene Nachrichten versichert. Sein Vater ist zu Tautenburg, im Voigtlande Prediger gewesen, und ihm schon vor einigen Jahren entrissen worden. Die Mutter hingegen hat den Tod eines Sohnes erleben müssen, der die Wirkungen ihrer Treue und Liebe beständig desto stärker empfunden, ie mehr er dieselben verdiente. Das sechzehende Jahr ietztlaufenden Jahrhunderts brachte ihn zur Welt. Eine so tugendhafte Auferziehung, als sich bey dem Stande seiner Eltern natürlicher Weise vermuthen läßt, ward mit so viel Unterrichte in den Anfangsgründen der Gelehrsamkeit vergesellschaftet, als man in den zärtesten Jahren fassen kann. Zum Beweise dieses dienet, daß er aus dem Hause seiner Eltern im 13 Jahre in die Schulpforte aufgenommen worden. Man weiß, daß diese berühmte Fürstenschule, so wenig ganz Unwissende zu Lehrlingen aufnimmt, so wenig sie ihre Lehrlinge ungeschickt in die Welt sendet. Hier arbeitete der Fleiß ihrer Lehrer, ins besondere Freytags, Henschels und Hübschens mit Vergnügen an einem Schüler, der ihre Bemühungen, theils durch die Ehre, die er ihnen, theils durch den Nutzen, den er den Wissenschaften bringen sollte, aufs angenehmste zu belohnen versprach. Alle die, so den Wohlseligen daselbst gekannt, erwähnen ihn niemals, ohne ihm einen besondern Vorzug vor seinen Mitschülern beyzulegen, welches desto merkwürdiger ist, da an diesem Orte ein so großer Hause fähiger und fleißiger junger Leute unterwiesen wird. Nach der vernünftigen Lehrart, die da eingeführt ist,

wurden

wurden ihm die Sprachen des weisen Alterthums zugleich mit seinen Werken bekannt, und er lernte nicht nur die Wörter der Griechen und Römer, sondern er machte sich auch ihren Geist eigen. Da er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, so wendete er hierbey seinen Fleiß auf die Mundart, in welcher die Bücher aufgesetzt sind, die alle menschliche Schriften an Alter, wie an Heiligkeit übertreffen. So groß aber sein Eifer in Erlernung dieser todten Sprachen war, so wenig vergaß er diejenigen, die ietzo eine nicht geringe Stelle unter den gelehrten Sprachen verdienen. Er behielt bey allen seinen Beschäfftigungen noch Zeit übrig, sich des Unterrichts zu bedienen, den man in eben dieser Schule im Französischen und Italienischen haben kann. Mit diesen Vorbereitungen kam er nunmehr vor 8 Jahren nach Leipzig, mit der Fertigkeit in den gelehrten Sprachen, mit der Kenntniß in den Geschichten und Alterthümern, die auf hohen Schulen voraus gesetzt wird. Waren seine Lehrmeister zu klug gewesen, ihn eine Metaphysik auswendig lernen zu lassen, wie von gewissen Schullehrern zu geschehen pflegt, die eben durch dergleichen Verfahren zeigen, daß sie nicht so große Philosophen sind, wie sie sich einbilden; so hatten sie ihm im Gegentheil gewiesen, wie wir von den Alten nicht nur uns zierlich ausdrücken, sondern auch vernünftig denken lernen.

Es ist bekannt, daß bey uns die vernünftige Gewohnheit herrschet, einen Theil des erstern akademischen Fleißes der Philosophie zu widmen. Daß aber der Wohlselige dieses nicht als eine Gewohnheit mitgemacht, sondern aus Ueberlegung gethan, urtheile ich

aus der Art, wie er es vorgenommen. Die meisten, wenn ihr Fleiß noch so groß ist, die Lehrstunden ordentlich zu besuchen, und was ihnen gesagt wird, zu behalten, sind vergnügt, wenn sie sich die Sätze eines einzigen Weltweisen ins Gedächtniß gepräget haben. Der Wohlselige war anders gesinnt. Wie ihn der Ruhm unsers Herrn Prof. Müllers an sich zog, so war er auch begierig diejenige Weltweisheit kennen zu lernen, die wegen ihrer Neuigkeit von einigen erhoben, von andern verachtet wird, und er erwählte darinne den Herrn Prof. Ludovici zum Anführer, und von seinem besondern Fleiße in der Naturlehre kann Herr Prof. Ludewig, ein Mitglied unserer Gesellschaft Zeugniß ablegen. So machte er sich mit einer durch die Philosophie aufgeheiterten Vernunft an die Erkenntniß der heiligen Wahrheiten, die der Hauptzweck seines Studirens seyn sollten. Ich will die Namen der Anführer, die er hierinnen erwählet, nicht hersagen; Es wird genug seyn, wenn ich melde, daß darunter alle die berühmten Männer gehören, die durch ihren Unterricht in der Gottesgelahrtheit damals der Kirche und unserer hohen Schule nützten: Einige verehren wir noch gegenwärtig, anderer erinnern wir uns, und werden uns ihrer noch lange mit betrübter und vergeblicher Sehnsucht erinnern.

Hierbey suchte er sich unter der Anführung des Herrn Prof. Gottscheds eine Fertigkeit in der deutschen Beredsamkeit zu erlangen. Dieses ist bey uns von den Schülern der Gottesgelehrten nichts ungewöhnliches, da sie die Beredsamkeit zu dem edelsten und wichtigsten Endzwecke brauchen können. Allein ich behaupte, daß

auch

auch ohne diese so lobenswürdige Absicht der Verstorbene diese Redübungen nicht würde als unnütze verachtet haben. Sein Eifer für die Ehre, und das Wachsthum seiner Muttersprache war so groß, als seine Gelehrsamkeit. Denn ich muß doch wohl diese beyden Dinge einander entgegen setzen, weil sie nach dem Urtheile vieler Leute nicht beysammen stehen können. Aber ich getraue mir zu behaupten, daß diese Verächter ihres Vaterlandes alsdenn erstlich das Ansehen haben, von ihrer Muttersprache so niederträchtig zu reden, wenn sie in den Schriften der Alten so viel Belesenheit, in der Gelehrsamkeit der Fremden so viel Stärke besitzen, als mein Freund besessen hat. Aber alsdenn weiß ich gewiß, daß sie ihre Urtheile ändern werden. Denn ietzo kann ich sie mit nichts bessern vergleichen, als mit den kleinen Seelen, die durch Verachtung der Religion ihre Einsicht zu zeigen glauben, und eben dadurch ihre Schwäche entdecken.

Dasjenige, was ich von dem Verstorbenen, in Absicht auf seinen Fleiß in der deutschen Sprache erwähnt habe, macht mir seinen Verlust, insbesondere wegen unserer Gesellschaft empfindlich. Ich darf es, ohne iemanden zu beleidigen, sagen, daß wenige so viel deutsche Gelehrsamkeit, wenn es mir erlaubt ist, diese stolze Redensart zu gebrauchen, mit so viel fremder verbunden. Ich muß mich rechtfertigen, damit es nicht scheine, als ob ich iemanden zu nahe redete. Auch von großen Liebhabern der deutschen Sprache kann man nicht fordern, daß sie mehr Zeit darauf wenden sollen, als ihnen andere nöthigere Beschäfftigungen verstatten, Beschäfftigungen, die ich nach unsern

gegenwärtigen Umständen nöthiger nennen muß, weil man von dem Fleiße, den man auf seine Mutterſprache wendet, keinen Vortheil als das bloße Vergnügen und die Hochachtung etlicher Vernünftigen zu erwarten hat. Daher fordert man von niemanden, den Reichthum der deutſchen Sprache ſich völlig eigen zu machen. Man iſt vergnügt, wenn dieſer ſich mit grammatiſchen Unterſuchungen beſchäfftiget, ein anderer in ungebundener Rede angenehm und nachdrücklich ſpricht, und der dritte mit poetiſchen Feuer rühret. Und ſelbſt unter dieſen, die ihre Mutterſprache ſolchergeſtalt unter ſich theilen, ſind wenige, die im übrigen die griechiſche und lateiniſche Sprache, die Geſchichte und Alterthümer, kurz, dasjenige zu ihrem Hauptwerke gemacht haben, was die ſtärkſten Feinde ihrer Mutterſprache gerne allein Gelehrſamkeit nenneten, wenn ſie nur das Herze hätten, die Gottesgelahrtheit, die Rechte, die Arztneywiſſenſchaft, die Weltweisheit, ſo öffentlich aus der Zahl gelehrter Bemühungen auszuſchließen, als ſie es in ihren Gedanken thun. Was hätten wir uns alſo nicht von einem Mitgliede verſprechen können, das ſo viel Liebe gegen ſeine Mutterſprache hegte, ſo viel Haß andere gegen dieſelbe bezeigen, um nur das Anſehen der Gelehrſamkeit zu erhalten, die er wirklich beſaß. Von dieſer Liebe zur deutſchen Sprache ſind uns nur wenige Wirkungen übrig geblieben. Einige grammatiſche Abhandlungen, einige Reden und Gedichte, die theils einzeln gedruckt, theils in hieſige Monathsſchriften eingerückt worden, (*) dienen

(*) Als: in die critiſchen Beyträge, und in die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, wo er ſich bey einigen die Namen: M. Tulipe, und M. Steudnizer, der andere gegeben.

nen mehr, uns die Größe unsers Verlusts zu zeigen, als uns deßwegen zu trösten, und unter seinen Papieren ist nur etwas weniges gefunden worden, das so weit ausgearbeitet wäre, daß man es der Welt vorlegen könnte. Eine einzige von diesen Schriften erfordert, daß ich sie insbesondere erwähne. Er hat verschiedene mal Gelegenheit gehabt, in der grammatischen Erkenntniß der deutschen Sprache Unterricht zu geben, und sich hierzu der Sprachlehre des geschickten Henschels bedienet, der sonst sein Lehrer gewesen war, und vielleicht ihm auch einen Theil dieser Liebe zur deutschen Sprache eingeflößt hatte. Bey dieser Gelegenheit setzte er darüber einige Anmerkungen auf. Er erklärte sich gegen mich, wenig Tage vor seinem Ende, daß er diese Anmerkungen, als ein Vermächtniß der deutschen Gesellschaft wollte gewidmet haben. Ich habe eine Abschrift davon, da unter seinen Papieren keine zu finden war, anders woher bekommen, und sie der Gesellschaft überliefert. Wir müssen von diesem Vermächtnisse nicht nach eitelm Eigennutze, sondern nach seinem innerlichen Wehrte, und nach den Umständen dessen, der es uns hinterlassen, urtheilen. Ich weiß, daß sie dieses thun, meine Herren, und daß sie es niemals vergessen worden. Pitschel sey nach Stübnern der erste gewesen, der seine Freundschaft gegen uns auch im Tode bezeigt. (*)

(*) Dieser Aufsatz macht den Anfang des IIII Stücks, von der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Nachrichten und Anmerkungen, welche die Sprache Beredsamkeit und Dichtkunst der Deutschen betreffen, Leipz. 1744; bey B. Chr. Breitkopf. Es sind nicht mehr als vier Stück von dieser Sammlung heraus gekommen.

Von des Verstorbenen Einsicht in andern Wissenschaften kann ich nur eine einzige öffentliche Probe anführen. Es ist eine akademische Schrift, von der Nothwendigkeit der Offenbarung, dadurch er sich 1740 den Gebrauch der ihm im Anfange dieses Jahres ertheilten Würde eines Lehrers der Weltweisheit erwarb. Da es mir die Zeit nicht verstattet, von dieser Schrift weitläuftig zu reden, so wage es ich auch nicht, ein Urtheil davon zu fällen, bey dem man der Freundschaft zu viel Einfluß zuschreiben möchte. Man kann sie selbst nachlesen, wenn man sehen will, ob darinnen tiefe und gründliche Schlüsse mit einer vernünftigen Belesenheit unterstützt, und in einer zierlichen Schreibart vorgetragen sind.

Es war kurz nach Vertheidigung dieser Disputation, als sich die Krankheit anfieng, die ihn nachdem hingerissen hat. Die Schwindsucht, das epidemische Uebel der Gelehrten, griff ihn aufs gewaltigste an. Heftige Blutstürzungen, die in kurzer Zeit häufig auf einander folgten, liessen sich weder durch oft wiederholtes Aderlassen, noch durch die strengste Diät, und die heilsamsten Arzneymittel hemmen, und als wenn sie für sich allein nicht furchtbar genug gewesen wären, so gaben sie durch die Stücken Lunge, die sie mit sich herausrissen, den Zustand eines so nöthigen und zärtlichen Theiles zu erkennen. Es ist bekannt, daß bey einem Zustande, wie der seinige ist, die Aerzte Lesen und Nachdenken verbieten. Grausames Verbot für einen solchen Geist! Nur zweyerley bleibt ihm zum Troste übrig; die wenige Zeit, die er noch in seinem Körper zuzubringen glaubt, durch das Bild des Todes,

durch

durch den Schlaf zu vermindern, oder sich mit einem Freunde zu unterreden. Wollte man also wohl die Linderung, welche das Letzte bringen kann, für so geringe schätzen? Auch halte ich die Stunden, die ich damals bey ihm zugebracht habe, nicht für verlohren. Was er da mit gebrochenen Worten vorbrachte, da ihm alle Anstrengung der Gemüthskräfte so sehr untersagt war, enthielt öfters mehr nützliches und wichtiges, als was andere mit vieler Ueberlegung sagen, so, wie auch einer welkenden Rose ihr Geruch angenehmer und durchdringender ist, als eine Menge frischer, aber gemeiner Blumen. Da sich gegen die meisten Leute unsere Hochachtung vermindert, wenn uns ein genauerer Umgang Fehler an ihnen entdeckt, die bey einer größern Entfernung verborgen bleiben, so traf ich im Gegentheil bey ihm desto mehr gefälliges an, je genauer ich ihn kennen lernte. Ich fand mehr Einsicht in die Meßkunst, als man sonst mit so vieler Gedächtnißgelehrsamkeit zu verbinden pflegt, mehr Kenntniß von der Arztneywissenschaft und den Theilen der Naturlehre, die man zu ihr rechnet, als man sonst bey iemanden sucht, der nicht anderer Krankheiten heilen will. Doch was will ich so weitläuftig erzählen? Ich fand in ihm einen Geist von der Art, die es alleine werth sind, Geister zu heißen; Einen eifrigen Liebhaber der Wahrheit, der keine Art von Kenntniß ganz und gar vorbey gelassen, der keinen angenehmern Lohn seines Fleißes gekannt, als die Vermehrung seiner Wissenschaft. Die wichtigsten Sätze der Weltweisheit und Religion dienten uns öfters zur Unterhaltung, und wir machten uns ein Vergnügen, davon in der Sprache und mit der

Freyheit jener glücklichen Insel zu reden, wo so viel tiefsinnige Geister das Reich der Vernunft erweitern, und die Offenbarung vertheidigen. Keiner von uns war ein Freund einer auswendig gelernten Philosophie, und eines Glaubens, der sich auf Vorurtheile stützt. Eine geringe Aufmerksamkeit entdeckte uns falsche Schlüsse, wo die Gedächtnißphilosophen unserer Zeiten Demonstrationen zu haben glauben, aber eine scharfe Prüfung wies uns unendliche Weisheit, wo die Bestreiter der Offenbarung Ungereimtheiten zu finden wünschen. Ein Umstand seines Lebens, den er mir bey den Gesprächen, die wir damals führeten, entdeckt, bringt ihm zu viel Ehre, als daß ich ihn hier verschweigen sollte. Es ist ihm kurz vor seiner Krankheit ein Schulamt in unsern Landen angetragen worden. Er hat einen Vorwand erdichtet, dieses auszuschlagen, weil er damals über zweene Punkte in unsern symbolischen Büchern Zweifel gehabt, (*) und ungewiß gewesen, ob er sich dieselben würde auflösen können, ehe ihn der Antritt seines Amts nöthigte, auf die öffentlichen Glaubensbekenntnisse unserer Kirche zu schwören. Die göttliche Weisheit bediente sich dieses Umstandes, ihn von einem Amte zurück zuhalten, dem er wegen seiner Leibesbeschaffenheit nicht hätte vorstehen können. Er erkannte diese Führung der Vorsicht, und bereuete daher sein Verfahren nicht. Seine Zweifel lösten sich endlich

(*) Ich bin gefragt worden, was das für Punkte gewesen wären, und weil etwa manchem meiner Leser diese Frage auch einfallen könnte (denn ich hoffe auch orthodoxe Leser zu haben) so melde ich hie, daß einer derselben die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe betraf. Den andern habe ich wirklich vergessen.

endlich auf, und dieses war eine unendlich größere Glückseligkeit für ihn, als der Besitz eines Amtes, wo beständig der ängstliche Widerspruch des Herzens die heuchlerischen Lippen verdammt hätte. Er wußte dabey nicht nur zu denken, sondern auch zu leben, und wich in Unterhaltung einer Gesellschaft in verschiedenen Leibesübungen, in Geschicklichkeiten, die zum Zierrathe und Ausputze einer gründlichen Gelehrsamkeit dienen, wenigen von denen, die über den Uebungen in dergleichen Dingen alles andere versäumen. Man darf sich wegen dieses Lobes, das ich ihm ietzo beylege, nicht auf meine bloße Erzehlung verlassen. Er ist kein solcher Menschenfeind gewesen, daß man nicht noch genug von seinen Bekannten anträfe, die eben dieß bekräftigen werden.

Man kann also leicht urtheilen, wie viel Vergnügen ich nebst allen seinen Freunden empfunden, da sich bey seinem Uebel eine ganz unerwartete Besserung spüren ließ. Ich würde ungerecht handeln, wenn ich verschweigen wollte, daß sich die Vorsicht hierzu der Sorgfalt und Geschicklichkeit seines Herrn Bruders, der sich ietzo in Dresden aufhält, bedienet. Wenn ich von einer Besserung rede, so wird man bey diesen Umständen leichte einsehen, daß darunter eine unvollkommene und zärtliche Gesundheit zu verstehen sey, eben wie man eine zerstöhrte Stadt wieder angebauet nennet, wenn sie sich gleich aus ihren Ruinen nicht mit derjenigen Pracht und Größe erhebt, die sie vormals gezeigt.

In diesem Zustande hat der Verstorbene die meisten seiner Aufsätze, die auch dem Drucke großentheils überliefert worden, verfertiget. Gesetzt, daß man in einigen

gen derselben Merkmale seiner Umstände fände, so wird man doch selbst daraus urtheilen, was er uns alsdenn würde geliefert haben, wenn sein Körper dem Geiste die völlige Stärke gelassen hätte.

Denn wenn man deutlich erkennen will, wie viel ihm von seinen Gemüthskräften geraubet worden, so stelle man sich einen Menschen vor, der sich mit allem Fleiße, und mit aller Geschicklichkeit vorbereitet hat, der Welt nützlich zu werden. Eben zu der Zeit, da er hierzu erst recht Gelegenheit erhält, wird ihm die Erfüllung eines so gerechten, eines so natürlichen Triebes versagt. Das beste, was er hoffen kann, ist, daß nur der größte Theil seiner Bemühungen verlohren ist, daß ein kränklicher Körper seinem Eifer die engsten Schranken seßt, und ihn den Nutzen, den andere stiften, mit einer Misgunst betrachten läßt, die ich wohl nicht für tadelhaft erklären kann: Hierbey schwebet er in der beständigen Gefahr, daß eine kleine Veränderung der Luft, eine geringe Unachtsamkeit, eine allzumenschliche Gemüthsbewegung, seinen ganzen Bau zerstöhren, alle seine Absichten niederreißen, und wenn es mir erlaubt ist, einen heiligen Ausdruck zu gebrauchen, machen kann, daß seiner vergessen werde, wie eines Todten vergessen wird. Dergleichen Betrachtungen sind so fähig, den Geist niederzuschlagen, daß er besonders stark seyn muß, wenn er dabey nur eine mittelmäßige Munterkeit behalten will.

Die Begierde zu leben, die Begierde gesund zu leben, ist allezeit natürlich und unschuldig, auch bey demjenigen, der der Welt schon genug Dienste geleistet hat, der sich die Erinnerung und das Betrauern der

Menschen

Menſchen verſprechen darf, und wie eine verblühete Blume, die den Garten einige Tage lang geſchmückt hat, deucht mich, noch etwas lobenswürdiges bey demjenigen, der einer Knoſpe gleicht, die kaum aufgebrochen iſt, der noch nicht glaubt, die Abſichten erfüllet zu haben, warum ihn der Schöpfer zu einen Einwohner der Erden gemacht hatte. Wird man alſo wohl den Verſtorbenen tadeln, wenn ich von ihm ſage, daß er noch länger zu leben gewünſcht, da ſein Wunſch aus einer ſo reinen Quelle gefloſſen? Ich bin nicht fähig, die Empfindungen, die er dabey gehabt, ſo ſtark auszudrucken, als er ſie ſelbſt in einem ſehr rührenden Gedichte ausgedrückt, das er bey den erſten Anfällen ſeiner Krankheit aufgeſetzt. Vergönnen ſie mir, M. H. ihnen daraus nur wenige Zeilen vorzuleſen:

— Herr, pfleg ich überhaupt vor dem Grabe zu erbeben,
Oder will ich Wurm mich wohl über das Geſetz erheben,
Welches Lüſternheit und Undank deinem Eifer abgedrückt,
Eh dein Cherub noch vor Eden das beflammte Schwerd gezückt?
Nein, gebeut, ich ſterbe gern; aber laß mich durch mein Sterben
Für dein niedrigſtes Geſchöpf nur ein einzig Gut erwerben,
Das ſonſt nicht erhalten würde. Wie beglückt vergeh ich dann,
Wenn ich, als ein dorrend Kräutchen doch noch brauchbar werden kann.

Doch wir müſſen uns dem Willen desjenigen unterwerfen, der die beſte Welt nach Gründen regiert, die uns unbegreiflich ſind. In ſeinem Rathe war der Tod meines Freundes beſchloſſen. Sein Uebel verſtärkte ſich wieder in den erſten Monaten dieſes Jahres, zu einer Zeit, die für ſeine Umſtände beſonders gefährlich war. Er ſah ſeinen gewiſſen Tod viele Tage vor Augen. Der Mangel des Luftſchöpfens, der aus einer

größtentheils verzehrten Lunge entsteht, eine Angst, von der man sich durch Hülfe der Zergliederungskunst nur ein schwaches Bild machen kann, quälte ihn so lange und so heftig, daß er bey ganz fremden und unempfindlichen Personen Mitleid erregte. Diese Umstände, an statt, daß sie ihn zu einer strafbaren Ungeduld hätten verleiten können, wurden von der unendlichen Weisheit als Mittel gebraucht, ihm den Augenblick erwünscht vorzustellen, der ihn davon befreyen sollte. Er erwartete diesen Augenblick mit einer Gelassenheit, von der ich zu wenig sagen würde, wenn ich sie nur philosophisch hieße. Nein, man vergönne mir, ihr den gehörigen Namen zu geben, und sie christlich zu nennen. Er war von der Nothwendigkeit und Wahrheit der Offenbarung überzeugt, er hatte sich mit einer aufgeklärten Vernunft zu jenen höhern Lehren geschickt gemacht, und wenn ich den Empfindungen, die damals in mir erregt worden, wenn ich den Erklärungen meines sterbenden Freundes trauen darf, so unterstützte ihn eine Kraft, die höher ist, als die alsdenn unterliegende Natur.

So erfolgte sein Ende den 8. May dieses Jahres. Wir können es nur in Absicht auf andere, denen er noch genützt hätte, zu frühzeitig nennen. Denn er war dazu bereitet. Wenn ihm die Vorsicht nicht verstatten wollen, einen so großen Ruhm durch gelehrte Bemühungen zu erhalten, als er wirklich hätte erlangen können, so hat sie ihm statt dieser eitlen und eingebildeten Unsterblichkeit, eine andere ertheilt, die unendlich vollkommener und glücklicher ist.

IIII.

Moraliſche Inſektenbetrachtungen.

1.

Man taucht den Finger in Waſſer, darinnen Blumen eine Zeit lang geſtanden haben: Man ſtreicht das Tröpfchen, das den Finger benetzt, auf ein Glas ab, und betrachtet ſolches durch das Vergrößerungsglas. Wenn das Tröpfchen dem Kopfe der kleinſten Stecknadel gleicht, ſo überſieht man etwa ſo viel davon, als die Spitze betragen möchte, das iſt, man überſieht eine See, in der unzählbare Würmchen ſchwimmen; wie unruhig ſind dieſe Geſchöpfe nicht! wie liſtig und eifrig auf ihren Raub, wie ſicher, obgleich ihr Meer in wenigen Minuten vertrocknen, ob man ſie gleich bald tauſendweiſe mit dem Finger wegſtreichen wird.

Der Waſſertropfen iſt unſere Erdkugel; das Räumchen von ihm, das wir überſehen, Europa. Was verſichert uns, daß uns ietzo nicht vielleicht ebenfalls ein größeres Geſchöpfe durchs Mikroſkopium betrachtet, deſſen Augenblicke unſere Menſchenalter ſind? Und wie, wenn es dieſem Geſchöpfe einfiele, uns wegzuſtreichen.

Dieſe Furcht iſt vergebens. Unſer Daſeyn iſt keinem Geſchöpfe unterworfen. Wir ſtehen unmittelbar unter dem Schöpfer. Warum? Wir beſitzen Vernunft. Was heißt das? Würde wohl das große Geſchöpfe durch ſein Mikroſkopium in Europa was anders

ſehen,

sehen, als wir im Wassertroffen? Sorgfalt für den Unterhalt seines Leibes, List und Macht, andere zu bevortheilen und zu überwältigen, Vorstellungen und Absichten, die sich nicht weiter, als auf eine sehr kleine Zeit, und einen sehr engen Raum erstrecken; das macht der meisten Menschen Vernunft aus. Gewürme zeigen alles dieses; Warum wollen die Menschen was wichtigers seyn?

2. Ein Anfänger in der Insektenkenntniß fütterte die ungestalte Bärraupe, nur zu sehen, was für eine Mißgeburt von einem Schmetterlinge daraus werden würde? Die bunte Krautraupe schien ihm viel was schöneres zu versprechen. Wie bewunderte er nicht die Pracht des Nachtvogels aus der Bärraupe, und wie dauerte es ihn nicht, daß er bis auf das folgende Jahr der Krautraupe weißen Schmetterling erwartet hatte?

Wir sind ietzo in unserm Raupenstande. Die Anmerkung ist alt. Vielleicht ist der Zusatz auch nicht neu: Man darf von der äußerlichen Gestalt der Raupe nicht auf den Schmetterling schließen.

3. Nein! die Insekten haben keine Vernunft, wenigstens keine menschliche. Sie legen ihre Eyer in welkende und mit wenigem Safte versehene Theile der Pflanzen. Sie befürchten, ein zu starker Zufluß des Saftes möchte den Jungen schädlich seyn. Die tummen Thiere! Eltern unter den Menschen haben ja die ganze Elternpflicht vollkommen erfüllt, wenn sie ihre Kinder in allem Ueberflusse erziehen, und ihnen fein viel Vermögen hinterlassen können.

4. Geschöpfe, die durch ihr seltsames Ansehen Kindern ein Grauen erwecken, das auch Erwachsene in

sich

sich nicht völlig dämpfen können, von denen manche giftig sind, und dadurch alle übrige unschuldige, als giftig in Verdacht bringen; die ihres gleichen, wenn sie auch von einer Familie wären, aufs feindseligste bekämpfen; die mit der größten Kunst aus sich selbst Gewebe machen, blos das nichtswürdigste Ungeziefer darinnen zu fangen, was sind das? Unter den Insekten Spinnen, unter den Menschen Philosophen.

5. Ich finde einen Theil der Gelehrsamkeit, der mit der Insektenkenntniß ungemein viel ähnliches hat, die philosophische Historie. Wie sorgfältig ist nicht der Insektenforscher, die kleinsten Gewürme zu untersuchen? mit wie vieler Arbeit reißt er sie nicht aus der Dunkelheit heraus, in der sie ohne seine Mühe bis ans Ende der Welt würden gesteckt haben; wie genau beobachtet er nicht ihre seltsame Lebensart, ihre Kriege untereinander die Menge ihrer Brut, von der in wenig Tagen nicht eines mehr zu finden ist, und die großentheils nicht in der Welt zu seyn scheint, den Menschen viel zu nutzen, wenn sie nur nicht da ist, ihm zu schaden? Man setze für Gewürme: Philosophen, so hat man mutatis mutandis die Bemühungen des Philosophenkenners.

Ein kleiner Unterschied ist noch zwischen beyden. Reaumur bewundert allemal die Weisheit des Schöpfers in verachteten Thieren, Brucker öfters die Thorheit der Geschöpfe in angebeteten Menschen.

6. Ein englischer Dichter hat sich sehr scharfsinnig mit einer Fliege verglichen. Den Unterschied bemerkt er, daß die Fliege nur einen Sommer, und er etwa sechzig lebt. Aber sagt er: sechzig vergangene Sommer sind gleich so kurz, als einer:

Three score summers when they are gone
Are just as short as one.

Die Vergleichung ist ziemlich richtig. Die Fliege bringt ihren Sommer mit Herumflattern, sich nähren, und Maden, aus denen ihres gleichen werden sollen, zeugen, zu. Und thun die meisten Menschen ihre sechzig Sommer über etwas anders? Es ist also wahr, sechzig vergangene Fliegensommer sind gerade so lang, als einer; und oft sind sechzig vergangene Menschensommer noch weniger, als einer. Denn wie mancher sechzigjähriger Mann ist zur Ewigkeit weniger geschickt, als er neun und funfzig Jahre zuvor war? Nur alsdenn sind sechzig Menschensommer länger, als ein Fliegensommer, wenn der Mensch diese Zeit zur Vorbereitung auf einen Zustand angewandt hat, zu dem die Fliege nicht bestimmt ist.

V.

Kritik,

das ist verdollmetschet:

Kunstgerichte über die Amalia des Herrn Fieldings,

in geliebter Briefsgestallt.

M. H.

Hier haben Sie die Frau wieder, die Sie die liebenswürdigste von der Welt nennen. Ich habe ihren Roman einmal durchlesen, und ich bin froh, daß ich damit durch bin: Um Ihnen zu erklären, was ich damit sagen will, so sollen Sie wissen, daß ich die Pamela, in jeder der drey Sprachen, in denen sie heraus ist, einmal gelesen habe, und wenn ich sie noch einmal englisch in die Hände bekäme, sie wieder lesen würde.

Wenn ein Roman uns ergötzen, bey der Aufmerksamkeit erhalten, und dahin bringen soll,

Daß Thränen endlich frey, nicht ohne Wollust quellen
v. Haller.

so müssen wir für die Hauptperson desselben eingenommen seyn. Für Herr Booth kann man es wirklich nicht seyn, den man einer Frau, wie Amalia seyn soll, für unwürdig erkennen müßte, wenn auch keine

gewesene Jungfer Matthews in der Dichterwelt wäre. Der beste Charakter, den man von ihm geben konnte, ist, den er ganz zu Ende im Zeitungsblatte bekömmt, ein müssiger Mensch, und ich gestehe, daß mich die Armuth eines müssigen Menschen ungemein wenig rühret.

Wider die Heldinn der Geschichte habe ich also gleich den Einwurf, daß sie einen Gegenstand ihrer Liebe erwählt hat, der uns von ihrer Einsicht keine höhern Begriffe macht. Es ist wahr, zu der Zeit und in dem Alter, da sie gewählt hatte, ist es ihr vielleicht zu verzeihen: Aber was Verzeihung braucht, kann deßwegen keine Bewunderung und Verehrung fodern. Die Aufführung Amaliens selbst aber in ihrem Ehestande sieht einer Frau sehr ähnlich, der an ihrem Manne sehr viel gelegen ist, und dieses viel gelegen seyn kann manchmal von einer derjenigen Triebfedern herrühren, denen Herr Booth die menschlichen Tugenden überhaupt zuschreibet, (*) ohne daß es so gewaltig viel Hochachtung verdiente.

Ihr Gehorsam gegen Herr Booth, der dieses Gehorsams so unwerth ist, siehet dem Gehorsame der Franzosen gegen ihre Könige sehr ähnlich, und der letztere Gehorsam hat dem Könige von Frankreich einen Titel zu wege gebracht, der die Franzosen eben keinem edlen Thiere gleich setzet.

Und auser diesem Gehorsame, und der Liebe gegen Herr Booth, sieht man nichts ausnehmendes bey Amalien. Ihre Schönheit empfindet der Leser nicht, und

(*) Natürliche Triebe.

und alle Beschreibungen, die Herr Fielding davon machet, rühren nicht, denn man ist dergleichen schon gewohnt,

Seit der Dichter Schöpfungskraft
Nahmen, wie die Schönen, schafft.
Kästner.

Außerdem aber würde ich doch, so wenig ich dem schönen Geschlechte zu schmeicheln pflege, Bedenken tragen, dasselbe durch eine, Amalien besonders geweihte Bewunderung zu schimpfen. Es wäre die empfindlichste Beleidigung, die man ihm anthun könnte, wenn man leugnen wollte, daß Standhaftigkeit im Unglücke, Liebe gegen einen Ehegatten, Geduld mit seinen Fehlern, mütterliche Liebe und Sorgfalt u. d. g. bey ihm so selten zu finden wäre, daß man ihm ein solches Muster dazu aus Engelland verschreiben müßte.

Behalten Sie also die liebenswürdigste Frau von der Welt für sich, M. H. und helfen Sie ihr allenfalls das Zimmer auskehren, das sie nachgehends mit ihrer Schönheit zieren soll, weil sie zu beyden nach Herrn Fieldings Einfalle gleich geschickt ist. Mich aber lassen Sie das Fräulein Summers (*) bewundern; Gewiß nicht, weil sie die geistliche Tochter eines Franzosen ist, denn ich bin allemal mehr englisch, als französisch gesinnt, und würde, wenn man mich in Engelland nationalisiren wollte, gleich zum antigallican Club treten: Aber ich denke, ein Mägdchen, das einen jungen Menschen, der sie liebt, fliehet, um seine Mutter, der sie sehr viele Dankbarkeit schuldig ist, nicht zu beleidigen, ist ein edlerer Charakter, als eine Frau, die,

(*) Die englische Waise.

einem Manne, an dem sie, um es deutsch zu sagen, einen Narren gefressen hat, nach Gibraltar nachzulaufen, die Erbschaft ihrer Mutter verscherzet. Dort herrscht die Tugend, und hier nur die Leidenschaft. Das muß ich zugestehen, daß die Geschichte von Amalien und Herr Booth eher Originale in der wirklichen Welt finden dürfte, als des Fräulein Summers seine; aber das ist eben kein Vorzug, sonst müßten die besten Romane zu ihren Helden und Heldinnen Bettelleute haben, weil diese am häufigsten zu finden sind.

Gegen das Ende, wo mehr Verwirrungen sind, und die Erzählung mehr episch, als komisch ist, (wenn Sie das nicht verstehen fragen Sie die Fr. Bennet) hat es mir noch besser gefallen, als im Anfange. Ich habe auch die wichtige Wahrheit gelernet, daß das gelehrte Frauenzimmer in Engelland ebenfalls Brantewein trinket, wie in Deutschland.

Wäre ich Amaliens Schöpfer gewesen, so hätte ich sie auf die Masquerade gehen lassen, und wenn ihr auch das Schicksal der Fr. Bennet (einen Umstand, der nur englischen Lesern nicht abscheulich seyn kann, ausgenommen) wiederfahren wäre, so hätte sie zu Herr Booth in der Grundsprache sagen können: Now we are even, und Fr. Bennet würde sich erinnert haben, daß sie in ihres Vaters Bibliothek im heiligen Hieronymus gelesen habe; Quales vobis seruari vultis vxores vestras, tales seruate vos vxoribus vestris. Ich bin ꝛc.

Lehrgedichte.

I.

Philoſophiſches Gedichte von den Kometen. (*)

Mein Lied beſchreibt den Stern, der weit von unſern Kraiſen,
Nur ſelten ſich uns naht, uns Kopf und Schweif zu weiſen
Und wenn er ſich ſo tief in unſre Welt verirrt,
Des Weiſen Neugier reizt, des Pöbels Schrecken wird.
O möchte mir davon ein ſolches Werk gelingen!
Als, wenn es Opitz wagt, Veſuvens Brand zu ſingen,
Und durch ſein Beyſpiel zeigt, auch ſo ein Vers ſey ſchön,
Der nur Gelehrte reizt, den Kinder nicht verſtehn.

(*) In den März der Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes 1744 eingerückt. Es ward durch den damaligen Kometen, den größten unter den, welche unſere Zeiten geſehen haben, veranlaßt.

Das Volk, dem die Natur das Haupt umsonst erhöhet,
Das stets den trägen Blick zur niedern Erde drehet,
Vergißt sich doch manchmal, und sieht den Himmel an,
Wenn seine Schläfrigkeit was neues reizen kann:
Bald, wenn es dunkle Nacht, am heitern Mittag, schrecket;
Da uns der schwarze Mond das Sonnenlicht verdecket;
Bald, wenn bey Phöbus Glanz, da jeder Stern vergeht,
Mit kühnem Schimmer noch die lichte Venus steht;
Bald, wenn gebrochnes Licht, das durch die Dünste strahlet,
Der Einfalt Sarg und Schwerdt und Todtenköpfe malet,
Doch kann wohl nichts so sehr der Dummheit furchtbar seyn,
Als Sterne, die um sich die blassen Haare streun,
Und wo man sie erblickt, auf schreckensvollen Schweifen,
Krieg, Pest, des Fürsten Tod, und Hunger nach sich schleifen.
O hätte diese Furcht den Pöbel nur gequält,
Wo Fleiß und Unterricht dem blöden Geiste fehlt!
Wie aber, daß darinn ihn Männer selbst bestärkten,
Die auf des Himmels Lauf geschickt und ämsig merkten?

So viel kann Vorurtheil, von Andacht unterstützt!
Der Gottheit Rachschwerdt droht, wenn ein Komete blitzt,
Dieß glaubt man, und genug, daß vor dem Wunderzeichen
Die Kenner der Natur, wie dummes Volk, erbleichen.
Doch ist die Zeit iezt hin; kaum sind es funfzig Jahr,
Da noch Chaldäens Wahn der Meßkunst Schandfleck war;
Der Mensch ist nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen;
Und daß ein Ländchen nur sein künftig Unglück sieht,
Schickt GOtt nicht eine Welt, die dort am Himmel glüht.
Der weise Stagirit, der Wolf vergangner Zeiten,
Der oft, der Meßkunst treu, sich ließ zur Wahrheit leiten,
Doch der auch öfters fehlt, wenn den verwöhnten Geist
Die Metaphysik nur mit leeren Wörtern speist,
Glaubt, daß ein Schwefeldampf, der aus der Erde steiget,
Und Bliz und Donner wirkt, auch die Kometen zeuget.
Voll Eifer kämpft für ihn der Schüler Unverstand,
Fremd in Euklidens Kunst, am Himmel unbekannt.

Doch weit aus unsrer Luft, zu den Planetenkraisen
Führt Tycho den Komet mit siegenden Beweisen. (*)
Nein, er ist etwas mehr, als irdscher Dämpfe Brunst.
Nein, Ordnung, Laufkreis, Zeit, hält kein entflammter Dunst.
Vom bunten Nordlicht an, das das Zenith bekränzet,
Bis, wo im tiefen Sumpf ein feuchter Irrwisch glänzet,
Der Drache, der den Brand weit durch die Lüfte schießt,
Sanct Telmo, (**) dessen Schein der Trost des Schiffers ist,
Der helle Balkenstreif, die angeflammten Ballen,
Der schwarzen Wolken Heer, aus dem betäubend Knallen Auf,

(*) Aristoteles hielt die Kometen für Meteoren, wie andere Luftzeichen. Der Grund dieser Meynung war offenbar die Voraussetzung, im Himmel sey Alles unveränderlich. Die Kometen schienen veränderlich zu seyn, also konnte man sie nicht in den Himmel setzen. Diese Voraussetzung, war also ein heydnischer Wahn, daß der sichtbare Himmel göttlich wäre. Und diesen Wahn vertheidigten doch die christlichen Aristoteliker. So wenig zusammenhängend haben oft diejenigen gedacht, welche verlangten, man sollte Sätze die unser ewiges Wohl entscheiden, auf ihr Ansehen, glauben. Tycho zeigte zuerst dagegen viel Wiederspruch, die Kometen müssten über den Mond erhoben seyn; Es geschehe auf Veranlaßung eines Kometen 1577. Tychon. de Brahe de mundi aetherei recentioribus phaenomenis Liber II. 1610.

(**) Eine Flamme, die sich auf den Masten und Segelstangen der Schiffe zeiget. Die Schiffer nehmen sie als ein Zeichen an, daß der Sturm sich bald legen werde. S. des P. Tachard Reise nach Siam 1. B. 36. S.

Auf blendend Licht erschreckt; dieß alles wird bewegt,
So, wie es innrer Trieb und Wind und Schwere regt:
Ganz anders ist der Lauf, den ein Kommet uns zeiget,
Der stets vom Morgen her am Horizonte steiget,
Die Sterne nie verläßt, wo er beym Anfang steht,
Und unterm Horizont zugleich mit ihnen geht,
Und morgen wiederkömmt, verrückt zu andern Sternen,
Doch ordentlich verrückt, daß, seine Bahn zu lernen,
Der Himmelskündiger nach wenig Nächten wagt,
Und seinen künftgen Ort, kühn auf die Meßkunst, sagt.
Wodurch wird eine Glut, die durch die Lüfte fähret,
So richtig fortgeführt? so lange Zeit genähret?
Wie kömmts, daß ihn zugleich der Erden Hälfte kennt?
Daß Schweden ihn erblickt, wo er in Welschland brennt?
Umsonst, ein falscher Schluß, auf Vorurtheil gegründet,
Hat erst in unsrer Luft Kometen angezündet.
Der Himmel, sagte man, ist unzerstöhrlich, rein,
Und was vergänglich ist, das muß auch irdisch seyn.
Den Irrthum müssen wir der ersten Welt verstatten;
Viel ist uns helles Licht, ihr warens dunkle Schatten;
Ihr Fleiß verdienet Lob, der stets uns nützlich wird,
Lehrt, wenn er Wahrheit fand, und warnet, wenn er irrt.
So geht denn, weitentfernt von unsrer Atmosphäre,
Der leuchtende Komet dort durch des Himmels Leere.

Du,

Du, der unendlich mehr, als Menschen sonst gelang,
Ins Innre der Natur mit kühnen Blicken drang,
O Newton! möchte doch, erfüllt von deinen Sätzen,
Mein Lied der Deutschen Geist belehren und ergötzen.
Zwar nicht von Rechnung voll, nicht in Beweisen scharf,
Doch gründlich, wie man es in Versen werden darf.

Daß sechzehn Welten stets in unverrückten Kreisen,
Im weiten Himmelsraum, um ihre Sonne reisen;
Daß ein geworfner Stein, der durch die Lüfte dringt,
Im Bogen aufwärts steigt, im Bogen wieder sinkt;
Macht beydes eine Kraft. Es muß mit gleichen Trieben
Die Sonne, der Planet, der Stein die Erde lieben.
Der Schwung von unsrer Hand ist, was den Stein erhebt;
Vom Schöpfer kam der Trieb, der den Planet belebt,
Stets mit dem Zuge kämpft, der ihn zur Sonne senket;
Durch beyde wird der Stern ins runde Gleis gelenket.
Ein ähnliches Gesetz beherrschet den Komet,
Der nur in längrer Bahn, auch um die Sonne geht,
Bald näher zu ihr kömmt, als kein Planet sich waget,
Bald hinflieht, wo es nie von ihrem Lichte taget.

Was jeder Erdball braucht vom Feuer und vom Licht,
Schickt ihm die Sonne zu, und mehr vertrüg er nicht
Zu heiß wär es für uns, dort wo die Venus gehet,
Zu kalt in jenem Raum, wo Mars sich einsam drehet;

Ob gleich, wie Lybien nebst Grönland Menschen sieht,
Auch Wesen eigner Art, so Mars als Venus zieht.
Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt, vom Aeußersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in heiße Flammen fällt?
Wer ist, der dieses glaubt? Sind da beseelte Wesen:
So ist ihr Wohnplatz nur zu ihrer Quaal erlesen.
Vielleicht hat er vordem, Planeten gleich geziert,
Den ordentlichen Lauf um einen Stern geführt,
Und ietzo muß er erst, aus seiner Bahn gerissen,
Zerstöhrt, in Brand gesetzt, durch unsern Himmel schießen.
Des Sternes wahre Bahn blieb Keplern noch versteckt;
Den Britten hat zuerst ein Newton sie entdeckt;
Noch vor ihm hatte sie ein Deutscher schon gemessen:
Doch Newton wird verehrt, und Dörfel ist vergessen. (*)

Ihr,

(*) Georg Samuel Dörfel, welcher als Superintendent zu Welda gestorben, hat, als Diaconus zu Plauen, eine Astronomische Betrachtung des grossen Kometen 1680; 1681; herausgegeben, wo er die Bahn dieses Kometen parabolisch angenommen, und in einer Zeichnung vorgestellt hat. Ich habe von diesem Manne Nachrichten gesammlet, die sich in den Schriften der Leipziger Gesellschaft der freyen Künste III. Theile 252 Seite, (Leipz. 1756) befinden. Newtons Principia sind erst 1687 herausgekommen. Beyde sind durch unterschiedene Betrachtungen auf diese Figur der Kometenbahnen geleitet worden. Dörfel, durch seine

Ihr, die ihr ſtets den Blick nach jenen Höhen werft,
Ihr, den ein Glas das Aug, den Geiſt die Meßkunſt ſchärft,
Sagt, was Verſtand und Sinn ſonſt mehr an ihm erblicket,
Als einen heißen Ball, der Dämpfe von ſich ſchicket.
Doch ſcheint uns keine Glut, die dicker Rauch verſteckt;
Es iſt entlehntes Licht, durch das er ſich entdeckt,
Das zeigt ſein matter Glanz, der jedem Sterne weichet,
Wenn er an Größe ſchon den größten Sternen gleichet.
Stark, heiter ſehn wir dort die ewgen Sonnen glühn,
Die allerkleinſten ſelbſt, die faſt dem Aug entfliehn,
Da er, dem Kraft gebricht, nur mit der Menge ſtreitet,
Und weit um ſich herum den lichten Nebel breitet.
Mich dünkt, er zeige mir des Dichters wahres Bild,
Der manches Alphabeth mit leeren Reimen füllt;
Die Zeit, die nach uns kömmt, weiß kaum, daß er geweſen.
Doch Hallern wird man ſtets mit Hagedornen leſen.
Den hellen Wölkchen gleich, zeigt ſich des Hauptes Schein,
Und einen dichtern Glanz ſchließt er im Mittel ein:
Doch

ſeine, obgleich grobe Beobachtungen; Newton, durch die Analogie, da er geſehen, ein Planet der uns nur ſelten, und kurze Zeit ſichtbar ſeyn ſoll, müſſe eine ſehr lange Ellipſe beſchreiben, und von dieſer, laſſe ſich der Theil in dem wir ihn ſehen, beynahe für eine Parabel annehmen. Hr. Kies hat auch Dörfels Andenken Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Hiſt. de l'Ac-Roy. de Pruſſe Année 1745. p. 47.

Doch nicht, wie ein Planet, den man stets rund erblicket;
Nein, höckricht, ungleich, rauh, ja öfters gar zerstücket.
Was zeigt uns dieses an, als einen Ball, der glüht,
Und den durch dicken Dampf kein Sternrohr deutlich sieht?
Was wäre sonst der Schweif, als Rauch, der von ihm eilet,
Und sich im weiten Raum von unsrer Welt zertheilet?
Weswegen wächst er sonst, je näher der Komet
Vom frostigen Saturn zur heißen Sonne geht?
Wie, daß er allemal am furchtbarsten sich zeiget,
Wenn sein erhitztes Haupt weg von der Sonne steiget?
Doch, wär er etwa wohl in reiner Himmelsluft,
Was er nicht hier soll seyn, nur ein entflammter Duft?
Vielleicht sehn wir in ihm in einen Haufen fließen
Nur Dünste, welche sich Planeten einst entrissen.
Zu unsrer Väter Zeit ward dieser Satz beschützt;
Und fällt er wohl so leicht, da ihn ein Hevel stützt?
Da ihn ein Kepler glaubt? der, ohne dessen Lehre
Ein Newton selbst vielleicht nicht ganz ein Newton wäre?
Doch könnte wohl ein Dunst so bey der Sonne seyn?
Wie plötzlich wird sie nicht den leichten Dampf zerstreun,
Da, wo die dichte Glut selbst Schwedens Eisen schmelzte,
Wenn unser Erdenball sich ihr so nahe wälzte?

Das Volk, dem die Natur das Haupt umsonst erhöhet,
Das stets den trägen Blick zur niedern Erde drehet,
Vergißt sich doch manchmal, und sieht den Himmel an,
Wenn seine Schläfrigkeit was neues reizen kann:
Bald, wenn es dunkle Nacht, am heitern Mittag, schrecket;
Da uns der schwarze Mond das Sonnenlicht verdecket;
Bald, wenn bey Phöbus Glanz, da jeder Stern vergeht,
Mit kühnem Schimmer noch die lichte Venus steht;
Bald, wenn gebrochnes Licht, das durch die Dünste strahlet,
Der Einfalt Sarg und Schwerdt und Todtenköpfe malet,
Doch kann wohl nichts so sehr der Dummheit furchtbar seyn,
Als Sterne, die um sich die blassen Haare streun,
Und wo man sie erblickt, auf schreckensvollen Schweifen,
Krieg, Pest, des Fürsten Tod, und Hunger nach sich schleifen.
O hätte diese Furcht den Pöbel nur gequält,
Wo Fleiß und Unterricht dem blöden Geiste fehlt!
Wie aber, daß darinn ihn Männer selbst bestärkten,
Die auf des Himmels Lauf geschickt und ämsig merkten?

So viel kann Vorurtheil, von Andacht unterstützt!
Der Gottheit Rachschwerdt droht, wenn ein Komete
blitzt,
Dieß glaubt man, und genug, daß vor dem Wunderzeichen
Die Kenner der Natur, wie dummes Volk, erbleichen.
Doch ist die Zeit ietzt hin; kaum sind es funfzig Jahr,
Da noch Chaldäens Wahn der Meßkunst Schandfleck
war;
Der Mensch ist nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen;
Und daß ein Ländchen nur sein künftig Unglück sieht,
Schickt GOtt nicht eine Welt, die dort am Himmel
glüht.
Der weise Stagirit, der Wolf vergangner Zeiten,
Der oft, der Meßkunst treu, sich ließ zur Wahrheit
leiten,
Doch der auch öfters fehlt, wenn den verwöhnten Geist
Die Metaphysik nur mit leeren Wörtern speist,
Glaubt, daß ein Schwefeldampf, der aus der Erde
steiget,
Und Blitz und Donner wirkt, auch die Kometen zeuget.
Voll Eifer kämpft für ihn der Schüler Unverstand,
Fremd in Euklidens Kunst, am Himmel unbekannt.

Doch weit aus unsrer Luft, zu den Planetenkraisen
Führt Tycho den Komet mit siegenden Beweisen. (*)
Nein, er ist etwas mehr, als irdscher Dämpfe Brunst.
Nein, Ordnung, Laufkreis, Zeit, hält kein entflammter Dunst.
Vom bunten Nordlicht an, das das Zenith bekränzet,
Bis, wo im tiefen Sumpf ein feuchter Irrwisch glänzet,
Der Drache, der den Brand weit durch die Lüfte schießt,
Sanct Telmo, (**) dessen Schein der Trost des Schiffers ist,
Der helle Balkenstreif, die angeflammten Ballen,
Der schwarzen Wolken Heer, aus dem betäubend Knallen Auf,

(*) Aristoteles hielt die Kometen für Meteoren, wie andere Luftzeichen. Der Grund dieser Meynung war offenbahr die Voraussetzung, im Himmel sey Alles unveränderlich. Die Kometen schienen veränderlich zu seyn, also konnte man sie nicht in den Himmel setzen. Diese Voraussetzung, war also ein heydnischer Wahn, daß der sichtbare Himmel göttlich wäre. Und diesen Wahn vertheidigten doch die christlichen Aristoteliker. So wenig zusammenhängend haben oft diejenigen gedacht, welche verlangten, man sollte Sätze die unser ewiges Wohl entscheiden, auf ihr Ansehen, glauben. Tycho zeigte zuerst dagegen viel Wiederspruch, die Kometen müssten über den Mond erhoben seyn; Es geschehe auf Veranlaßung eines Kometen 1577. Tychon. de Brahe de mundi aetherei recentioribus phaenomenis Liber II. 1610.

(**) Eine Flamme, die sich auf den Masten und Segelstangen der Schiffe zeiget. Die Schiffer nehmen sie als ein Zeichen an, daß der Sturm sich bald legen werde. S. des P. Tachard Reise nach Siam 1. B. 36. S.

Auf blendend Licht erschreckt; dieß alles wird bewegt,
So, wie es innrer Trieb und Wind und Schwere regt:
Ganz anders ist der Lauf, den ein Kommet uns zeiget,
Der stets vom Morgen her am Horizonte steiget,
Die Sterne nie verläßt, wo er beym Anfang steht,
Und unterm Horizont zugleich mit ihnen geht,
Und morgen wiederkömmt, verrückt zu andern Sternen,
Doch ordentlich verrückt, daß, seine Bahn zu lernen,
Der Himmelskündiger nach wenig Nächten wagt,
Und seinen künftgen Ort, kühn auf die Meßkunst, sagt.
Wodurch wird eine Glut, die durch die Lüfte fähret,
So richtig fortgeführt? so lange Zeit genähret?
Wie kömmts, daß ihn zugleich der Erden Hälfte kennt?
Daß Schweden ihn erblickt, wo er in Welschland brennt?
Umsonst, ein falscher Schluß, auf Vorurtheil gegründet,
Hat erst in unsrer Luft Kometen angezündet.
Der Himmel, sagte man, ist unzerstöhrlich, rein,
Und was vergänglich ist, das muß auch irdisch seyn.
Den Irrthum müssen wir der ersten Welt verstatten;
Viel ist uns helles Licht, ihr warens dunkle Schatten;
Ihr Fleiß verdienet Lob, der stets uns nützlich wird,
Lehrt, wenn er Wahrheit fand, und warnet, wenn er irrt.

So geht denn, weitentfernt von unsrer Atmosphäre,
Der leuchtende Komet dort durch des Himmels Leere.

Du,

Du, der unendlich mehr, als Menschen sonst gelang,
Ins Innre der Natur mit kühnen Blicken drang,
O Newton! möchte doch, erfüllt von deinen Sätzen,
Mein Lied der Deutschen Geist belehren und ergötzen.
Zwar nicht von Rechnung voll, nicht in Beweisen scharf,
Doch gründlich, wie man es in Versen werden darf.

Daß sechzehn Welten stets in unverrückten Kreisen,
Im weiten Himmelsraum, um ihre Sonne reisen;
Daß ein geworfner Stein, der durch die Lüfte dringt,
Im Bogen aufwärts steigt, im Bogen wieder sinkt;
Macht beydes eine Kraft. Es muß mit gleichen Trieben
Die Sonne, der Planet, der Stein die Erde lieben.
Der Schwung von unsrer Hand ist, was den Stein erhebt;
Vom Schöpfer kam der Trieb, der den Planet belebt,
Stets mit dem Zuge kämpft, der ihn zur Sonne senket;
Durch beyde wird der Stern ins runde Gleis gelenket.
Ein ähnliches Gesetz beherrschet den Komet,
Der nur in längrer Bahn, auch um die Sonne geht,
Bald näher zu ihr kömmt, als kein Planet sich waget,
Bald hinflieht, wo es nie von ihrem Lichte taget.

Was jeder Erdball braucht vom Feuer und vom Licht,
Schickt ihm die Sonne zu, und mehr vertrüg er nicht
Zu heiß wär es für uns, dort wo die Venus gehet,
Zu kalt in jenem Raum, wo Mars sich einsam drehet;

Ob gleich, wie Lybien nebst Grönland Menschen sieht,
Auch Wesen eigner Art, so Mars als Venus zieht.
Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt, vom Aeußersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in heiße Flammen fällt?
Wer ist, der dieses glaubt? Sind da beseelte Wesen:
So ist ihr Wohnplatz nur zu ihrer Quaal erlesen.
Vielleicht hat er vordem, Planeten gleich geziert,
Den ordentlichen Lauf um einen Stern geführt,
Und ietzo muß er erst, aus seiner Bahn gerissen,
Zerstöhrt, in Brand gesetzt, durch unsern Himmel schießen.
Des Sternes wahre Bahn blieb Keplern noch versteckt;
Den Britten hat zuerst ein Newton sie entdeckt;
Noch vor ihm hatte sie ein Deutscher schon gemessen:
Doch Newton wird verehrt, und Dörfel ist vergessen. (*)

Ihr,

(*) Georg Samuel Dörfel, welcher als Superintendent zu Welda gestorben, hat, als Diaconus zu Plauen, eine Astronomische Betrachtung des grossen Kometen 1680; 1681; herausgegeben, wo er die Bahn dieses Kometen parabolisch angenommen, und in einer Zeichnung vorgestellt hat. Ich habe von diesem Manne Nachrichten gesammlet, die sich in den Schriften der Leipziger Gesellschaft der freyen Künste III. Theile 252 Seite, (Leipz. 1756) befinden. Newtons Principia sind erst 1687 herausgekommen. Beyde sind durch unterschiedene Betrachtungen auf diese Figur der Kometenbahnen geleitet worden. Dörfel, durch seine

Ihr, die ihr ſtets den Blick nach jenen Höhen werft,
Ihr, den ein Glas das Aug, den Geiſt die Meßkunſt ſchärft,
Sagt, was Verſtand und Sinn ſonſt mehr an ihm erblicket,
Als einen heißen Ball, der Dämpfe von ſich ſchicket.
Doch ſcheint uns keine Glut, die dicker Rauch verſteckt;
Es iſt entlehntes Licht, durch das er ſich entdeckt,
Das zeigt ſein matter Glanz, der jedem Sterne weichet,
Wenn er an Größe ſchon den größten Sternen gleichet.
Stark, heiter ſehn wir dort die ewgen Sonnen glühn,
Die allerkleinſten ſelbſt, die faſt dem Aug entfliehn,
Da er, dem Kraft gebricht, nur mit der Menge ſtreitet,
Und weit um ſich herum den lichten Nebel breitet.
Mich dünkt, er zeige mir des Dichters wahres Bild,
Der manches Alphabeth mit leeren Reimen füllt;
Die Zeit, die nach uns kömmt, weiß kaum, daß er geweſen.
Doch Hallern wird man ſtets mit Hagedornen leſen.
Den hellen Wölkchen gleich, zeigt ſich des Hauptes Schein,
Und einen dichtern Glanz ſchließt er im Mittel ein:
Doch

ſeine, obgleich grobe Beobachtungen; Newton, durch die Analogie, da er geſehen, ein Planet der uns nur ſelten, und kurze Zeit ſichtbar ſeyn ſoll, müſſe eine ſehr lange Ellipſe beſchreiben, und von dieſer, laſſe ſich der Theil in dem wir ihn ſehen, beynahe für eine Parabel annehmen. Hr. Kies hat auch Dörfels Andenken Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Hiſt. de l'Ac. Roy. de Pruſſe Année 1745. p. 47.

Doch nicht, wie ein Planet, den man stets rund erblicket;
Nein, höckricht, ungleich, rauh, ja öfters gar zerstücket.
Was zeigt uns dieses an, als einen Ball, der glüht,
Und den durch dicken Dampf kein Sternrohr deutlich sieht?
Was wäre sonst der Schweif, als Rauch, der von ihm eilet,
Und sich im weiten Raum von unsrer Welt zertheilet?
Weswegen wächst er sonst, je näher der Komet
Vom frostigen Saturn zur heißen Sonne geht?
Wie, daß er allemal am furchtbarsten sich zeiget,
Wenn sein erhitztes Haupt weg von der Sonne steiget?
Doch, wär er etwa wohl in reiner Himmelsluft,
Was er nicht hier soll seyn, nur ein entflammter Duft?
Vielleicht sehn wir in ihm in einen Haufen fließen
Nur Dünste, welche sich Planeten einst entrissen.
Zu unsrer Väter Zeit ward dieser Satz beschützt;
Und fällt er wohl so leicht, da ihn ein Hevel stützt?
Da ihn ein Kepler glaubt? der, ohne dessen Lehre
Ein Newton selbst vielleicht nicht ganz ein Newton wäre?
Doch könnte wohl ein Dunst so bey der Sonne seyn?
Wie plötzlich wird sie nicht den leichten Dampf zerstreun,
Da, wo die dichte Glut selbst Schwedens Eisen schmelzte,
Wenn unser Erdenball sich ihr so nahe wälzte?

Auch zeugt kein Sonnenstrahl, der sich im Haupte bricht,
Wie Apian (*) geglaubt, des Schweifes blasses Licht.
Hat er daran gefehlt, so hat er auch entdecket,
Daß von der Sonne stets der Schweif sich abwärts strecket,
Und der ist wenigstens noch keines Tadels werth,
Der uns, so oft er irrt, auch neue Wahrheit lehrt.
Wie aber, könnte man wohl da ein Licht erblicken,
Wo keine Körper sind, die es zur Erde schicken?
Füllt, ihr, die Newtons Schluß nicht überführen kann,
Den weiten Himmelsraum mit zartem Aether an;
Doch sollt er uns so stark das Licht zurücke senden,
So würd ein steter Glanz die Augen uns verblenden.
Wird doch von uns kein Licht in grober Luft gefühlt,
Als wo im Sonnenstrahl ein Haufen Stäubchen spielt,
Wie sollte dorten wohl ein dünner Aether glänzen?
Ein Wesen dichtrer Art strahlt in Kometenschwänzen.
Auch wird deswegen nicht der Körper bald verstäubt,
Weil er so weit, so stark die Dämpfe von sich treibt;
Ein ausgebreitet Heer von leicht- und zarten Theilen
Kann ohne viel Verlust beständig von ihm eilen.

So

(*) Zu Deutsch: Bienewitz; aus Leisnig in Meissen gebürtig, einer der berühmtesten Mathematikverständigen des 16 Jahrhunderts, der auch bey Kaiser Carl V. in großen Gnaden gestanden.

So wie virginisch Kraut, so viel die Pfeife füllt,
Den ganzen Raufbold oft in dicke Wolken hüllt,
Der doch, wenn er darauf von neuem wieder stopfet,
Den unverrauchten Theil noch aus der Höhlung klopfet.
Welch Schicksal meynt man wohl, in einer Welt bestimmt,
Wofern sie ihren Weg durch diese Dünste nimmt?
Gewiß, was ärgers noch, als was Sylvan verspüret,
Wenn ihn ein Unglücksfall in Raufbolds Dampfkrais führet.
Die Ordnung der Natur wird ganz und gar gestöhrt,
Mit Dünsten fremder Art die reine Luft beschwert,
Und wenn sie haufenweis auf den Planeten sinken,
Wird, wie in einer Flut, was Athem holt, ertrinken.
Die Kugel selbsten wird aus ihrer Bahn gerückt,
Wenn eingepflanzter Trieb sie zum Kometen drückt;
Und muß vielleicht, wie er, ins Sonnenfeuer fallen,
Vielleicht kalt, unbewohnt in größrer Ferne wallen.
Hier öffnet sich ein Feld, euch Dichtern, deren Geist
So gern ins weite Reich der Möglichkeiten reist,
Besingt die Wunder nur, die vom Kometen stammen,
Die Flut der ersten Welt, des letzten Tages Flammen,

Was Whiſton vorgebracht, was Cluver (*) uns gelehrt,
Und was der kühne Fleiß des muntern Heyns vermehrt.
Wie ſollt euch nicht davon ein prächtig Lied gelingen,
Wo alles möglich iſt, zum Beyfall nichts kann bringen.
So glaubte man denn ſonſt nicht gänzlich ohne Grund,
Es thu uns ein Komet den Zorn des Höchſten kund;
Und kann er gleich kein Land durch Krieg und Peſt verheeren:
So könnt er wohl vielleicht die ganze Welt zerſtöhren.
Wahr iſt es, daß wir noch dergleichen nicht geſehn;
Allein, wie folgt der Schluß, drum könn es nie geſchehn?
Ich ſchelte nicht den Fleiß, der für die Wahrheit kämpfet,
Durch Gründe der Vernunft des Glaubens Feinde dämpfet,
Und zeigt: ihr kühner Spott ſeh als unmöglich an,
Was leicht durch die Natur der Schöpfer wirken kann.
Doch glaub ich dieſes auch: der Erden Ziel zu kürzen,
Darf nicht die Vorſicht erſt Kometen auf uns ſtürzen.
Denn wäre der Komet, der uns verderben ſoll,
Zuvor auch eine Welt, von Sünd und Menſchen voll,
Und hätt ihn ein Komet aus dieſer Bahn verdrungen:
So frag ich weiter fort, wo dieſer her entſprungen?
Und

(*) Dethlev Cluver hat Whiſtons Gedanken in einer Schrift vorgetragen, die den Titel führt: Geologia, oder natürliche Wiſſenſchaft von Erſchaffung und Bereitung der Erdkugel ꝛc. Hamb. 1703.

Und endlich komm ich doch auf einer Erden Brand,
Der von was anders her, als vom Komet, entstand.
Und viele sind gewiß bestimmt zu andern Zwecken,
Die friedlich ihren Schweif in unsern Kraisen strecken.
Das Feuer, das der Ball der Sonne stets verliert,
Wird ihr durch sie vielleicht von neuem zugeführt,
Vielleicht, daß sie den Dampf durch unsern Himmel streuen,
Auf allen Kugeln stets die Säfte zu verneuen.
In feste Körper wird viel Feuchtigkeit verkehrt,
Wofern uns die Natur recht, wie sie wirkt, belehrt.
So sehn wir festen Schlamm in faulem Wasser gehen,
So sehn wir hartes Holz aus Wasser meist entstehen.
Vielleicht daß ein Komet, wenn er zu uns sich senkt,
Mit frischer Feuchtigkeit die trocknen Welten tränkt.
So zweifelt Newton hier, und darf man es ietzt wagen,
Wo Newton zweifelnd spricht, was sichres schon zu sagen?
Denn Himmel und Natur schleußt nach und nach sich auf
Nur wenig kennen wir von der Kometen Lauf,
Und ihren wahren Zweck, wohin sie sich entfernen,
Wie lang ihr Umlauf währt, das mag die Nachwelt lernen.

II.

Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu seyn.

Dich, Freund, reizt muntrer Witz, so wie erhabnes Wissen;
Du denkst bey Hallers Vers, und bey Bernoullis Schlüssen.
Sprich, Oechliz, (*) ob ein Geist, von edlem Feuer voll,
Gemeiner Leser Schwarm sich nie entziehen soll?
Sprich, ob es strafbar ist, nicht allen deutlich bleiben,
Manch Lied den Schönen weihn, und manches Weisen schreiben?

Den

(*) Ein Leipziger, der die Mathematik mit wichtigen Erfindungen würde bereichert haben, wenn er nicht frühzeitig gestorben wäre. Man hat so viel ich weiß nichts gedrucktes von ihm, als in dem Leipziger Actis Eruditorum eine vortreffliche Auflösung einer daselbst 1745 von Hr. Eulern vorgelegten ziemlich schweren Aufgabe: Die krummen Linien zu finden, die alles Licht das aus einem Puncte auf sie fällt, nach zwo Reflexionen, wieder in einem Punct zusammen bringen. Auser Hr. E. selbst, der seine Auflösung zuletzt heraus gab, haben in der erwähnten Monathsschrift nur drey Leipziger sich an diese Aufgabe gewagt; Oechliz, Bärmann und ich. Hr. Klingenstierna hat sie auch aufgelöst. Abh. d. k. Schwed. Ak. d. Wiss. 1749.

Den Reimer schütz ich nicht, der, was er dunkel denkt,
Zu seiner Leser Quaal in dunklern Ausdruck senkt.
Mir wird er deutlich seyn, wählt er sich auch zum Muster
Den Ruhm Lusatiens, den theosophischen Schuster;
Mir sagt ein jeder Ort, der manchem Mühe macht,
Dieß war des Autors Sinn; er hatte nichts gedacht.
Ein andrer kennt vielleicht der Weisheit äußre Schalen,
Und gleichwohl soll sein Vers mit hohem Wissen pralen,
Drum führt er, was er sagt, in Dampf und Nebel ein.
Drückt es nur deutlich aus, so wird nichts schlechters seyn:
So wie uns manchen Satz, den jedes Kind erkennet
Der Thelematolog in dunkeln Wörtern nennet.

Mich reizet nur ein Lied, von tiefem Denken voll,
Gemacht, daß man es mehr, als einmal lesen soll,
Nicht das durch Dunkelheit des Einfalls Armuth decket,
Nicht das mit Fleiße nur, was man schon weis, verstecket.
O nein, ein solches Lied, das hohe Wahrheit singt,
Die stärker in den Sinn durch kühnen Ausdruck dringt,
Das man von neuem liest, und neue Schönheit findet,
Und den zu reichen Schatz stets gräbet, nie ergründet. (*)

Wie, wenn durch unrein Pech das Feuer lodernd dringt,
Der Flamme schwaches Licht in dicken Dampf versinkt:

(*) Haller.

Wird der, den Stolz und Wahn für gründlich Wissen füllen,
Oft den gemeinsten Satz in dunkle Pracht verhüllen.
Doch wie, wenn heitre Glut aus weißem Wachse strahlt,
Sich deutlich und belebt das Bild im Auge malt:
Wird des Gelehrten Werk mit Deutlichkeit ergötzen;
Nur Augen blöder Art kann selbst sein Glanz verletzen.
Ein Schüler, der bereits das Octaedrum kennt,
Des Zirkels Umfang mißt, die Logarithmen nennt,
Erblickt des Britten Werk, das alle Weisen ehren,
Er liest, versteht es nicht, schmäht Newtons dunkle Lehren;
Ein Mägdchen, die den Wehrt der Hochzeitlieder schätzt,
Die, (so gelehrt ist sie!) selbst Günthers Vers ergötzt,
Will Hallers Doris so, wie * * Lieder lesen,
Sie liest, versteht es nicht, schmäht Hallers dunkles Wesen:
Mit Rechte schmähte sie, brächt, um ihr Herz bemüht,
Der Stutzer, den sie liebt, ihr ein so schweres Lied:
Was schilt sie Hallern denn, daß er ein Kind besungen,
Das, stärker an Vernunft, des Liedes Reiz durchdrungen?
Der Leser, dem man schreibt, bestimmt des Autors Pflicht.
Wenn Newton Lehrer lehrt, les ihn kein Schüler nicht.

Sagt,

Sagt, was den Dichter zwingt, nur Lesern ohne Denken,
Ein Lied, das höher strebt, beständig zuzusenken?
Unglücklich! wenn ihn nur die Dichterglut entflammt,
Daß ihn ein harter Spruch zum Pöbel hin verdammt!
Ja, spricht man, denn es soll der Dichtkunst weise Lehren,
Zu seiner Besserung, der Ungelehrte hören:
So hat, da Orpheus sang, da Linus einst gespielt,
Der Menschheit ersten Trieb der rohe Mensch gefühlt;
So hat den Deutschen einst des Barden Lied erhitzet,
Wenn auf der Freyheit Feind sein siegreich Schwerdt geblitzet.
Doch wie? verstund ein Geist, im Denken unbemüht,
In allem Wissen fremd, der ersten Dichter Lied?
Den Bau der großen Welt, das göttliche Geschlechte,
Die Wunder alter Zeit, der Menschen Amt und Rechte,
Dieß hat die erste Welt von ihnen angehört.
Wer lernt ietzt halb so viel, und dünkt sich nicht gelehrt?
Doch, Dichter, pralet nur mit eurer Ahnen Thaten;
Laßt Wahn und Eitelkeit erfinden, nicht errathen;
Sagt, was ihr Lied vollbracht, und was es nie vollbracht,
Und was Vernunft nur kann, das sucht in seiner Macht.
Es sey, daß Orpheus mehr, als Sokrates, gebessert:
Ward denn durch jedes Lied der Tugend Reich vergrößert?

Erregte Bachus nicht so oft der Dichter Glut?
Empfand nicht mancher Thor oft ihren Witz und Muth?
Und konnt, eh Orpheus kam, die rohe Welt zu zähmen,
Kein Lied der Schäferinn die Sprödigkeit benehmen?
Vor Zeiten gab Homer der Jugend Unterricht,
Doch ein Anakreon und eine Sappho nicht.
Gleich neben dem Virgil hat auch Ovid geschrieben:
Der lehrt den Ackerbau, und der die Kunst zu lieben.
Wenn aber ja dein Werk so Manche lehren soll:
So sey es auch zugleich vom Reiz für Weise voll,
So, wie ein Altarblatt, mit kunsterfüllten Zügen,
Des Volkes Andacht mehrt, und Kenner kann vergnügen,
Kein bunt Marienbild, vom Holzschnitt abgedrückt,
Das Kinder nur ergötzt, und Bauerstuben schmückt.
Es folgt nicht, daß kein Lied mit Nutzen Lust verbindet,
Wo der gemeinste Geist nicht jeden Satz empfindet;
Genug, trifft er für sich da gute Lehren an,
Wo manches ihm zu hoch, Gelehrte rühren kann.
Doch niemand zieht vielleicht den Dichter ganz zur Erden:
Er soll kein Lehrer nicht des schlechten Pöbels werden;
Man will nicht, daß sein Lied ein Weib zum Weinen zwingt,
Wenn es am Petersthor ein deutscher Thespis singt.

Genug,

Genug, bemüht er ſich für einen Sinn zu ſpielen,
Der richtig denken kann, und zärtlich weis zu fühlen.
Gut, doch wofern ihr nur für ſolche Seelen ſchreibt,
Sagt, wo der Dichtkunſt Zweck, das Unterrichten bleibt?
Was brauchts, daß ſie von euch die Lebensregeln hören,
Die ihnen eigner Witz, Fleiß und Erziehung lehren?
Als nur, damit ein Satz, den eure Kunſt geſchmückt,
Zwar den Verſtand nicht lehrt, doch in das Herz ſich drückt.
Auch das geb ich euch zu, doch ſelbſt aus dieſen Seelen,
Die ihr vom Pöbel trennt, werd ich von neuem wählen.
Dürft ihr nicht euren Vers gleich jedem Bürger weihn:
So darf auch meiner nicht für jeden Leſer ſeyn.
Ihr irrt, wofern ihr glaubt, frey von gelehrten Sätzen
Werd eure Deutlichkeit auch alle gleich ergötzen.
Für Leſer mancher Art ſind Günthers Lieder ſchön;
Für Leonoren das, und das für den Eugen.
Ihr ſtraft es, wenn man ſingt, nur Weiſe zu vergnügen:
So ſtraft auch, wenn man ſingt, nur Schönen zu beſiegen.
Euch misfällt, wenn mein Vers von Newtons Lehren ſpricht:
So braucht im Trauerſpiel Geſchichte und Fabel nicht.
Soll ein Gelehrter nur vor euren Schauplatz gehen:
So ſey auch der gelehrt, der will mein Lied verſtehen.

Den Leser wähl ich mir; sagt, ob ich strafbar bin?
Hat jeder eurer Zunft doch gleichen Eigensinn.
Der, der die Schäferinn mit Lieb und Einfalt zieret,
Was fragt er, ob ihr Bild den Philosophen rühret?
Ein andrer singt entzückt von seiner Chloris Kuß;
Ich bin nicht so entzückt, und les ihn mit Verdruß.
Wie? soll der Dichter stets sich Stutzern ähnlich zeigen?
Bey Mägdchen witzig seyn, bey Klugen aber schweigen?
Doch geh ich nicht zu weit? Wer ist es, der es schilt,
Wenn Kunst und Wissenschaft erhabne Lieder füllt?
Nur das verbietet man, daß tiefer Sätze Menge,
Zu dunkel ausgedrückt, im schweren Vers sich dränge.
Gut, theilt den Einfall gleich in zwanzig Zeilen ein;
Nur merkt, ihr werdet matt, und doch nicht deutlich seyn.
Vergebens, daß man dem, dem alle Kenntniß fehlet,
So, wie ein Lehrer thut, Satz und Beweis erzählet.
Nicht alles faßt der Vers; und wenn er alles faßt,
So wird die Deutlichkeit dem Leser selbst zur Last.
Mit ekelem Geschwätz wird uns der Dichter plagen,
Der uns nichts denken läßt, und alles strebt zu sagen;
Doch ist ein Mittel hier, auch der gefällt uns nicht,
Der nicht genug uns sagt, und wie Orakel spricht.
Die freche Buhlerinn, die mehr giebt, als vergönnet:
Die Spröde, die uns kaum mit halbem Blicke kennet,

Sind beyde reizungsleer (*): Da wird ein Herz beſiegt,
Wo muntre Sittſamkeit bemüht und auch vergnügt.
Doch, heißt die Schöne nicht durch eitlen Stolz verblendet,
Die jedem unverdient nicht ihre Gunſt verſchwendet:
So wißt auch, daß ihr oft ein Lied als dunkel ſchmähet,
Und denket nicht daran, daß ihr nur blöde ſeht.

Ihr ſprecht, das ſey nicht Luſt, was uns mit Denken quälet,
So hört zu guter letzt, noch was mein Vers erzählet.

Sonſt, als den Deutſchen noch kein feiner Witz vergnügt,
Und nur ſein redlich Herz mit tapfrer Fauſt geſiegt,
Gebraucht er ſich, die Zeit ergötzend zu verlieren,
Der bunten Heere ſchon, von ſtreitenden Papieren.
Vier gleiche Haufen ſinds. Des Schickſals Eigenſinn
Giebt einem Mächtigern der andern Leben hin.
Vor ſeiner Sieben muß zu oft ein Taus erbleichen,
Doch wird ihr bald darauf nicht eine Sieben weichen.
Die Stunden kürzten ſich mit Spielen mancher Art;
Da hoffte man ein Glück, das Fürſt und Ober paart (**).

Auch

(*) Nec bis cincta Diana placet, nec nuda Cythere *Mart.*

(**) Ich mache dieſes Spiel zu einem deutſchen, weil es bey uns meiſtens in der deutſchen Karte geſpielet wird. Außer dem

Auch gieng man Wetten ein, wo stets die Hand verspielte,
Die Blätter eines Rangs in mindrer Anzahl hielte,
Both einem Spieler Troz, der zu verwegen war,
Und setzte sich ihm gleich in Hoffnung und Gefahr.
Drauf, als die Rohigkeit von Deutschland sich entfernte,
Und man der Fremden Kunst, und fremde Thorheit lernte,
Ward auch der Zeitvertreib, den Spanien erdacht,
Und Frankreich ausgepuzt, bey uns bekannt gemacht.
Dem Tutti wich der Martsch, der Sequens Matadoren;
Vom Spieler ward a Tout, kein Trumpf vom Glück erkohren.
Voll Ordnung war das Spiel, nur war sie mehr versteckt,
Voll Regeln, deren Zahl gemeine Seelen schreckt:
Und wem zum Denken sonst Gedult und Stärke fehlte,
Der ward ein Archimed, wenn er beym Solo zählte.
Wie hörte man dabey die schwächern Geister schreyn,
Was so viel Mühe macht, kann kein Vergnügen seyn!
Umsonst, die Schönen selbst gewöhnten sich zu denken,
Der Wenzel und das Taus flohn endlich in die Schenken.

dem habe ich so viel Recht, dieses zu thun, als wenn Voltaire im achten Gesange der Henriade, in einer Schlacht die Bajonetten lange vor ihrer Erfindung gebrauchen läßt. Doch wem eine solche historische Unrichtigkeit zuwider ist, der setze statt dieses Verses folgenden:

Das Künstlichste davon war wohl die Höllenfahrt.

III.

Ueber einige Pflichten eines Dichters.

Verlangst du, daß dein Lied den Ruhm von Deutschlands Witze
Einst von der Nachwelt Schmach, und ietzt vor Frankreichs schütze:
So sey nie durch das Lob des Pöbels so ergötzt,
Als wenn ein Kluger dich des Tadels würdig schätzt.
Nimm für den Dichtertrieb nicht Leichtigkeit zu Reimen,
An kühnen Einfalls statt, ein Heer von wilden Träumen.
Kenn erst die Dichtkunst recht, eh ihr dein Fleiß sich weiht.
Wiß, ihrem Werthe gleicht nur ihre Schwierigkeit.
Nicht, daß dein schmeichelnd Lob des Reichen Stolz bereimet,
Daß der verletzte Thor bey deinem Lachen schäumet,
Und, daß ein Mägdchenherz durch deinen Vers zerfließt:
Nicht dadurch zeig es nur, daß du ein Dichter bist.
Weit über deinen Ruhm wird Nürnbergs Künstler steigen,
Der, tändelt er gleich oft, doch oft kann Nutzen zeigen.
Viel besser ist dein Lied der Arbeit Augspurgs gleich,
Durch äußern Zierrath schön, am innern Werthe reich.

Der Tugend ernster Blick schreckt unsre leichten Triebe;
Wenn er noch Ehrfurcht wirkt, wirkt er doch keine Liebe.
Und wenn sie in die Hand des trocknen Weisen fällt,
Giebt er ihr einen Puß, der sie noch mehr verstellt.
Doch du, bemühe dich, sie prächtig auszuschmücken;
Durch sie befiehlst du uns, sie muß durch dich entzücken.
Auch ihrer Schwester Reiz ist deiner Lieder werth,
Der dienet keiner recht, der beyde nicht verehrt;
Die Wahrheit; sollten sie nur alle Geister kennen!
Es würden bald für sie auch alle Geister brennen.
Sie kann, wenn du sie schmückst, noch manchen an sich ziehn,
Dem sie nicht schön genug, und viel zu spröde schien,
Und der, wenn ihn dein Vers auch nicht zum Leibniß machet,
Doch die Vernunft gebraucht, und falschen Wahn verlachet.
Von Tugend sey dein Herz, der Geist von Kenntniß voll,
Wofern uns dein Bemühn ergötzend nützen soll,
Und setze mehr dir vor, als ein Poet zu werden;
Sonst kriechst du Lebenslang mit Reimern auf der Erden.

Sieh auf den Boberfeld, den Schul und Hof erhob;
Der Dichtkunst Vater seyn, das war sein kleinstes Lob.
Geschäffte, Wissenschaft, Erfahrung, Umgang, Reisen,
Die bilden einen Geist, wie wir am Opitz preisen.
Wie kömmts, daß unter ihm der muntre Günther steht?
Weil ihn die Dichtkunst nur, und sonsten nichts erhöht.
Umsonst, daß Dichterglut in einem Sinne brennet,
Der nicht des Staatsmanns Welt, die Welt des Weisen kennet.
Der von Gedanken leer, nie dem Verstande singt,
Und nur ein leichtes Blut in kurzes Wallen bringt.
Aufs höchste mag sein Spiel ein Mägdchen noch ergötzen,
Die wenig gnug versteht, ihn für gelehrt zu schätzen,
Und einen Augenblick des Putzes Tand vergißt,
Was ernstlichers zu thun, indem sie Verse liest.
Laß dich den Pöbel nicht zur Unvernunft verführen.
Dein Lied muß den Geschmack, nicht der dein Lied regieren.
Sey sanftem Klange hold, doch starkem Ausdruck mehr;
Nur daß das Herze fühlt, ergötze das Gehör.
Schreib, daß dich die verstehn, die Witz und Dichtkunst kennen;
Wer jedes Carmen liest, den laß dich dunkel nennen.

Dein Scherz sey von der Art, die den Verstand auch rührt,
Dein Ernst sey allemal durch muntern Witz geziert.
Voll Feuer, voll Vernunft, bemüh dich, daß dein Spielen
Die Schöne denken lehrt, den Philosophen fühlen.
Dir sey der Fremden Kunst, der Alten Geist bekannt;
Dann rühmt der Stutzer dich, und schimpft dich kein Pedant.
Soll dir der Richter Lob wahrhaftig Ehre bringen:
Erschmeichle dir es nicht, du kanst es dir erzwingen.
Auch schreib, von wilder Glut der Jugend angeflammt,
Kein Werk, das einst vielleicht dein reifrer Geist verdammt.
So bist du Deutschlands Ruhm, und Deutschland wird dich ehren,
Die Donau wird dein Lied, so wie die Neva, hören.
Und schließen, was du schreibst, nur wenig Bogen ein,
Du wirst doch allemal der größte Dichter seyn.
Verstärkt zeigt sich in dir den Deutschen Opitz wieder,
Ein Blatt von dir gilt mehr, als alle Schäferlieder.

IIII.

Der vernünftige Rechtsgelehrte.

Sagt, Freunde, denen es durch vielen Fleiß gelungen,
Daß ihr ins Heiligthum Asträens eingedrungen,
Jsts möglich, daß ein Geist, der Witz und Denken liebt,
In eurer Wissenschaft sich mit Vergnügen übt?
Sagt, womit kann uns wohl das Chaos von Gesetzen,
Verwirrt, voll Dunkelheit, voll innern Zwist, ergötzen?
Durch was für Wollust wird der müde Fleiß gestärkt,
Wenn das Gedächtniß nur zerstreute Sätze merkt?
Was wirket der Verstand, wenn wir für Grund und Schlüssen,
Nur auf des Lehrers Wort, die Lehren glauben müssen?
Wenn ein bewährter Mann dem andern widerspricht,
(Der Beyfall des Gebrauchs fehlt keiner Meynung nicht);
Wenn man hier billig heißt, was man dort strafbar nennet;
Hier zu gelinde spricht, und dort zu scharf erkennet;
Wenn man der Meynung folgt, die die Vernunft verdammt,
Nur weil sie auf uns her von unsern Vätern stammt;

Mit der Gerichte Brauch, mit jedes Dorfes Sitten,
Der Ordnung jeder Stadt sich muß den Kopf zerrütten;
Und wenn zuletzt die Frucht von so viel Arbeit ist,
Daß man im dicken Stoß verworrner Acten liest?
So, Freunde, hör ich oft zu kühne Spötter richten.
Beurtheilt, kann dieß Blatt wohl ihren Wahn vernichten?
Gesetze müssen seyn, sonst kann kein Staat bestehn,
Weswegen will man denn die so sie lernen, schmähn?
Vielleicht ist das allein ein Fleiß für kleine Seelen,
Wo Einsicht und Verstand zu größern Dingen fehlen?
Gesetzt, es wäre so: wird denn wohl der verlacht,
Der auch mit kleiner Müh für andrer Glücke wacht?
Und lobte man vielleicht an ihm mit besserm Rechte,
Wenn er durch größern Fleiß geringern Nutzen brächte?
Doch, Tadler, glaubet nicht, der Rechte Wissenschaft
Erfordre wenig Fleiß, und nur geringe Kraft.
Nicht alle lernen sie in ihrem Umfang kennen,
Die ihre Schüler sind, ja die sich Lehrer nennen.
Der glaubt, im alten Rom, wo sich ihr Quell versteckt,
Sey alles, was man nur zu wissen braucht, entdeckt,
Ein andrer, der sich nie vom Nutzen will entfernen,
Wird nur den Schlendrian der goldnen Praxis lernen;

Und beyder dummen Fleiß verlacht ein tiefer Geist,
Der der Gesetze Grund, wie ein Euklides, weist.
Doch alle fehlen hier, und keiner würde fehlen,
Wollt er des andern Fleiß sich auch zum Beyspiel wählen.
Mit Recht wird Griechenland, mit Rechte Rom verehrt;
Dieß hat die Welt regiert, und jenes sie gelehrt.
Mit Rechte fraget man, zum Nutzen stets beschäfftigt,
Ob das, was man erlernt, auch der Gebrauch bekräftigt,
Mit Recht sucht man von dem, was ein Gesetz gebeut,
Den unbewegten Grund in ewger Billigkeit.
Doch soll man nirgends nicht den wahren Weg verlieren:
So muß uns Alterthum, Gebrauch und Schließen führen.

So viel umfaßt ein Geist, der sich Asträen weiht,
Gestärket durch Vernunft, wie durch Gelehrsamkeit;
Die zeiget ihm den Weg, den man vor ihm gewählet,
Die führet seinen Schritt, wo ihm ein Führer fehlet.
Denn damit schmeichle sich kein schläfriger Verstand,
Daß er nur alles weis, was man vor ihm erkannt.
Viel konnte man vor uns in feste Regeln binden;
Viel müssen wir anietzt selbst denken, selbst erfinden,
Hier schränkt man den Verstand zu weiter Vorschrift ein;
Den eingeschränkten Satz macht man dort allgemein;

Erklärt, was dunkel iſt, verſöhnt, was ſcheint zu ſtreiten;
Läßt, wo kein Fürſt befiehlt, von der Natur ſich leiten.
Was dieſer Staat verlangt, ſchickt ſich für jenen nicht,
Was ſonſt verbothen war, wird ietzund oft zur Pflicht.
Unendlich iſt die Zahl von ſtets verſchiednen Fällen,
Man ſieht ſie manchen Band gehäufter Sprüche ſchwellen.
Vergebens lernt daraus des Anſehns träger Knecht:
Ein neuer Umſtand kömmt, und heiſcht ein neues Recht.
Verwegner Bosheit Troß muß man beherzt beſiegen.
Mit Klugheit hindert man der ſchlauen Liſt Betriegen,
Beſtimmt des Beyfalls Maaß, wenn man den Zeugen hört,
Ob er voll Dummheit irrt, voll Trug uns falſch belehrt,
Lernt, wie die frevle Liſt verborgner Uebelthaten
Durch manches Zeichen ſich der Rache muß verrathen.
Dieß alles braucht Verſtand. Umſonſt iſt deſſen Fleiß,
Der, was man ihm geſagt, nur nachzuſprechen weis.
Wahr iſt es, daß ein Schwarm Aſträen ſcheint zu ehren,
An Zahl den Fliegen gleich, die ſich im Sommer mehren,
Für ſich gedankenlos, von fremder Meynung voll,
(Nur hat er noch Verſtand, wenn er betriegen ſoll)
Der nie nach Billigkeit, nie nach Vernunft getrachtet,
Vom Pöbel ſtets gehaßt, vom Weiſen ſtets verachtet.

Doch

Doch wer iſt, der ſo ſchlecht den Wehrt der Dinge kennt,
Daß er ein ſolches Volk Aſträens Freunde nennt?
Wo iſt die Wiſſenſchaft, da nicht der Thoren Menge
Sich zu der kleinen Zahl von wahren Weiſen dränge?
Wie aber, flieht nicht der, der ſichre Kenntniß liebt,
Die Kunſt, wo ſteter Zank die größten Meiſter übt,
Und wider einen Spruch, der auf das Recht ſich ſtützet,
Ein andrer Spruch erſcheint, den auch das Recht beſchützet?
Bisweilen wankt das Recht, ich räum es willig ein;
Doch öftrer wird die Schuld nur an dem Lehrer ſeyn.
Ein Geiſt von Wahrheit voll, gewöhnt zu ſcharfen Schlüſſen,
Entdecket da Beweis, wo andre glauben müſſen,
Und wo ihm das Geſetz vielleicht zu dunkel ſpricht,
Verſagt die Billigkeit ihm ihren Ausſpruch nicht.
Durch ein verdreht Geſetz, durch ein verwirrt Erzählen
Glückt es dem Zänker nicht, ihm Beyfall abzuſtehlen.
Durch ihn wird ſelbſt das Recht, das ſo verworren ſcheint,
Ein ordentlicher Bau, wo alles ſich vereint.
Er ſieht, wie ein Geſetz ſich ſtets im andern gründet,
Den Menſchen die Natur, der Staat den Bürger bindet;

Er kennet, er verehrt die Weisen jener Zeit,
Wie sie, an Einsicht stark, und voll Gerechtigkeit,
Vergleicht man sie mit ihm, nach weit entfernten Jahren,
Wird das ihr Vorzug seyn, daß sie sein Muster waren.
Er wirkt der Menschen Glück durch Tugend und Verstand;
Nun urtheilt, wird er wohl verehrungswerth erkannt?

V.

Ueber die Reime,

bey Gelegenheit der im Christmonate der Belustigungen des 1742 Jahres auf der 504 Seite

enthaltenen Ode. (*)

Bis hieher hab ich noch, nach deutscher Dichter Sitten,
Den Rest der Barbarey, den tollen Reim geduldet.
Zwar weis ich es noch nicht, ob je sein Schellenklang
Mit Feuer und Vernunft in strenge Fesseln schloß,
Und ob ich was gedacht, das ich für schön erkannte,
Und

(*) Man wird leicht sehen, daß die Absicht ist, die Reime zu vertheidigen, nicht als nothwendig anzupreisen. Auch waren um dieselbe Zeit, noch nicht soviel gute reim freye Gedichte bekannt, als wir seitdem erhalten haben.

Und das sein Eigensinn nur aus dem Liede jagte.
Wie er, den der ihn sucht, mit so viel Angst bemüht,
So flieh ich iezt vor ihm, wenn er mich auch nicht scheut,
Ja wenn er mich verfolgt. So dient der spröden Schöne
Oft eines Buhlers Brunst zum grausamen Gespötte,
Des Buhlers, den hernach der Rache Lust ergötzt,
Wenn der nur Kälte zeigt, der sie in Flammen bringt.
So wagt auch ich vielleicht, den Dichtern nachzusprechen,
Die, neuer Kühnheit voll, des Reimes Fesseln brechen.
Doch, zweifelnd, ob ihr Fuß die rechte Bahn betritt,
Erwähl ich noch den Weg, den Opitz auch beschritt.
Der Dichtkunst Barbarey hat er zuerst verlassen;
War Reimen Barbarey: so mußt er Reimen hassen.
Du, dem es schimpflich dünkt, dem Opitz nachzugehn,
Was hast du für ein Recht, die Reime zu verschmähn?
„Es ist ein Kinderwerk, den Vers mit Reimen zieren,
„Was denk ich, wenn mein Ohr zwo Sylben ähnlich rühren?
„Man nennt den Bock, den Stock, ich weis es, was man spricht,
„Doch was das Ock erklärt, weis meine Seele nicht.
So? denkest du denn nicht, wenn du nicht Wörter höreſt?
O lerne, wie man denkt, eh du uns dichten lehreſt.

Nicht alles, was in uns die Seele wirken kann,
Zeigt ein bestimmter Hauch durch Zung und Lippen an.
Wie mag der Tonkunst Macht des Kenners Ohr entzücken?
Wie rührt des Malers Werk, das Farb und Leben schmücken?
Dieß weis man, daß es stets dem Geiste Lust erweckt,
Wenn er was neues sieht, was ähnliches entdeckt,
Das Maaß im Sinne trägt, die Größen zu vergleichen.
Was ihn vergnügen soll, muß Stoff zum Wirken reichen,
Zum Sprechen eben nicht. Was ist es, das man spürt,
Wenn uns ein gleicher Klang das Ohr gedoppelt rührt?
Nur Ordnung, Aehnlichkeit, zwar einfach, bald zu fühlen,
Doch zu was edlerm gut, als nur zu Kinderspielen.
Und warum schilt dein Zorn, den nur der Reim entflammt,
Nicht auch das Sylbenmaaß, wenn er den Reim verdammt?
Sieh die vermischte Reih von kurz- und langen Tönen;
Was denkst du denn bey der? auch die mußt du verhöhnen.
Ich glaube, daß nur die zur Gattinn dir gefällt,
Vor der man Hekuben noch schön und reizend hält.

Was

Was dächte wohl dein Geist, selbst bey Helenens Zügen?
Du wirst nicht kindisch seyn, und dich daran vergnügen.
Die Regel hat man längst den Dichtern fest gesetzt,
Es werde durch ihr Werk Verstand und Ohr ergötzt.
„Doch sprichst du, was für Kunst hört man im Reime schallen?
„Die Ziege blöckt und reimt; es reimt der Flegel Fallen,
„Wenn Hanns mit Merten drischt." Wie sinnreich ist dein Hohn!
Doch höre: Phylax heult, und ändert stets den Ton;
Singt er ein reimlos Lied? Was hat den Reim erhoben,
Als wär er das allein, warum wir Dichter loben?
Nein, Reim und Sylbenmaaß, und Feuer und Verstand,
Die machen erst vereint des Dichters Geist bekannt,
Der, wenn er Wort und Ton nach strengen Regeln schränket,
Dabey doch schöner denkt, als man in Prosa denket.
Dann rührt er mit der Lust, die uns ein Tänzer bringt,
Wenn sein verwegner Schritt auf schwankem Seile springt;
Es würde sich kein Volk vor seiner Bühne häufen,
Wollt er den trägen Fuß auf fester Erde schleifen.

Wie ähnlich wär er dem, der, da kein Reim ihn zwang,
So matt und elend singt, als kaum ein Reimer sang!
Nun hör auch, ob den Reim, der dich so sehr beleidigt,
Vielleicht ein stärkrer Grund, als der Gebrauch, vertheidigt.
Durch künstlich Sylbenmaaß hat sonst ein römisch Lied
Zugleich das Ohr ergötzt, des Dichters Geist bemüht.
In Ordnung mancher Art sah man die Füße stehen;
Da hüpft ein Daktylus bey schleichenden Spondeen.
Des Deutschen ernsten Vers ziert ein gesetzter Schritt,
Der nicht iezt hurtig läuft, und iezt bedachtsam tritt.
Stets soll ein kurzer Ton bey einem langen klingen;
Mehr Wechsel, und mehr Kunst ist nicht in ihn zu bringen,
Als daß der Dichter Volk, zur Freyheit angewöhnt,
Jetzt lange Sylben kürzt, iezt kurze Sylben dehnt.
Der muntre Daktylus läßt sich nur selten hören,
Und man fängt iezt fast an ein sapphisch Lied zu lehren.
Wie Ordnung nicht ergötzt, die man zu sehr versteckt:
So macht die wenig Lust, die sich zu bald entdeckt.
Mehr Ordnung und mehr Kunst wird da das Ohr empfinden,
Wo sich zwo Zeilen stets durch gleiches Ende binden.

Der schreibt; der dichtet nicht, der Zeil auf Zeilen häuft,
Wo der entreimte Vers so leicht, wie Prosa, läuft.
Ich lobe nicht den Reim; ich will ihn nur beschützen:
Sonst würd ich mich vielleicht auf Morhofs (*) Ansehn stützen.
Er schilt das Sylbenmaaß, erhebt des Reimes Klang;
Den lehrt uns die Natur, das ist der Künstler Zwang.
„Was schönes muß uns auch in jeder Sprach ergötzen.
„Die Reime kann man nicht, wie Lieder, übersetzen.
„Drum sind die Reime nichts." Sieh! wie du dich vergehst,
Und kühn auf Gründe baust, davon du nichts verstehst.
Nur bloß des Einfalls Werth kann deine Regel zeigen;
Des Ausdrucks Reiz und Kraft bleibt jeder Mundart eigen.
Doch, warum thust du uns des Reimes Ursprung kund?
Zum Scherze fehlt das Salz; zum Ernste fehlt der Grund.
Nein, treibt dein Eifer dich, den Reim nur auszurotten,
So zeige mehr Verstand, und witzerfüllter Spotten.

Komm,

(*) Unterr. von der deutschen Sprache und Poesie, 8. Capit.

Komm, weise, wie der Reim des Dichters Geist umschränkt;
Wie Haller, weil er reimt, nicht philosophisch denkt;
Wie uns noch mancher Scherz im Hagedorn entzückte,
Wenn der verhaßte Reim nicht allen Witz erstickte.
Wo einst dein reimlos Lied der beyden Reimen gleicht:
So glaube ganz gewiß, daß es den Reim verscheucht.
Doch, wohin eilten wohl des Reimes bange Schritte?
Verjagt ihn nicht bereits der Welsche, wie der Britte?
Kaum daß des Franzen Ohr, das sich so zärtlich nennt,
Das Sylbenmaaß verhört, und nur den Reim erkennt.
Zu diesem dürft er fliehn, doch Mothen (*) müßt er meiden.
O Volk, das Fremde liebt! nimm Theil an meinem Leiden!
Der Deutsche hat mich nur von seinem Lied entfernt,
Damit er etwas thu, das er von dir nicht lernt.
Doch nein, er darf auch noch durch Meer und Alpen reisen;
Wenn man ihn minder schätzt, wird man ihn nicht verweisen.
Wahr ists, des Britten Geist, der stärker denkt, als fühlt,
Verachtets, ob der Reim in seinem Liede spielt;

Der

(*) Houdart de la Mothe. Siehe die Vorrede zum zweyten Bande der Oden der deutschen Gesellschaft.

Der Welsche, der nicht ganz das alte Rom vergessen,
Hat ein geübter Ohr, die Sylben abzumessen.
So zart hört Deutschland nicht, wiewohl es doch noch hört;
Dieß ist es, was den Reim dem deutschen Dichter lehrt.
So lerne denn was mehr, als trotzig nachzusagen,
Was mit Bescheidenheit gelehrte Männer wagen!
Die Reimer hat ihr Spruch verachtungswerth erkannt,
Doch niemals so, wie du, die Reime ganz verbannt;
Bis einsten der Gebrauch ein Sylbenmaß bekräftigt,
Das mehr den Geist bemüht, den Dichter mehr beschäftigt.

HORATIVS.

Si concedere nolis,
Multa Poetarum veniet manus, auxilio quae
Sit mihi, nam multo plures sumus, ac veluti te
Iudaei cogemus in hanc concedere turbam.

VI.

An Se. Excellenz Herrrn Ernſt Chriſtoph, des H. R. R. Grafen von Manteufel, als ſelbiger 1743 ſein akademiſches Jubelfeſt feyerte. (*)

Im Namen der leipziger deutſchen Geſellſchaft. (**)

Graf! dein erhabner Blick lenkt ſich mit gleicher Kraft
Auf ganzer Länder Wohl, aufs Reich der Wiſſenſchaft,
Und was wir einzeln ſonſt in großen Geiſtern preiſen,
Sehn wir bey dir vereint, den Staatsmann und den Weiſen.
Geſchäfte höhrer Art benehmen ſonſt die Zeit
Und Luſt zur Wiſſenſchaft, wenn man dem Staat ſich weiht.

Doch,

(*) S. Beſchreibung der akademiſchen Jubelfeyer Sr. Excellenz ꝛc. Leipzig 1743. 4.

(**) Dieſes Gelegenheitsgedicht hat eine Menge Verſe, von denen ich iezo nicht ſagen kann, daß ich ſie wünſchte nicht gemacht zu haben, ſondern vielmehr, daß ich ſie vielleicht wirklich nicht gemacht habe. Diejenigen, in deren Nahmen ich ſprach, (ſie ſind nun meiſtens todt) fanden zu meinem groſen Verdruſſe, manche Verbeſſerungen, bald der Deutlichkeit wegen, bald aus andern Urſachen nöthig.

Doch, Graf, dein Trieb war stark, der dich zur Weisheit lenkte,
Nicht bey dem Aeußern blieb, sich in die Tiefen senkte,
Zeit für gelehrten Fleiß bey hohen Aemtern fand,
Und mit des Hofes Pracht der Weisheit Lust verband.
Du kennst, du fühlest selbst das reizende Vergnügen,
Wahn, Irrthum, Dunkelheit und Zweifel zu besiegen;
Den Werth des Alterthums verehrend einzusehen;
Die Wahrheit neuer Zeit vernünftig zu verstehn,
Im Denken Gründlichkeit, im Ausdruck Witz zu zeigen;
Vor andern, wie an Stand, an Kenntniß auch zu steigen.
Da du dieß kennst und fühlst, was Wunder, daß dein Geist
Den Freunden der Vernunft so viele Huld erweist,
Des Standes Größe gleich des Wissens Größe setzet,
Bey Reinbecks Tode klagt, und Wolfens Freundschaft schätzet?
Die Huld erniedrigt nicht, die man Gelehrten schenkt;
Horaz macht, daß man noch an den Mecän gedenkt;
Viel andern Fürsten gleich, wär Gelon auch vergessen,
Lehrt Archimed ihn nicht die Zahl des Sandes messen;
Eugen, den Deutschland noch als seinen Schutzgott kennt,
Ist mehr noch, als ein Held, wenn ihn ein Leibnitz nennt.

Zum Ruhm der Königinn läßt uns der Britte lesen,
Sie sey im Wissen groß, und Clarken hold gewesen.
O Graf! so wird dein Ruhm auch noch dadurch vermehrt,
Daß sich auf Philuris dein Blick voll Gnade kehrt;
Und da er ihr Bemühn so nah, so scharf bemerket,
Den Fleiß in jeder Brust durch Ehrbegierde stärket.
Der Vorsicht Güte selbst sieht es gefällig an,
Was deine Gegenwart für Nutzen stiften kann,
Und unterstützt das Glück, das sie auf Leipzig lenket,
Durch Gnade, die sie sonst den Menschen seltner schenket.
Sie, deren Schluß den Lauf der Sterblichen umzirkt,
Sieht, was dein Beyspiel hier bey unsern Musen wirkt,
Verlängert auch darum dein sonst schon theures Leben,
(O red ich nicht zu stolz?) dich länger uns zu geben.
Wer liebt die Weisheit wohl, und wird nicht ietzt entzückt.
Graf, wenn er diesen Tag, dein großes Fest, erblickt?
Den Tag, der Leipzigs Ruhm vor ihren Schwestern hebet,
Dergleichen wohl kein Sitz der Wissenschaft erlebet.
Auch unser deutsches Chor erhebt sich, weil es weiß,
Du senkst ein gnädig Aug auf seinen stillen Fleiß,

Und schätzest deiner Huld, da sie Gelehrte liebet,
Auch einen Deutschen werth, der Deutschlands Mundart übet.
Dich zeigt Germanien, als einen Mäcenat,
Dem seiner Künste Flor sehr viel zu danken hat,
Wenn es der Fremde schmäht, daß Sprache, Kunst und Wissen
Hier nicht, wie anderswo, der Großen Schutz genießen.
O flamme viele noch durch edles Beyspiel an,
Zeig ihnen, was den Ruhm der Deutschen heben kann!
Mit nichts vermag sich dir die Dankbarkeit zu zeigen,
Als daß sie für dein Wohl läßt treue Wünsche steigen:
Und, wenn der Vorsicht Hand mit Segen dich erfüllt,
Von ehrfurchtsvoller Lust ihr frohes Herze quillt.
Du selbsten bist vergnügt, dir Herzen zu verbinden,
Nichts kann der Weisheit Freund sonst zärtlicher empfinden.

VII.

Der Nutzen der schönen Wissenschaften beym Vortrage philosophischer Lehren.

An Herrn Heinrich Gottlieb Schellhafer, beyder Rechten und der Weltweisheit Doctor, der deutschen Gesellschaft in Leipzig Mitglied, als selbiger zum Professor der praktischen Philosophie an dem hamburgischen Gymnasio war ernennet worden, und zur Antretung dieses Lehramtes den 18. Sept. 1742 von Leipzig wegging,

im Namen der leipziger deutschen Gesellschaft.

Freund, dir sind Recht und Brauch vom alten Rom bekannt,
Doch kein gelehrter Stolz verschmäht dein Vaterland;
Dein Eifer ist bemüht mit Mustern und mit Lehren
Den Ruhm Germaniens, der Sprache Glanz zu mehren;
Bald, wenn ein muntrer Vers, der deinen Einfall ziert,
Das Ohr durch Harmonie, durch Witz das Herze rührt;
Bald, wenn der freye Geist zwar nicht die Sylben zählet,
Doch Wort und Redensart voll Reiz und Nachdruck wählet.

O Freund! ist nicht der Fleiß, der Witz und Schönheit schätzt,
Aufs höchste Zeitvertreib, der ohne Furcht ergötzt?
Die Kraft, die Grund und Schluß erkannter Wahrheit geben,
Braucht die wohl Putz und Kunst, sie erstlich zu beleben?
So glaubt vielleicht ein Geist, der nur für sich gelehrt,
Nie Wahrheit und Vernunft durch Unterrichten mehrt,
Vergnügt, wofern nur er, den Schwierigkeit entzündet,
Durch unbewegten Fleiß den tiefsten Satz ergründet.
Er lerne, wie man sich zum schwächern Geiste senkt,
Der nicht so scharf, wie wir, auch nicht so eifrig denkt.
Vergebens wird man dem, die Wahrheit vorzutragen,
In unzertrennter Reih, nur trockne Schlüsse sagen,
Zeigt nicht des Lehrers Witz, was er begreifen soll,
Ihm leicht für den Verstand, dem Sinne reizungsvoll;
Kann muntrer Vortrag nicht die Schläfrigkeit erheitern,
Oft Ausdruck mancher Art nur einen Satz erläutern;
Macht Beyspiel, Aehnlichkeit, was eine Rede schmückt,
Nicht, daß Beweis und Satz sich stärker in ihn drückt.
So läßt uns Tullius die Kraft von tiefen Gründen,
Auch wenn er Weisen schreibt, mit Rednerkunst empfinden.
Als Redner ist er groß, weil ihn die Weisheit stärkt,
Als Weiser schreibt er schön, weil man den Redner merkt.

Vor ihm mag noch die Schaar von ungelehrten Weisen
Die trockne Barbarey als tief und gründlich preisen.
Das heißt nicht gründlich seyn, daß man die Sprache kränkt,
Neu und barbarisch spricht, gemein und dunkel denkt,
Im Schreiben Satz an Satz mit Syllogismen bindet,
Im Denken falschen Schluß auf falsche Sätze gründet.
Soll stets der Criticus des Weisen Schreibart schmähn?
Wer scharf und richtig denkt, der sprech auch rein und schön,
Daß er im Ausdruck sich so wie im Denken übet,
Die Kunst der Redner kennt, den Geist der Dichter liebet,
Und dennoch nicht dabey, von Munterkeit verführt,
Ganz den Verstand vergißt, wenn er die Sinne rührt,
Für strenge Gründlichkeit mit Witze spielend pranget,
Und uns ein Gleichniß giebt, wenn man Beweis verlanget.
Ein prächtiger Palast sey seiner Lehrart gleich,
Befestigt durch Vernunft, durch Witz an Anmuth reich.
Am meisten sey er da auf Reiz und Schmuck beflissen,
Befiehlt sein Unterricht zu thun und nicht zu wissen.

Vergebens, daß er nur den trocknen Satz gebeut
Und ewig wiederholt: Strebt nach Vollkommenheit.
In Rechten ungelehrt, unwissend in Geschichten,
Mag er vom Plato nur die Bürger unterrichten,
Der Tugend Reiz vergeht, wenn uns sein ernster Geist
Ein metaphysisch Bild von ihrer Schönheit weist.
Der Dichtkunst altes Recht ist, von der Tugend spielen;
Den Menschen lehrte sie längst seine Pflichten fühlen,
Eh ein Gelehrter noch mit Arbeit ohne Furcht
Vom Rechte der Natur den ersten Satz gesucht.
Durch Schlüsse kann das Kind nicht gut und böses trennen;
Es wird den Unterschied in ihrer Fabel kennen.
Sie zwingt uns, daß man selbst der eignen Thorheit lacht,
Und lehrt den Bürger fliehn, was Helden elend macht.
O daß doch öfters der, den ihre Glut beseelet,
Der Laster falschen Reiz zum Gegenstande wählet!
Und wenn die Redekunst der Städte Freyheit schützt,
Auf Catilinam hier, dort auf Philippum blitzt:
Bleibt ihr der Vorzug noch, daß sie manch Volk regieret,
Wenn heilger Wahrheit Kraft durch sie die Herzen rühret.

Freund, glücklich, wer von dir, was die Natur uns lehrt,
Wie voller Gründlichkeit, so voller Anmuth hört.
Zeuch hin, wo Ueberfluß der Freyheit Fleiß beglücket,
Und Lust zur Wissenschaft auch Reicher Seelen schmücket,
Und lieb uns, weil uns noch der Trieb, der dich auch führt,
Für Deutschlands Redlichkeit und Deutschlands Mundart rührt.

VIII.

Ueber die gegenseitige Verachtung der Philosophen und Criticorum an Herrn Johann Benedict Carpzov, (*) als selbiger den 25. Hornung 1740 in Leipzig die Magisterwürde erhielt.

HORATIVS
Dum vitant stulti vitia, in contraria currunt.

Ein seltnes Schicksal hat bey dir, o muntrer Freund,
Doch noch Gelehrsamkeit mit der Vernunft vereint,
Und

(*) Itziger Abt zu Königslutter, Prof. der Gottesgelahrtheit zu Helmstädt.

Und leerer Köpfe-Zier, die Artigkeit der Sitten,
Hat unverdroßnen Fleiß in dir bey sich gelitten.
Der Geist, der Wahrheit sucht, kaum eigner Einsicht traut,
Auf feste Gründe nur mit sichren Schlüssen baut;
Der Mann, der, was uns nur der Jahre Neid vergönnet,
Geschichte, Mundart, Brauch vom vorgen Rom erkennet.
Was wirkt von beyden doch den nie versöhnten Zwist,
Daß dieser wenig denkt, und jener wenig list?
Der nur auf Worte sieht, und jener nur auf Sachen,
Und jeder rühmlich hält, den andern zu verlachen?
Du, der du beyder Werth durch Fleiß und Witz erkennst,
Und beyden gleich zu seyn, von edlem Eifer brennst,
O Carpzov, sag es mir, ob wohl mein rauhes Dichten
Den wahren Grund erklärt? Du kannst noch billig richten.
Ihr, die ihr einst gestärkt von Rom und Griechenland,
Die wilde Barbarey durch kühnen Fleiß verbannt,
O wollt uns doch von euch das edle Beyspiel lehren,
Die Werke jener Zeit gebührend zu verehren!
Der Mönche tummen Witz habt ihr von uns entfernt,
Zur Hoheit erst die Bahn den Alten abgelernt,

Und ihren Werth erkannt, aus unbewegten Gründen,
Gelehrt, sie zu verstehn, und zärtlich, zum Empfinden.
Ihr lerntet Sprach und Brauch, die Schriften zu verstehn.
Die Schriften liest man jetzt, um Sprach und Brauch zu sehn.
Wenn hier des Rörners Mund verfolgte Tugend schützet,
Dort voll gerechten Zorns auf Catilinam blitzet,
Bald uns die Kunst erklärt, durch die er Rom regiert,
Bald zu der Weisheit uns durch gründlich Zweifeln führt;
Wer ist es, der ihm folgt, und in dem theuren Werke
Vom Weisen denken lernt, und fühlt des Redners Stärke?
Wozu gebraucht man es? Um ängstlich nachzusehn,
Ob diese Worte wohl in dieser Ordnung stehn?
Ob man die Spuren noch von jenem Brauche finde?
Ob er sich auf ein Stück vergeßner Rechte gründe?
Doch nein, ich irre mich. Hat nicht ein jedes Wort
Schon im Nizolius den angewiesnen Ort?
Pitisci Lexicon ist ja in allen Händen.
Es sind Register gnug bey Grävens ewgen Bänden.
Nur diese schlägt man auf. Was hilft uns Tullius.
Als daß man noch sein Buch zum Staate zeigen muß?

Man

Man braucht ihn wahrlich nicht, um sich gelehrt zu nennen.
Was braucht man sonsten noch? das A B C zu kennen.
Unwissend eitler Fleiß! Da man mit Schaalen spielt,
Und nie den innern Reiz von alten Schriften fühlt.
Dieß ist auch dessen Fleiß, der sucht den Fleiß zu fliehen,
Gelehrt zwar heißen will, doch sich nicht viel bemühen.
Wenn eines Alten Werk aufs prächtigste geschmückt,
Mit Noten überschwemmt, aus Holland wird geschickt,
Wie eilt er, diesen Schatz am ersten zu besitzen!
Zur Zier des Bücherschranks wird er ihn meistens nützen.
Vergnügt, wenn er das Buch an seinen Ort gesetzt,
Hat er durch Lesen nie den schönen Band verletzt.
Zu mühsam wär es ihm, sollt er sich unterwinden,
Vor den Erklärungen den Text und Sinn zu finden.
Und wozu braucht er es? Noch allzu großen Fleiß,
Wenn vom Heineccius er manche Stücken weiß,
Gravinens Werke kennt, was vom Sigon gehöret,
Und aus der Endung us die großen Namen ehret.
Doch wenn er überdieß noch auf französisch flucht,
Was wär er? würde nicht von ihm Paris besucht.
Da lernt er erst genau die Alterthümer kennen,
Und kann mit Rechte sich gelehrt und artig nennen,

Daß, wenn der Doctorhut das weise Haupt geschmückt,
Sein reizend Etwas bald das reichste Kind entzückt.
Auf einmal wird nunmehr der saure Fleiß beschlossen,
Der wohlverdiente Lohn in edler Ruh genossen,
Gesellschaft, Spiel und Lust beschäftgen ihn allein,
Und daß an seiner Art kein Mängel möge seyn.
So lernt, so lebet man, so muß man ietzo leben,
Will man zu unsrer Zeit nach Ruhm und Glücke streben.
Ists Wunder, daß ein Geist, dem die Vernunft gefällt,
Gelehrte dieser Art nicht für Gelehrte hält?
Und lacht, wenn man, bemüht mit lauter Kleinigkeiten,
Sich bey der Nachwelt glaubt ein Denkmahl zu bereiten,
Nur diese trift sein Spott, nicht Männer, deren Fleiß
Den Geist der Alten kennt, und ihn zu brauchen weiß.
Und eben der verlacht das Heer von kleinen Seelen,
Das Eitelkeit nur reizt, zu Weisen sich zu zählen,
Das stets von Wahrheit spricht, und von Philosophie,
Und prahlt mit der Vernunft, und kennt und braucht sie nie.
Den halbverstandnen Satz dem Lehrer nachzusprechen,
Ist ihre ganze Kunst. Nie sehn sie seine Schwächen.
Beweis ist, daß ers sagt. Sein Ausspruch macht sie kühn,
Und voll von Wissenschaft mit wenigem Bemühn.

Nie werden ſie den Blick auf alte Schriften wenden,
Denn alle Weisheit ſteht in Wolfens dreyßig Bänden.
Was hilft es ihnen wohl, von Rom und von Athen,
Mit Arbeit ohne Nutz, die Schriften durchzugehen?
Zumal wenn ſie mit Noth noch Griechiſch können leſen,
Und nie ein römiſch Buch ihr großer Freund geweſen;
Denn lachen ſie mit Recht, wenn einer Sylben ſticht,
Und mehr wie Tullius, als wie Fonſeca ſpricht.
Dieß iſt des Streites Quell und trennt die beyden Heere.
Eins hat in Jena Ruhm, und eins in Leipzig Ehre, (*)
Der will kein Barbar ſeyn; und der kein Wörterheld,
Der ſchmäht die Criticos, und der die beſte Welt.
O daß ein jeder recht, was er bekämpft, verſtände!
Diß machte ſie geſchickt, und ihrem Zank ein Ende.
Wenn einſt Coliſichet die Hoffnung überſteigt,
Durch ein unſterblich Werk ſich den Gelehrten zeigt,
Was ſchenkt uns nicht ſein Fleiß für nie geſehne Schätze
Durch nützliches Bemühn! Hier iſt ein alt Geſetze.
Trihonian giebt ſelbſt davon nicht viel Bericht
Vielleicht verachtet ers, vielleicht wuſt er es nicht;
Ein großer Gegenſtand! dieß kann vortrefflich heißen,

Es

(*) Man erinnere ſich bey Geſchichterzählungen, der Chronologie.

Es der Vergessenheit erst ietzo zu entreißen.
Zeit, Ursprung, der Tribun, der es dem Volke rieth,
Die Worte, Dauer, Fall, hat alles ihn bemüht.
O wichtiger Verdienst! Wer kann ihn wohl belohnen?
Er fand auch wahrlich nicht, was Kinder an den Bohnen,
Wenn dorten V W E durch zweyer Jahre Fleiß
So viel Philosophie, als selbst sein Lehrer weiß,
Auch von der Meßkunst noch den vierten Theil gehöret,
(Daß er Magister ward, hat ihn darinn gestöhret)
Und weiset, was bisher ihm sein Bemühn genützt:
Denn fiele Grotius, hätt er ihn nicht gestützt.
Begriffe, die nur er an diese Wörter bindet,
Die sinds, worauf er sich mit falschen Schlüssen gründet.
Er dehnt und quälet sich, bis er den Wunsch gestillt,
Aus dem erlauchten Drey zween Bogen angefüllt. (*)
Ein jeder wird von den des andern Thorheit lachen,
Und selbst sich lächerlich durch eigne Fehler machen.
Ach daß mein Dichten doch, zum Loben allzu matt,
Nur für die Spötterey noch wildes Feuer hat!
Und es nicht wagen darf, nach jener ihren Bildern,
Ein edler Bild in dir, mein Carpzov, abzuschildern.

Von

(*) Er hatte drey von ihm sogenannte Viros illustres bey Abschreibung seiner Disputation gebraucht: Der erste war Wolf, die andern beyden aber bey Wolfen kleine Lichterchen.

Von dir wird Livius und Wolf zugleich geschätzt,
In dir ist beyder Werth aus Kenntniß vest gesetzt.
Bewiesen, nicht erzählt, liebst du der Weisheit Lehren,
Vernunft, nicht Vorurtheil heißt dich die Alten lehren.
Catull giebt dir den Klang der römschen Lieder an,
Den Klang, den nie der Schwarm von Sängern treffen kann,
Der nur noch Lob verdient, weil er lateinisch singet,
Durch deutsches Dichten nicht den Deutschen Schande bringet.
Noch eins verschweig ich nicht, was mich an dir ergötzt,
Daß Leipzig dich gezeugt, der auch die Meßkunst schätzt,
Nicht, wenn sein fauler Fleiß ihn nur gelehrt zu pralen,
Zeigt seinen Unverstand, und spottet Strich und Zahlen.
Die Männer, deren Geist durch eifriges Bemühn
Macht unsers Leipzigs Ruhm bey fernen Völkern blühn,
Die dich auch bis hieher gelehret und geführet,
Die geben dir den Lohn, der niemals Faule zieret.
Erfülle, was man ietzt voll Hoffnung noch begehrt.
Sey deines Vaterlands, und deiner Väter werth.

VIIII.

Gedanken über den Streit zwiſchen Vernunft und Glauben an Herrn M. Joh. Anton Heermann.

Was wirkt, o Heermann, doch den unglücksvollen Streit,
Der Glauben und Vernunft ſo lange ſchon entzweyt?
Wie iſt? verträgt das Buch, das wir als göttlich preiſen,
Die ſcharfe Probe nicht, von Schlüſſen tiefer Weiſen?
Verdient man eher nicht, daß uns der Schöpfer lehrt,
Als bis man die Vernunft, die er uns gab, verſchwört?
Mit Rechte wird bey euch des Zankes Grund geſuchet,
Du, der des Glaubens lacht; du, der der Weisheit fluchet;
Der, wenn er die Vernunft mit ſteifen Füſſen tritt,
Meynt, es geſchehe Gott ein großer Dienſt damit:
Und der will muntern Witz und ſcharfes Denken zeigen.
Des Glaubens Spötter ſeyn, iſt großen Geiſtern eigen;
Und beyde folgen nur, wohin ihr Wahn ſie reißt,
Den der Vernunft benennt, und jener Glauben heißt.
Verlangt nicht, wollt ihr uns der Gottheit Willen lehren,
Als ein prophetiſch Wort, was ihr nur ſagt, zu ehren;

Gleicht euren Feinden nicht, die ihr den Glauben schmäht,
Und richtet nicht davon, wovon ihr nichts verstehet.
Der Schöpfer will uns nicht die Macht zu denken rauben,
Doch heischt er nicht von uns zu wissen, nur zu glauben,
Wozu er uns bestimmt, wodurch man ihm gefälle,
Wie das Gewissen Ruh, die Seele Trost erhält,
Bemüht sich die Vernunft vergebens zu ergründen,
Und wird, entdeckt sie was, nur ängstlich Zweifeln finden.
Wie um den Himmel sich der lichte Milchweg zieht.
Sieht unser Auge dort, und weiß nicht, was es sieht,
Und daß den weißen Glanz ein Heer von Sonnen schicket,
Hat ein Demokritus errathen, nicht erblicket;
So ward auch manchem Geist, der über andre steigt,
Viel, was der Christe glaubt, durch die Vernunft gezeigt,
Doch dunkel, ungewiß, nicht wie der Glaube lehret,
Den selbsten die Vernunft mit eignen Lallen ehret.
Wem gleicht ihr, die ihr hier Vernunft alleine nennt?
Dem, dessen bloses Aug des Milchwegs Sterne kennt;
Hier müßt ihr euch so gut, als eure Gegner finden,
Die sich, um mehr zu sehn, die Augen vest verbinden.
Ein forschender Verstand, der sich im Denken übt,
Die Wahrheit untersucht, und nur Beweise liebt,

Würd' oft ein Christe seyn, und unsrer Kirche nützen,
Und gründlich und geschickt die Lehren unterstützen,
Die wahr und richtig sind: So aber, wenn er hört,
Daß unser Glaube nichts, als solche Sätze lehrt,
Bey denen die Vernunft, mit Gründlichkeit und Wissen,
Vertrieben und verdammt, dem Glauben weichen müssen,
Tritt er so bald zurück. Denn das ist offenbar,
Was die Vernunft ihm sagt, hält er gewiß für wahr;
Wenn Glauben und Vernunft einander widersprechen,
So ist der Glaube falsch. Die Schuld von dem Verbrechen,
In das der Freygeist fällt, gehört dem Lehrer zu,
Der auf den Freygeist schmäht; o ließ er ihn in Ruh!
O hört er einstens auf, die Weisheit zu verfluchen!
Der Freygeist würde bald die Lehren untersuchen,
Die man für heilig hält; und ihrer Wahrheit Licht
Durchstrahlte seine Brust. Doch so geschieht es nicht,
So scheut er sich sogar, die Bibel anzurühren,
Aus Furcht, der Menschheit Werth auf einmal zu verliehren.
Nein, göttliche Vernunft, nie ward dein wahrer Freund
Auf eigne Kräfte kühn, der Offenbarung feind.

Geleitet durch dein Licht, bis an der Menschheit Gränzen,
Sieht er, wo du ihm fehlst, der Gnade Strahlen glänzen.
Doch ungelehrter Stolz, den du nur selten führst,
Merkt nicht, wie weit du gehst, noch wo du dich verlierst.
Du lehrst vom Menschentand die Offenbarung trennen,
Du lehrst uns ihren Zweck und ihren Werth erkennen.
Nicht darum gab sie uns der Schöpfer, der uns liebt,
Daß ein Erfinder sich an ihr in Schlüßen übt;
Im weiten Raum der Welt, im Abgrund unsrer Seelen
Laßt uns den Gegenstand von unserm Forschen wählen.
Die Lehre, welche selbst die Einfalt führen soll,
Mach kühne Neugier nicht von schweren Fragen voll.
Auch Seelen, welche nicht gleich Weisen denken können,
Will unumschränkte Huld ein ewig Glücke gönnen.
In einem Labyrinth, wo ihm der Faden fehlt,
Irrt der verwegne Sinn, der sich mit Forschen quält.
Der Glaube, unbemüht, die Kenntniß zu vergrößern,
Erleuchtet den Verstand, nur um das Herz zu bessern.
Genug, daß man so viel von seinen Lehren merkt,
Als in uns Trieb und Kraft für unsre Pflichten stärkt;
Genug, daß wir in dem, was Menschen nicht ergründen,
Nichts widersprechendes und tiefe Weisheit finden.
Genug, daß unser Geist die Lehren höhrer Art,
Die er noch stückweis lernt, auf eine Zeit bewahrt,

Wo er, vom Nebel frey, der itzund ihn umringet,
In den Zusammenhang mit schärfern Blicken dringet.
So faßt ein zartes Kind des Vaters Unterricht,
Erreicht sein schwacher Sinn der Lehren Grund noch nicht,
Es glaubt, und wird dadurch nur ietzo vorbereitet,
Bis es mehr Einsicht einst bey reiferm Alter leitet.
O glücklich, wen Vernunft, so wie der Glaube lenkt!
Der beyder Werth verehrt; und wenn er glaubt, auch denkt.
Als göttlich wird bey ihm nicht alte Meynung gelten,
Die Freunde der Vernunft wird er nicht Ketzer schelten;
Den Freygeist, welcher sonst des Eifers Zorn verlacht,
Hat er durch Grund und Schluß zum Glauben oft gebracht:
Und selbst ein schwacher Sinn lernt mehr durch seine Lehren,
Als Gott, gedankenloß, mit heilgen Formeln ehren.
Hier zeigt sich dir dein Bild, Freund, Lehrer der Vernunft,
O glichen, Heermann, dir doch alle deiner Zunft!
Sie nennen sich, wie du. Doch sollten wir oft schwören,
Sie wären ausgesandt, die Unvernunft zu lehren.

Die Weisheit dieser Welt aufs ärgste zu verschmähn,
Muß man ihr Meister seyn, und nichts von ihr verstehn.
Doch Geister deiner Art pflegt, troz der kleinen Seelen,
Sich zur Verherrlichung die Vorsicht stets zu wählen.

X.

Ob eine Gesellschaft, die Sprache zu verbessern, durch öffentliches Ansehn müsse berechtiget werden,

Beym Eintritte in die leipziger deutsche Gesellschaft, den 12. des Heumonats 1741. vorgelesen.

Ihr Deutsche, die ihr euch für Deutschlands Ruhm vereinigt,
Ihr, die ihr unsern Witz und unsre Mundart reinigt,
Mit Zweifel, der die Lust in engen Schranken hält,
Erblick ich diesen Tag, der mich zu euch gesellt;
Vielleicht, daß meine Kraft durch eure Hülfe steiget,
Vielleicht, daß neben euch sich meine Schwäche zeiget.
Ich wag es, nehmt von mir nur Fleiß und Eifer an,
Wo ich durch Witz und Geist mich nicht erheben kann.
Ists euer Eifer doch, den ich an euch geschätzet,
Noch mehr, als euer Witz, so sehr er mich ergötzet:

Ihr liebt das Vaterland, nur dadurch brennt der Fleiß,
Der noch der Klugen Lob ſtatt alles Lohnes weiß,
Zu glücklich ſollt ihn nur dieß Lob allein vergelten,
Und ihn nicht jeder Thor, der euch nicht kennet, ſchelten.
Ihr Deutſche, die ihr euch von deutſchem Sinn entfernt
Und fremde Thorheit nur von fremden Völkern lernt,
Den Satz noch nicht erkennt, den ſie ſo deutlich zeigen:
Es ſteigt des Landes Ruhm, wenn Witz und Mundart ſteigen.
An euch bekehrt man nichts. Es ſey euch immer recht,
Daß ihr mit Fremden ſchön, mit uns barbariſch ſprecht.
Darf eure Thaten doch kein deutſcher Pindar melden.
Werd ich ein Juvenal, ſo ſeyd ihr meine Helden.
„Wie aber? iſt dein Fleiß, Geſellſchaft, nennenswerth?
„Dein ſcharfer Richterſpruch, der das für falſch erklärt,
„Und jenes richtig heißt. Was iſt es, das er nützet,
„Wenn ihn dein Eigenſinn ſtatt alles Anſehns ſtützet.
So redet der (*) euch an, der, deſſen kühner Geiſt,
Jetzt Frankreichs Fehler zeigt, jetzt Deutſchlands Mängel weiſt,

Gut,

(*) Dergleichen Vorwürfe ſind der Geſellſchaft in den Lettres Germaniques gemacht worden.

Gut, wenn er sich zuvor genugsam unterrichtet,
Schlecht, wenn er übereilt und ohne Kenntniß richtet.
Dieß wiederfähret ihm, wenn er der Sprache lacht,
Wo strif- und straf so sehr der Wörter Endung macht,
Und Günthern oben an bey Deutschlands Dichtern setzet.
Und ein verachtet Lied für Günthers bestes schätzet,
Und, als verstünd er deutsch, es ohne Zittern wagt,
Aus Günthern übersetzt, was Günther nie gesagt.
Der ist es, der an euch die eitle Mühe tadelt,
Daß ihr, die kein Gesetz zu deutschen Richtern adelt,
Nur kühn auf eigne Kraft, ganz Deutschland Regeln gebt,
Da, wie er sicher weiß, ganz Deutschland widerstrebt.
Unendlich schwere Pein = = hat ihn so viel gelehret,
Daß man gebrochen Deutsch aus seinem Munde höret.
Er selbst gestehet dieß. Nun wundre man sich nicht,
Wenn er so wohl gelehrt ein weises Urtheil spricht.
„Die deutsche Zierlichkeit ist nicht den Meisnern eigen,
„Der Bair kann sie so gut, und selbst der Schweizer zeigen,

„Der freyen Völker Zahl, die Deutschlands Weite hegt,
„Wird keiner Sprachkunst Joch von Sachsen auferlegt.
So wird dadurch ein Volk als Oberherr verehret,
Daß es ein gleiches Volk der Sprache Schönheit lehret?
Wenn Theben einst Athen der Mundart Vorzug gab,
Was gieng Böotien an seiner Freyheit ab?
Ja, soll das Deutsch des Rheins der Pleisse Deutschem gleichen,
So wird der ohne Streit auch seinen Zweck erreichen,
Der nach der Sprache Glanz, die Frankreichs Ruhm erhöht,
Zum Normann, zum Breton, zum Limosiner geht.
„Da, wo der König selbst der Sprache Richter setzet,
„Da wird durchs ganze Land ihr Urtheil hochgeschätzet.
Dieß ist der kühne Satz, den kein Beweis beschützt,
Den selbst das Beyspiel fällt, durch welches er ihn stützt.
Gebeut man auch dem Ohr in drohenden Gesetzen?
Der Ton vergnüge dich! und der soll dich verletzen!
Nein, zwar die Sprache steigt, wo der Monarch sie liebt,
Weil man durchs ganze Land des Hofes Sitten übt,
Allein, will er sein Volk des Ausdrucks Schönheit lehren,
Wird man sein Beyspiel nur, nicht sein Befehlen ehren.

Der Sprachkunst Quellen sind: Brauch, Ursprung,
Aehnlichkeit,
Was der Gelehrte schreibt, nicht was der Fürst gebeut.
Der Fürst, der Lehrer setzt, macht sie zugleich nicht
tüchtig;
Ihr Ausspruch wird dadurch nur bey dem Pöbel wichtig.
Oft trotzet träger Stolz auf ein erschlichnes Amt,
Doch geht der Fleiß ihm vor, der sich nur selbst entflammt.
Muß man die Vierzig wohl, die Frankreich sprechen
lehren,
So, wie den König selbst, der sie gesetzt, verehren?
Hat dieses Ansehn wohl ein Richelet erkannt?
Wenn die Gesellschaft hier, dort er mit Frankreich,
stand?
Durft ihren Wörterbann kein Evremond verlachen? (*)
Und sie kein Despreaux zu halben Wilden machen? (**)
Doch ist man ietzt vielleicht nicht, wie vor Zeiten, kühn;
Denn wer ietzt denken will, muß Frankreich öfters fliehn.
Vielleicht muß man sich ietzt nur nach den Vierzig richten,
Und, schreibt man nicht, wie sie, nach Lannois Hofe
flüchten. (†)

(*) S. die Comödie les Academistes, in Evremonds Schriften.
(**) S. dessen 18. und 19. Stingedichte.
(†) Es hielten sich damals bey dem Herrn von Lannoi in Brüssel verschiedene Gelehrte auf, so sich in Frankreich nicht durften antreffen lassen.

Gefühl, und nicht Gebot regiert des Deutschen Ohr.
Er zieht, was Meissen spricht, der eignen Mundart vor.
Nicht, weil ein meißner Mund die Sprachkunst nie verletzet,
Nein, nur, weil er doch mehr durch Richtigkeit ergötzet.
Lehrt unser Meißen nicht der Sprache Zierlichkeit
Noch weiter, als August an Kaisers Statt gebeut? (*)
Selbst, wo der Lindmat dort das alte Zürich theilet,
Selbst, wo um Nüchtlands Haupt die Aar gebogen eilet,
Kennt zwar das freye Volk der Deutschen Herrschaft nicht;
Doch uns gehorchet es, und redt, wie Meissen spricht.
Gelehrte, fahret fort die Mundart auszubessern,
Daß ihr nur selbst euch hebt, muß euren Wehrt vergrößern.
Laßt nicht den Eifer nach, der Deutschlands Ruhm vermehrt.
Hofft keinen schlechtern Lohn, als daß euch Deutschland ehrt.

(*) Nach Carl des VI. Absterben.

XI.

Auf den Tod des breslauischen Rectors, Herrn Christian Stiefs.

Bey einer Kenntniß stets verzagt und träge stehn;
Nie lehrbegiergen Blick nach andrer Wahrheit drehn;
So wie der Thiere Witz nur eine Kunst vollbringet,
Die Spinne nichts, als webt, die Lerche nichts, als singet,
Kömmt schlechten Seelen zu; Erhabner Geister Kraft
Erschöpft die Arbeit nicht von einer Wissenschaft.
Ihr Fleiß, den nichts vermag in engen Raum zu schränken,
Durchreist der Wahrheit Reich, und denkt, wo Menschen denken.
So war, zu Breslaus Ruhm, der theure Greis gelehrt,
Den es fast funfzig Jahr und noch zu kurz verehrt.
Zu wenig war für ihn, der Weisen Sprachen kennen,
Mit Schätzung ihres Werths die großen Alten nennen;
Noch bey der Alten Werth der Neuern Werth verstehn,
Im Schicksal manches Volks der Vorsicht Herrschaft sehn:

Auch

Auch was Natur und Kunst für Wunderwerke zeigen,
Da, wo der Schöpfer spricht, und Bücher öfters schweigen;
Wie viel der kleine Mensch voll Ohnmacht sich erkühnt;
Wie Himmel, Erd und Meer nur seinem Witze dient;
War seiner Einsicht werth; Er sah in tiefen Klüften
Des armen Bergmanns Fleiß; In Gluth und Schwefeldüften:
Wie Bley aus Steine fließt; Mit nützlichem Bemühn,
Ließ er erst fremden Klee auf Breslaus Wiesen blühn.
So ward durch seinen Fleiß auch andrer Fleiß gelenket,
Zu sehn, was Gott erschuf, zu brauchen, was er schenket.
Vollkommner sieht er iezt, von langem Dienst befreyt,
Den Schöpfer unsrer Welt, als Herrn der Seeligkeit.
O möchte, da wir ihn für uns noch früh verliehren,
Nur manchen Geist bey uns sein großes Beyspiel führen!

Oden.

I.

Die Macht des Menschen.

Euch alle soll der Mensch regieren,
Sprach einst Prometheus zu den Thieren,
Der Mensch, das Werk von meiner Hand.
Wie? ließen sie sich trotzig hören,
Gebeut was Größers uns zu ehren,
Der Mensch wird nicht von uns erkannt.
Dieß Wesen ohne Kraft und Waffen,
Dieß hast du uns zum Herrn erschaffen?
So fragt der Leue schon ergrimmt:
Dann will ich seine Herrschaft schauen,
Wenn er, zerfleischt von meinen Klauen,
In seinem Blute vor mir schwimmt.

Ich?

Ich? sprach der Adler, soll ihm nützen?
Auf Gemsen nie erstiegnen Spitzen
Wird ihm mein Wohnhaus wohl entdeckt?
Wodurch denn will er mich bezwingen?
Der kühne Flug von meinen Schwingen
Geht höher, als sein Blick sich streckt.
Mir, schloß der Wallfisch zu gebieten?
Soll er, wo Frost und Wellen wüten,
Mir mehr, als beyde, furchtbar seyn?
Nein, Heerden von dergleichen Thieren
Will ich, mein Schwanz darf sich nur rühren,
Zerschmettert in das Meer zerstreun.
Wißt, hat sie drauf der Gott belehret,
Schwach, unbeflügelt, unbewehret
Ist er doch mächtiger, als ihr.
Was mehr, als Stärke, Flug und Waffen,
Wird ihm nur eine Kraft verschaffen,
Und diese Kraft besitzt kein Thier.
Dann trotz ein Löw auf seine Klauen,
Wenn er, durch schärfern Stahl zerhauen,
Vor ihm in seinem Blute liegt.
Dann wird der Adler ihm enteilen,
Wenn durch die Luft auf schnellern Pfeilen
Der Tod unfehlbar nach ihm fliegt.

Du wüteſt nur, um mehr zu bluten,
Belebtes Eyland kalter Fluten,
Wenn dich ſein kühner Schuß verletzt.
Vor Menſchen wird dein Stolz entweichen,
Die ſelbſt der Reſt von ihres gleichen
Verächtlich, faſt zu Thieren ſetzt.(*)
Die Kraft, durch die ihm wird gelingen,
Luft, Erd und Waſſer zu bezwingen,
Die bleibt euch ewig unbekannt.
Zu bald nur wird ſie euch zum Schrecken
Durch ihre Wirkung ſich entdecken,
Den Namen hört: ſie heißt Verſtand.

(*) Die grönländiſchen u. a. nordliche Wilden.

II.

Auf die Steinauer- und Sonnenkalbische Verbindung, 1740.

HALLER.

J'ai senti ces transports connus de peu d'humains,
Que la verité nous inspire,
Quand on en a percé les voiles incertains.
— — — — — — —
Mais depuis que mon coeur a gouté de ta flame,
Il ne sent plus que pour l'amour.

Vergebens prahlt ihr, eitle Weisen,
Die Wissenschaft uns anzupreisen,
Mit der ihr euch so sehr erhebt;
Der Wahrheit Reiz, der Weisheit Stärke
Rühmt ihr umsonst, zeigt es im Werke,
Daß ihr allein für diese lebt.
Das Zärtlichste, das wir empfinden,
Die Liebe selbst, zu überwinden,
Sind eure Kräfte viel zu klein.
Beherrscht die Weisheit eure Sinnen:
Was räumt sie andern Herrscherinnen
Den Platz so bald und willig ein?

Für

Für Kenntniß, welcher nachzustreben,
Gelehrte selten sich erheben;
Hast du, o Freund! bisher gebrannt:
Dir sind durch ihre hohe Lehre
Des Britten, Deutschlands, Frankreichs Ehre,
Lock, Leibniz, Varignon, bekannt.

Kein Glücke konnte dich sonst rühren,
Als tiefer Wahrheit nachzuspüren,
Wo Forschen uns mit Lust bemüht:
So weis oft sprödes Widerstreben
Der Schönen stärkern Reiz zu geben,
Wir folgen ihr, weil sie uns flieht.

Doch selten wird man lange dienen
Geliebten, die nur reizend schienen,
Eh wir was reizenders gekannt;
O Freund! durch Willhelminens Küsse
Sind Zahlen, Striche, tiefe Schlüsse,
Lock, Leibniz, Varignon, verbannt.

Zu schwache Kraft von trockner Wahrheit!
Sie strahlt umsonst mit matter Klarheit,
Ein Blick voll Feuer dämpft sie bald:
Gewisser, als Euklidens Lehren,
Ist jeder Ausspruch zu verehren,
Der aus zwo holden Lippen schallt.

Wie, Freund? der edelste der Triebe,
Der Trieb zu wissen, weicht der Liebe?
Die Weisheit fliehet deinen Sinn?
Nein, ohne Furcht, dich zu verliehren,
Sieht sie die Liebe triumphiren,
Und bleibt doch deine Herrscherinn.

Der Trieb, der nach der Wahrheit brennet,
Der ists, der uns von Thieren trennet,
Er macht uns erst der Menschheit wehrt:
Und tugendhafter Liebe Flammen,
Der Menschheit Wirkung zu verdammen,
Das hat er nie von uns begehrt.

Mit Augen, von Vernunft gelenket,
Durchgeht, wer mehr, als andre denket,
Das alles, was man Güter nennt:
Nie bleibt sein Blick am Aeußern haften,
Wo er, geschärft durch Wissenschaften,
Den innern Fehler bald erkennt.

Nur euch, von Wahrheit leere Seelen,
Kann Schein verblenden, Sehnsucht quälen,
Erhaltnes Gut ein Ekel seyn:
Zufriedne Wahl aus sichern Gründen,
Des Glückes zärtlichstes Empfinden,
Das giebt die Weisheit ganz allein.

Nie wird sie mit zu strengen Lehren
Den Ausbruch eines Triebes stören,
Den die Natur in uns gesenkt:
Sie selbsten wird ihm Stärke geben,
Nur daß durch sie sein glücklich Streben
Sich nach dem wahren Gute lenkt.

O wollte mir ein Lied gelingen!
Vergnügter Freund, dein Glück zu singen,
Dein Glück, das deinen Wunsch erreicht!
O fühlt ich ietzo Dichterflammen!
Stark, weil sie von der Weisheit flammen,
Ein Feuer, das dem deinen gleicht.

Ich bin zu schwach für dieß Entzücken,
Da Kraft, es lebhaft auszudrücken,
Selbst dem, der es empfunden, fehlt.
Mehr, als durch meiner Dichtkunst Loben,
Wird die, die du gewählt, erhoben,
Nur dadurch, daß du sie gewählt.

Ihr, denen nichts kann widerstreben
Ihr, die, uns alles Glück zu geben,
Die Vorsicht von dem Himmel schickt:
Erhabene Weisheit! holde Liebe!
Vereint, verstärket eure Triebe,
Und machet dieses Paar beglückt.

CIBBER.

— — the neareſt to the Joys above
Is the chaſt Rapture of a vertuous Love.

III.

Hannchen.

Ungezählter Namen Menge
Schmückt die feurigen Gesänge,
Die der Dichter Zärtlichkeit
Ihrer Schönen Reizung weiht.
Der besingt die kluge Doris,
Jener die geputzte Chloris,
Und des dritten treuer Sinn
Sehnt sich nach Calliſten hin.
Henriette, Chriſtiane,
Wilhelmine, Mariane,
Leonore, Margaris,
Sind der Ewigkeit gewiß.
Phyllis, Iris und Selinden . . .
Doch wer kann ein Ende finden,
Wo der Dichter Schöpfungskraft
Namen, wie die Schönen, schafft?
Unbemüht, sie durchzuzählen,
Werd ich einen Namen wählen,
Den von Reiz und Schönheit voll
Stets mein Lied erheben soll.

Was man liebenswerth erkennet,
Nennt man, wenn man Hannchen nennet.
Wie viel Schönes nennt der nicht,
Der nur Hannchens Namen spricht?
Seht, wenn sich die bunten Mengen
Sonntags aus den Kirchen drängen,
Gebt auf unsrer Fenster Pracht
Mit erhabnen Blicken Acht:
Tausend müßt ihr reizend finden,
Tausend müssen euch entzünden,
Und der Hannchen nur allein
Mehr, als aller sonsten seyn.
Unbemüht, sie durchzuzählen,
Werd ich nur ein Hannchen wählen;
Dessen Reiz, der mich vergnügt,
Aller Hannchen Reiz besiegt.

IHI.

Commentarius über nachstehende Ode.

Ein geputztes Frauenzimmer zu betrachten, ist eine Handlung, die mit den Wissenschaften eines Gelehrten keine Verbindung zu haben scheint, ausgenommen, daß etwa ein Poete dadurch kann zu einer liebreichen Ode erhitzt werden: Doch seitdem ich mich et-

was um die Baukunst bekümmert, habe ich anders von der Sache urtheilen lernen; und ich halte es nunmehr einem Baumeister für so nöthig, geputzte Schönen zu betrachten, als einem jungen Herrn, die Kirchenparade in Acht zu nehmen. Ich weis nicht, ob meine Neigung in dieses Urtheil einigen Einfluß hat, und ob es mir geht, wie den Aerzten, die, wenn sie den Caffee gern süß trinken, den Zucker für sehr gesund ausgeben. Meine Leser werden aus dem, was ich sage, vielleicht sehen können, wie viel Gewicht bey mir das Herz den leichtern Gründen beygelegt habe.

Wenn wir dem Vitruv glauben dürfen, so haben sich die alten Baumeister, bey Angebung der Säulenordnungen, nach dem menschlichen Körper gerichtet. Die stammhafte dorische Säule soll eine Mannsperson vorstellen: Die dünnern Schäfte von der jonischen und korinthischen Ordnung, sind von den weiblichen Körpern nachgeahmet; und zwar ist der jonische Stamm noch dicker, als der korinthische; weil beyde von einander, wie ein verheirathetes Frauenzimmer und eine Jungfer, unterschieden sind. So gar die Kleidung hat die Baukunst auszudrücken gesucht, aber nur bey dem Frauenzimmer. Man hat niemals einer dorischen Säule einen Harnisch angelegt, oder einen Helm aufgesetzt: Aber die weiblichen Ordnungen hat man längst herunter eingekerbt, die Falten in den Frauenzimmerkleidern anzudeuten, und ihre Capitäler mit Wirbeln geschmückt, um die gewundenen Haare vorstellig zu machen.

So viel ist die Baukunst dem griechischen Frauenzimmer schuldig. Und gleichwohl habe ich noch fast

das

das Wichtigste, nämlich, die genetische Definition von dem korinthischen Capitäle vergessen. In Korinth starb ein lediges Frauenzimmer; ihre Wärterinn setzte einen Korb mit etlichen Sachen, die der Verstorbenen sehr lieb gewesen waren, auf das Grab, und verwahrte ihn vor dem Regen mit einem Ziegelsteine. Der Korb war ungefähr auf einige Zweige vom Akanthus zu stehen gekommen; die wuchsen hervor, schlungen sich an dem Korbe hinan, und krümmten sich, als sie an den querüber gelegten Ziegel stießen. Kallimachus, ein kunstreicher Baumeister, sah dieses, und ahmte es in dem Capitäle der korinthischen Säule nach. Mit was für Wahrscheinlichkeit der Korb mit der Pflanze auf eine Säule komme, und die oben aufliegenden Balken, ohne eingedruckt zu werden, trage; darum frage man mich nicht; denn Vitruv schweigt davon still. Wäre der sinnreiche Mann bey einem unserer Schwibbogen vorbey gegangen; er hätte vielleicht ein Bret voll Kränze an die Säule gehenkt.

Ich habe mich manchmal gewundert, warum unsere Baumeister, was die Ordnungen anbetrifft, nur Copisten der Alten sind, und ich finde den Grund darinnen, daß unsere Baumeister nicht auf den Putz des Frauenzimmers genug Achtung geben. Hier würde sich für ihre Erfindung ein weites Feld eröffnen. Eine Säule in der Adrienne würde ja wohl so gut lassen, als eine im faltigten Kleide: Ein Bouquet, eine Zitternadel, ein Flügelnachtzeug, würde sich ja wohl besser ins Capitäl schicken, als ein Korb und etliche aus einem Grabe hervorkriechende Pflanzen. Man mache

mir nicht etwa den Einwurf, eine Säule nach meinem Entwurfe möchte eher aus der Mode kommen, als sie der Baumeister gezeichnet hätte. Denn das Hauptwerk in den Kleidungen bleibt ziemlich beständig, und die allzuveränderlichen Kleinigkeiten werden ohnedieß nicht ausgedrückt. Man brauchet es der Säule nicht anzusehen, ob die Aermel weit oder enge, faltig oder glatt sind.

Es ist nicht nöthig, daß ich denen, die etwa meinen Vorschlag ins Werk richten wollten, weiter Anleitung gebe. Ein großer Mathematicus, nachdem er gewiesen hat, wie es angehe, alle mögliche Ordnungen zu bestimmen, setzet hinzu: die Ausführung selbst könnten auch Leute von geringem Verstande verrichten. Ich kann von meiner Erfindung eben so sprechen. Weil ich indeß fast befürchte, es möchte niemand so bald die Ehre verlangen, von mir unter die Leute von geringem Verstande gezählet zu werden: So halte ich es für eine Pflicht unserer Poeten, daß sie den Putz des Frauenzimmers verewigen, wenn es die Baumeister nicht thun wollen. Heißt es sonst:

> Gewisser, als auf Marmorsäulen,
> Trotzt in Homers geweihten Zeilen
> Achilles der Vergessenheit;

So wird auch eine Mode unserer Schönen in Versen unvergänglicher seyn, als in Säulenordnungen.

Ich darf zwar meinen Versen keine Unvergänglichkeit, noch viel weniger eine unvergänglich machende

Kraft

Kraft zuschreiben: Doch habe ich einmal einen Versuch von der Art gemacht, den ich hersetzen will, oder vielmehr dem zu gefallen ich das Vorhergehende hergesetzt habe. Denn weil meine Ode einige Dunkelheit zu haben schien, und ich gleichwohl nicht den großen Dichtern nachahmen wollte, die über ihre eigene Werke Anmerkungen machen, und uns deren Schönheit zeigen, so entschloß ich mich, die Erklärung davon voran zu senden. Ich habe mich aber auch der Freyheit bedienet, die ein Commentator hat; und daher in meine Erklärung gesetzt, nicht nur was zum Verstande dieses Liedes nöthig war, sondern auch, was mir einfiel, und dem ungeachtet vielleicht noch nicht alles gesagt, was meinen Autor zu verstehen nöthig ist.

Chloris, oder die korinthische Säule.

Vor kleiner Schönen schlechter Menge
Erhebt sich Chloris Reiz und Länge.
Mein Blick, sait er nach ihr sich lenkt,
Wird niemals jenen zugesenkt.
Nicht glatter Schmuck von niedern Köpfen,
Nicht Haar, das sich in braunen Zöpfen
Verwirrt um gelbe Nacken schwingt:
Nur Chloris Haar kann mich vergnügen,
Das stolz, sich so erhöht zu biegen,
Sich Reihenweis in Locken schlingt.

So steht, bey niedrer Säulen Dicke,
Der Baukunst schlankes Meisterstücke,
Und trägt den Knauf so hoch als schön,
An dem sich sechzehn Wirbel drehn:
O Künstler, so viel Reiz zu zeigen,
Macht ihr der Griechinn Reiz ihm eigen,
Sie schenkt ihm Länge, Locken, Tracht,
Doch soll man es für Chloris halten:
Gebt ihm statt der verjährten Falten,
Des steifen Rockes weite Pracht.

V.

Anakreontische Oden.

*

Grüne Büsche, bunte Gänge,
Euer reizendes Gepränge
Macht der angenehme May,
Nach verjagtem Winter, neu.
Doppelt seyd ihr schön zu schätzen,
Doppelt könnt ihr uns ergötzen
Durch der Blumen farbicht Heer,
Durch der Schönen Zahl noch mehr.

Manchen

Manchen Schwarm von Schmetterlingen
Sieht man sich um jene schwingen;
Die, verfolgt oft zum Verdruß
Des geputzten Thoren Fuß.

Stets verjüngt sich euer Prangen,
Wenn ihr das, was euch vergangen,
Was euch jeder Herbst entreißt,
Jeden Frühling schöner weist.

Doch auf ewig ist dein Prangen,
Liebster Ort, für mich vergangen,
Nichts ergötzt hier meinen Geist,
Wo sich Hannchen nicht mehr weist.

* *

Ich kann kein Haller werden
Und in erhabnen Liedern
Von hoher Weisheit singen:
Ich kann nicht, muntres Scherzen
Mit Wissenschaft zu zieren,
Nach Hagedorns Exempel,
Viel lesen und viel denken;
Ich kann mit Schlegels Fleisse,
Mit Schlegels großem Geiste
Kein Trauerspiel erfinden,

Ich kann nicht Fabeln machen,
Wie Gellert zärtlich fühlen,
Wie Gellert edel denken;
Ich kann nicht, kühn wie Klopstock
In prächtchen neuen Tönen
Die Mägdchen ernsten Tiefsinn,
Die Stutzer Andacht lehren.
Viel minder wie die Zyrcher
Patriarchaden schaffen;
Auch kann ich nicht wie Lessing
Von Thieren, Pflanzen, Steinen,
Von Türken und Gespenstern,
Selbst Weisen zum Ergötzen,
Sind sie nur keine Alten,
Sind sie nur keine Türken,
Sind sie nur keine Steine,
Anakreontisch scherzen.
Was henker soll ich machen,
Daß ich ein Dichter werde?
Gedankenleere Prose,
In ungereimten Zeilen,
In Dreyquerfingerzeilen,
Von Mägdchen und von Weine,
Von Weine und von Mägdchen,

Von Trinken und von Küssen,
Von Küssen und von Trinken,
Und wieder Wein und Mägdchen,
Und wieder Kuß und Trinken,
Und lauter Wein und Mägdchen
Und lauter Kuß und Trinken,
Und nichts als Wein und Mägdchen
Und nichts als Kuß und Trinken,
Und immer so gekindert,
Will ich halbschlafend schreiben,
Das heißen unsre Zeiten
Anakreontisch dichten.

VI.

Die Wachsbilder, (*)

antianakreontische Ode.

Mit wächsernen Gerichten,
Die unser Aug ergötzen
Und selbst den Gaumen reizen,
Seh ich den Tisch beladen;
Mit wächsernen Personen,

Die

(*) Man sahe sie in der Leipziger Michaelmesse 1751.

Die uns zu leben ſcheinen,
Den nur Bewegung fehlet,
Seh ich den Tiſch umgeben;
Da ſtehn belebte Schönen,
So ſchön als Wachsgeſichter
Und ſehn die Wachsgeſichter,
Man würde ſie vertauſchen,
Wenn nicht die Bilder ſchwiegen,
Wenn nicht die Schönen redten;
Doch könnten manche Schönen
Nur wie die Bilder ſchweigen,
So heilte nicht die Zunge,
Wen das Geſicht verwundet.

— nocuit formae barbara lingua bonae.
Ouid.

VII.

Die Todesarten.

Zernitz ſtarb vor Keuſchheit,
(Seltner Tod der Dichter!)
Pitſchel an der Schwindſucht,
Schlegel vom Studiren,

Gellert, wird er ſterben,
Stirbt am Hypochonder;
Doch was mich wird tödten,
Iſt verhaltnes Böſe
Giftiger Satiren.

VIII.

Der Magiſterſchmaus (*)

1745.

Mit Tönen, die die Enkel hören,
Will ich das Freudenfeſt beehren,
Geſellſchaft, Scherzen, Spiel und Wein
Soll durch mein Lied verewigt ſeyn.
Doch wenn es bey der lauten Menge
Von Meiſtern tändelnder Geſänge
Nicht in der Nachwelt Ohren dringt,
So wird es weit genug erſchallen,
Kann nur ſein Klang noch euch gefallen,
O Freunde! deren Luſt es ſingt.

Du

(*) An M. Chriſtian Friedr. Oechlig.

Du hast uns diese Lust gegeben,
Du Anfangstag vom neuen Leben,
Da man, seit uns der Titel ehrt,
Den Namen seltner nennen hört.
Geburtstag ungezählter Lieder,
Da viel nur einmal, und nicht wieder
Den Glanz von deinem Lichte sehn,
Und ihres Helden Trefflichkeiten
Recht nach Verdiensten auszubreiten,
Zur Heringsfrau, zum Kramer gehn.
Der niedren Sonne schwächrer Schimmer
Versammlet auf des Wirthes Zimmer
Die Freunde, die er werth geschätzt,
Daß sie und ihn sein Fest ergötzt:
Nicht roher Brüder wilder Haufen,
Geübt, zu schwärmen und zu saufen
Und ihre Thorheit auszuschreyn.
Nur wenig, aber ausgewählet,
So viel man Gratien gezählet,
Der Wirth kann statt der Venus seyn.
Getränk, dazu aus weiter Ferne
Vom Osten rother Beeren Kerne,
Vom Abend süßen Schilfes Saft
Europens Wollust sich verschafft,
Komm, dich in braungefärbten Flüssen
Aus dem Metalle zu ergießen,

Das Spiegeln gleich an Schimmer strahlt,
Ins Glas, durch dessen zärtlich Prangen
Mein Sachsen kann den Ruhm erlangen,
Mit dem das eitle China pralt.

Du stockst? welch zaubrisches Bemühen
Will dein Vergnügen uns entziehen?
Hast du ein frostig Lied gehört,
Das dich in starrend Eis verkehrt?
Nein, stets bereit hervor zu schießen,
Läßt dich des Hahnes Trotz nicht fließen,
Der fest in enger Rundung steht,
Die Kraft von Leipzigs zarten Söhnen
Sehn wir ihn unbewegt verhöhnen,
Bis ihn des Fremden Stärke dreht.

Zwar, deiner Heldenthat zu lohnen,
Verlangst du keine Siegeskronen,
Du, der des Hahnes Widerstand
Geschickt und mächtig überwand:
Doch dankbar dein Verdienst zu schätzen,
Verstatten wir dir ein Ergötzen,
Das sonst des Zimmers Putz versagt, (*)
Daß, trotz der großen Spiegel Glanze,
Virginiens verbrannte Pflanze
Sich an den Gips der Decke wagt:

(*) Die Scene war in des Neodidascali seiner Mama ihrer Besuchstube.

Nun, daß wir vom Caffee zum Essen
Die Stunden nicht verdrüßlich messen
Was thun wir? das vergnügungs voll
Uns ihren Lauf verbergen soll.
Zwar pflegt die Zeit uns ohn Empfinden
Zu bald nur öfters zu verschwinden,
Wenn Witz und Wahrheit uns erfreun;
Doch ietzt soll Witz und Wahrheit schweigen,
Wenn wir uns oft als Weise zeigen,
So laßt uns einmal Menschen seyn.
Papier voll zaubrischer Figuren,
In dir sind tiefer Weisheit Spuren,
Die Schöne, die kaum lesen kann,
Fängt gar bey dir zu denken an,
Hilf du uns ietzt die Zeit verschwenden
Mit vierzig Blättern in vier Händen,
Die in zwey Paar das Spiel zertheilt;
Da der, den wir zum Beystand zwingen,
Uns oftmals hilft den Sieg erringen,
Oft mit uns ins Verderben eilt. (*)

Bey

(*) Ich hoffe, die Pancirolle und Salmuthe der künftigen Zeiten werden ihre gelehrten Untersuchungen von der Quadrille mit dieser Stelle vortrefflich auszieren.

Bey deinen scherzerfüllten Kriegen (*).
Vergehn zwo Stunden mit Vergnügen,
Und eh vier andre noch vergehn,
Wird unter uns die Sonne stehn.
Nicht weil uns Kampf und Sieg ermüden,
Begehren wir zuletzt den Frieden,
Den matte Furchtsamkeit erzwingt:
Nein, kühn und stark zu fernern Streiten
Sehn wir beym Frieden beßre Zeiten,
Nur weil man uns das Essen bringt.
Was soll mein Lied noch ferner preisen?
Die Menge, Wahl, Geschmack der Speisen,
Den Wein von ungeschwächter Kraft,
Wie er in Frankreich Dichter schaft;
Die Freyheit von gezwungnen Sitten,
Das Recht der Franzen und der Britten,
Das deutsche Höflichkeit sich raubt;
Die Wollust, die Gespräche schenken,
Bey den wir reden, wie wir denken,
Und Lachen, das Vernunft erlaubt.

(*) Da unter andern der Verf. mit einer poetischmathematischen Zerstreuung die Spadille ausspielte, als sein Gehülfe mit der Manille gestochen hatte; so hatten sie beyde den Stich desto gewisser.

Hier zeigt euch Freunde dieß Vergnügen
Sich noch einmal in todten Zügen,
Mein Vers erinnert euch daran,
Was er nicht lebhaft schildern kann.
Ihr wißt, so schwatzhaft er gewesen,
Daß ihr nicht alles noch gelesen,
Womit uns dieser Tag erfreut;
Doch heischt von mir nicht mehr zu reimen,
Ich seh, wie für mein spielend Säumen
Mir schon die ernste Meßkunst dräut.

VIIII.

Der Ehrgeiz in der Liebe.

Im Namen eines Frauenzimmers.

Kömmst du, mein Herze zu bestreiten:
So komm, o Liebe, nicht allein,
Laß edlen Ehrgeiz dich begleiten,
Durch ihn nimmst du vielleicht mich ein,
Zu sanfter Triebe matte Lust
Verachtet meine muntre Brust.

Wenn

Wenn nur ein unſchuldsvoller Knabe,
Den erſt mein Auge lieben lehrt,
Wie tief ich ihn verwundet habe,
Mir ſtammelnd und voll Furcht erklärt:
So ſcheint er nur für mich entbrannt,
Weil er nichts ſchönes noch gekannt.

Doch ſo ein Sieg kann mich vergnügen,
Der Nebenbuhlerinnen ſchmerzt;
Nur der darf mir zu Fuße liegen,
Der über ſie regiert und ſcherzt;
Und meiner Reizung, die ihn zwingt,
Zum Opfer ihre Seufzer bringt.

X.

Liebeserklärung. (*)

Phyllis kann mein Glück mir geben,
Doch ſie macht mir keine Pein;
Unterthan will ich ihr leben,
Aber nicht ihr Sklave ſeyn:

(*) Not an Angel dwells above
Half ſo fair as her I love.
Heaven knows how ſhe'll receive me:
If ſhe ſmiles I'm bleſt indeed
If ſhe frowns, I'm quickly freed
Heaven knows ſhe ne'er can grieve me.

None

So ſoll ſie kein Herz verehren,
Wie mein Herze ſie verehrt;
Doch will ſie es lieben lehren,
Halte ſie es liebenswerth.

Ja ihr Blick ſoll mich entzünden,
Lenket ihn die Freundlichkeit,
Keine Gluth werd ich empfinden,
Wenn er mir Verachtung bräut.
Eh ich mich zu Tode ſehne,
Werd ich mich von ihr befreyn:
Iſt ſie gleich wie Engel ſchöne,
Grauſam wird ſie häßlich ſeyn.

None can love her more than I
Yet ſhe ne'er ſhall make me die;
If my Flame can never warm her,
Laſting Beauty I'll adore,
I ſhall never love her more
Cruelty will ſo deform her.

S. Vanbrug's Comedy: The provok'd Wife Act. II. Sc. 2.

XI.

Der Liebhaber ohne Eifersucht.

Ja, neiderfüllter Buhler Seelen
Mag ihrer Schönen Auge quälen,
Wenn es nach andern seitwärts zielt;
Doch, daß ich Chloris stärker liebe,
Macht, weil sie zärtlich heiße Triebe
In jedem wirkt, für jeden fühlt.
Ein einzig Herze zu besiegen,
Kann schlechter Schönen Geist vergnügen;
Kein Wunsch ist, der sich weiter regt,
Wenn einer nur im Sklavenstande,
Der matten Reizung schwache Bande,
Mit Treue voller Einfalt trägt.
So lebt ins Erdballs kleinstem Stücke
Ein blöder Fürst in schlechtem Glücke,
Den kaum sein Hof, sonst niemand kennt;
Sein Ländchen kann kein Feind verringern;
Doch Chloris gleicht den Weltbezwingern,
Ihr Unterthan ist, wer sie nennt.

XII.

Betrachtung bey Gelegenheit des Kometen.

1742.

Durchs Glas, das unsre schwachen Blicke
Zur Kenntniß ferner Welten stärkt,
Ward gestern, mit verschiednem Glücke,
Der Erdball, der iezt brennt, bemerkt.
Des heitern Himmels blaues Leere
Stellt sich des einem Auge dar;
Der findet in dem Sternenheere,
Statt des Kometen, den Polar.
Wohl! endlich hab ich ihn gefunden,
So ruft der dritte halb entzückt;
Er ruft, und sieht sein Glück verschwunden,
Indem die Hand das Rohr verrückt.
Der Schönen Wünschen und Bemühen
Hält selbst den Unbestand nicht fest;
Sie sehn ihn durch die Gläser fliehen,
Wie er das Rohr, das wankt, verläßt.
Was macht den Stern vor uns verschwinden?
Aefft unsern Fleiß wohl sein Betrug?
Nein, ihn gewiß durchs Rohr zu finden,
Sind wir nur nicht geschickt genug.

Geschichte, du sollst mir itzt zeigen,
Was wir in keiner Fabel sehn.
Heiß Männer von dem Laster schweigen,
Mit welchem sie die Schönen schmähn.
Man braucht nicht lange nachzusinnen,
Wenn mancher sie für falsch erklärt;
Ihr Herz zu kennen, zu gewinnen,
Fehlt ihm Geschicklichkeit und Werth.

XIII.

Einladung zu einem Spaziergange,

im Hornung 1742.

Freund, wag es einst, verlaß dein Zimmer,
Das nie verlöschte Glut erhitzt;
Sieh, wie der höhern Sonne Schimmer
Auf Schneebedecktem Felde blitzt.
Ein Zärtling mag den May erwarten,
Noch wagt er sich kaum an das Thor:
Doch liebst du Gang, und Luft, und Garten
So komm dem Lenzen selbst zuvor.
Verziehst du, bis des Sommers Wärme
Den Schweis aus matten Gliedern preßt;
Des Pöbels dringendes Geschwärme
Uns kaum den Weg zu treten läßt;

Ein

Ein Reicher, den zwey Pferde führen,
Mit Staub uns armes Fußvolk deckt;
Kurz, bis den Trieb zu dem Spazieren
Gewohnheit mehr, als Lust, erweckt?
Komm, laß uns in den Garten eilen,
Den wir den Musen längst geweiht;
Die Hütte wird uns Lust ertheilen,
In der man der Natur gebeut.
Den Sommer giebt sie uns zu fühlen,
Den Frühling zeiget, was man sieht:
Hier wollen wir mit Witze spielen,
Und Caffee trinken, wo er blüht.

XIIII.

Auf den Toback.

O Pflanze voller Trefflichkeiten!
Kraut! dessen Kenntniß nie das Alterthum beglückt.
Das uns, zur Ehre neuer Zeiten,
Die neuentdeckte Welt, wie Perus Gold, geschickt.
Dein Rauch, durch holen Ton gesogen,
Ergötzt, wem männlich Blut in seinen Adern fließt;
Die Schönen selbst sind dir gewogen,
Und öfters hat dein Rohr ein zarter Mund geküßt.

Durch

Durch kurzen Weg nicht sehr geläutert,
Verleiht dein grober Theil dem Arbeitsmanne Kraft;
Manch weises Hirn hast du erheitert,
Wenn dir ein längrer Zug mehr Reinigkeit verschafft.
Zu wenig, wärst du zum Ergötzen
In einerley Gestalt, im Dampfe nur bereit,
Du bist gedoppelt mehr zu schätzen,
Da uns zugleich dein Staub, dein edler Staub erfreut.
Ihm ein Behältniß zu bereiten,
Sind kostbares Metall und theurer Stein bestimmt.
Er zeigt des Stutzers Artigkeiten,
Der mit geschickter Hand ihn giebet oder nimmt.
Viel Dichter haben dich erhoben,
Von Canitz führt die Reih, des Sättlers Bauherr (*) schließt.
Doch ich kann unparteyisch loben,
Der selten deinen Staub, nie deinen Rauch genießt.
So singt, vom Phöbus unterwiesen,
Mein Schlegel, einer Jagd ihm nie gesehne Pracht. (**)
So hab ich dich, Toback, gepriesen,
Kraut, dessen Dampf und Staub gelehrt und artig macht.

XV.

(*) Der Sättler ist ein Lustwäldchen bey Hirschberg, worinnen sich Herr Stoppe einen Parnaß gehauet, und daher seine letzte Sammlung von Gedichten den Parnaß in Sättler genannt hat.

(**) Joh. El. Schlegel hatte in einem Gedichte, welches er auf der Fürstenschule Pforta verfertiget, eine Jagd unter diesen Umständen beschrieben.

I.

Bey dem Tode Ihro Excellenz Herrn Ernst Christoph des H. R. R. Grafen von Manteufel.

Was wünscht ihr Sterbliche den Schmuck des grauen Haare,
Als daß ihr, mit Verdruß, die letzten Lebensjahre,
Vergessen, ungebraucht, im Weg der jüngern Welt,
Zur Last euch selbsten seyd, und vorges Glück vergällt;
So wie ein alter Baum, von innen ausgezehret,
Selbst keine Frucht mehr trägt, und andrer Wachsthum störet.
Die Menschen, deren Werth im Körper nur besteht,
Empfinden diesen Schmerz, wenn seine Kraft vergeht;
Der, den der Geist erhebt, wird bessers Glück erfahren,
Denn Geister altern nicht, sie reifen mit den Jahren.

Die Nachwelt lernt von ihm der Väter Unterricht,
Und sieht, ihr Vorzug sey was mehr, als ein Gedicht,
Das nur ein Buch erzählt. Gerührt durch sein Ermahnen
Hört ihn der Enkel Schaar, den Freund von ihren Ahnen.
Wird denn noch seine Huld die Herzen an sich ziehn;
Wird für sein eigen Glück befreyt sich zu bemühen,
Er nur auf andrer Wohl sich zum Vergnügen denken;
Ach! denn wird sein Verlust uns niemals späte kränken.
So klagt man, theurer Graf, durch deinen Tod bestürzt,
Daß dir der Vorsicht Schluß dein Leben noch verkürze,
Dir nicht das höchste Ziel der Sterblichen verliehen;
Doch wärst du auch dahin, du schienst uns noch zu fliehen.
Ich will mit schwacher Kraft nicht deinen Ruhm entweyhn;
Horaze sollen nur für die Mecänen seyn;
Doch, rühmet man an dir den Staatsmann und den Weisen,
So strebt ich, könnt ich nur, den Menschenfreund zu preisen.

II.

Klage der Gutthätigkeit bey dem Grabe Frauen Friederiken Sophien, gebohrnen Freyinn von Bibra, vermählten von Holzendorf.

So eilst du schon, o Freundinn, von der Erde
Hin an den Ort, wo steter Glanz dich schmückt!
Hin an den Ort, wo ich vergessen werde,
Weil keine Noth befreyte Geister drückt!
So schwächt bereits von denen die mich ehren,
Dein früher Tod die schon so schwache Zahl!
O dürft ein Wunsch dein gröſser Glücke stören!
Der niedern Welt wünscht ich dich noch einmal.
Zu wenig sind, die mit gerührtem Blicke
Die Pflichten sehn, die Elend fodern kann;
Zu wenig spornt für ihres Nächsten Glücke
Ein edler Trieb, voll reiner Wollust an.
Lernt, Sterbliche, der Gottheit Zwecke kennen,
Wenn ihre Huld mit Gütern euch erfüllt,
Sie will euch nur die Lust die Ehre, gönnen,
Daß andrer Wohl aus eurem Glücke quillt.

Verlaßner Noth ſtets hülfreich zuzueilen,
O Seelige! nur dieß hat dich ergötzt,
Mit milder Hand die Güter auszutheilen,
Nur dieß haſt du für ihren Brauch geſchätzt.
So klagt kein Kind um die, die es gebohren,
Wie deinen Tod dein Unterthan beklagt,
Der wehmuthvoll, was er mit dir verlohren,
Den Enkeln noch nach vielen Jahren ſagt.
Kein Dichter mahlt mit kunſterfüllten Zähren,
Wie tief dein Tod in ſo viel Seelen dringt;
Kein Dichterwitz kann dir mehr Ruhm gewähren,
Als dir der Schmerz von ſo viel Seelen bringt;
Doch, Holzendorf ſenkt auch auf Armer Klage,
Den hohen Blick, der ſtets für Sachſen wacht,
Ach hat vielleicht die dir entriſſnen Tage
Der Vorſicht Schluß den Seinen zugedacht!

RICHARDSON.

Pamela. Book I.

How amiable a thing is doing good! 'Tis all I envy great Folks for.

III.

Gedanken bey dem Grabe eines Mathematikverständigen. (*)

Geist, der des Mondes Last, der Sonne Zug gewogen,
Der nie betrogen ward, und nie uns hat betrogen,
Sich in den tiefsten Schacht vom fernsten Stern gesenkt,
Sag an, was ist der Lohn, den so viel Arbeit schenkt?
Ein kleines Häufchen Sand deckt die verwesten Glieder,
Vergebens sucht man es nach zwanzig Jahren wieder,
Da, wo ein Reicher fault, Porphyr die Enkel lehrt,
Ein Körper modre hier, der einst die Welt beschwert.
(**) So ists, dem Kinde gleich, muß auch der Weise fallen.
Und stirbt stets als ein Kind, das kaum noch lernte lallen.
Auch Newtons Alter selbst, verbracht mit Newtons Fleiß,
Macht nur bey Sterblichen ihn zum gelehrten Greis.

(*) Chr. Aug. Hausens. Man wird leicht sehen, daß ich die 28. Ode in Horazens 1. Buche vor Augen gehabt habe, und ich glaube, ohne Stolz behaupten zu können, daß man hier erhabene Gedanken finden wird, die dem Vorbilde fehlen. Denn das, worinnen ich hoffe, den Römer übertroffen zu haben, kömmt nicht auf einen Vorzug des Geistes, sondern der Religion an.

(**) Antwort des Todten.

Doch wisse, daß der Mensch, der für die Wahrheit brennet,
Dem Tode weiter nichts, als einen Leichnam gönnet,
Und den befreyten Geist mit einer Wollust nährt,
Die nie der grobe Sinn des Erdenwurms erfährt.

Denn Seelen, die bey euch, mit niedrigen Bestreben,
Nichts wichtigers gesucht, als ihres Leichnams Leben,
Sehn in der Geisterwelt, voll müssigen Verdruß,
Sich fern von ihrem Glück, das dort verwesen muß.

Du aber, wünschest du einst unsre Zahl zu mehren,
So nimm die letzte noch von deines Lehrers Lehren:
Bereite, weil du kannst, den forschenden Verstand
Für Wahrheit höhrer Art, als Newton euch erfand.

- - - vidit quanta sub nocte iaceret
Nostra dies

Lucan.

IIII.

Auf M. Theodor Leberecht Pitscheln.

Zu lange fast, o Pitschel! wirkt mein Schmerzen,
Und bringt dir noch verjährte Thränen dar,
Kein Dichterleid, mit unbetrübten Herzen,
Nein, treu und stark, wie unsre Freundschaft war,

Nicht

Nicht wie der Sturm erregter Sinnen wütet,
Der bald sich legt, wenn man vernünftig denkt,
Nein, ein Affect, den die Vernunft gebietet,
Weil dein Verlust, erkannt, nur stärker kränkt.

Ja Pitschel, ja! dein Werth erpreßte Zähren,
Erpreßte sie gleich keiner Freundschaft Pflicht:
Da wo den Schmerz Verlust und Sehnsucht nähren,
Da lindert ihn der Zeiten Länge nicht.
Ach wollt ich doch als Freund dich gerne missen,
Verlöhr ich nichts, als einen Freund in dir!
Dein redlich Herz, dein viel und nützlich Wissen
Entgeht mir auch, doch nicht allein nur mir.

Gott, dessen Macht, nach uns zu hohen Gründen,
Mit weiser Huld die beste Welt regiert,
Verzeihst du wohl ein kühnes Unterwinden
Der Menschlichkeit, die herber Schmerz verführt?
Ach dürfte dich gekränkte Neugier fragen!
Warum du stets das Gute zeitig nimmst?
Und oft den Lauf von allzuwenig Tagen
Dem besten Theil der Sterblichen bestimmst?

Wie reizet uns des Geistes muntre Jugend
Der viel gewährt, und mehr dadurch verspricht!
Er brennt allein für Wahrheit und für Tugend,
Stärkt den Verstand, und übet seine Pflicht.

Wie wird er einſt, o Herr! dein Reich zu mehren,
Sich voll von Kraft, von Eifer voll, bemühn!
Zu eitler Wahn! da wir ihn hoffend ehren,
Zeigt er ſich uns, und muß von uns entfliehn.
Giebſt du uns denn nicht darum edle Seelen,
Die deine Huld mit höhrer Einſicht ziert,
Daß ihre Zahl, die wir zu bald durchzählen,
Das große Heer gemeiner Geiſter führt?
Stark an Vernunft, im Glauben feſt gegründet,
Für beyder Werth, und beyder Eintracht kämpft,
Durch ſichern Schluß den leichten Zweifler bindet,
Des Irrgeiſts Wahn durch deine Worte dämpft?
Doch wer, o Herr! darf deine Wege meiſtern?
Dein Rathſchluß liegt für unſern Blick zu tief;
Gehorchen nur, gebührt erſchaffnen Geiſtern,
Auf deſſen Wink, der ſie zum Daſeyn rief:
Wie ſpät, wie früh, ſie für den Himmel reifen,
Wie lang ihr Dienſt der Körperwelt gehört,
Das will umſonſt ein Sterblicher begreifen,
So lang er hier nur glaubt und nicht erfährt.

Du lebst, mein Freund! wo Menschenwitz verschwindet,
Wo auser Gott die Seele nichts mehr denkt,
Und kaum auf das, was hier ihr Fleiß ergründet,
Noch einen Blick, als auf ihr Spielzeug senkt.
Was bessers werth, als Sterbliche zu lehren,
Nahm dich die Zahl beglückter Geister ein:
Doch bis ich darf mit dir den Schöpfer ehren,
Soll mir dein Tod stets lehrreich rührend seyn.

Allan Ramsay

on Addison's Death.

He was o'er good for us, the Gods ha'e ta'en
Their ain but back — he was a borrow'd Len
Let us be good, gin Virtue be our Drift
Then may we yet forgether boon the Lift.

Zu gut für uns, die Welt zu schlecht für ihn,
Nahm GOtt ihn uns, den Gott uns nur geliehn;
Doch sind wir fromm, wird uns die Tugend leiten,
So sehn wir ihn in frohen Ewigkeiten.

V.

An Herr Gottlob Benj. Strauben, als er an seinem Geburtstage Leipzig verließ.

Den 13. Jenner 1742.

Freund! den der Tag mir raubt, der dich der Welt geschenket,
Sieh, was hier meinen Wunsch für dich und mich umschränket;
Ich bringe heute nicht, wie sonst, ein scherzend Lied,
Dir, den vielleicht mein Blick zum letztenmale sieht;
Doch mein gesetzter Sinn bringt dir auch keine Klagen,
Nur Wünsche von der Art, wie Philosophen wagen:
Des Schöpfers Größe sehn, in Wahrheit beyder Art,
In der, die Er uns lehrt, und die Er offenbahrt,
Nicht tumm ein irdisch Glück verscherzen und verachten,
Nicht mit vergebner Quaal nach eitlen Gütern schmachten.
Der Kräfte größten Theil den Wissenschaften weyhn,
Doch für des Körpers Wohl nicht unempfindlich seyn,
Sich nützlich und beliebt durch Witz und Sitten machen,
Haßt man uns unverdient, der Thoren Zorn verlachen:

Das

Das wünsch ich dir und mir. Dich hab ich, Freund, genannt,
Seit ich der Meßkunst Werth, der Dichtkunst Reiz gekannt.
Die Freundschaft daure stets, die wir sechs Jahre nähren,
So stark, als Hallers Glut, so fest, als Hausens Lehren.

VI.

An Herr Joh. El. Schlegel Prof. in Soroe.

Freund, nur ein Geist, regiert von edlen Trieben,
Kennt und verdient das Glück vergnügt zu lieben.
Das fühlt kein Sinn, von wilder Lust entbrannt,
Nicht, dessen Herz um Gold zu Kaufe stand,
Nicht, der die Treu aus Trägheit nie gebrochen,
Die Frau nur nahm zum Waschen und zum Kochen,
Nur der genau den Werth des Reizes schätzt
Und zärtlich fühlt, wenn ihn der Reiz ergötzt,
Weiß, welche Lust ein menschlich Herz entzücket,
Das durch sein Glück ein ander Herz beglücket,
Lust, die uns mehr, als Gold und Ansehn schenkt,
Kaum weicht sie der, damit der Weise denkt,
Nicht schön genug wird mir ihr Bild gelingen,
Du, der sie fühlt, du kannst sie nur besingen.

VII.

In einem Garten.

Nachahmung des Boileau.

Hier hab ich einst der Freundschaft Reiz empfunden;
Der Liebe Reiz kann nicht so zärtlich seyn:
Wo floht ihr hin, ihr heitern Abendstunden?
Nahm Damons Witz und Damons Huld euch ein?
Welch größer Glück hast du, mein Herz, gekennet,
Als da du dich mit Damons Herz vereint?
Du seufzest noch, wenn man den Falschen nennet!
Erinnre dich, er ist nicht mehr dein Freund.

Boileau.

Mon cœur, vous soupirés au nom de l'infidelle,
Avés vous oublié, que vous ne l'aimés plus?

VIII.

Die Zufriedenheit.

Zufriedenheit, du Quell von allem Glücke,
Die jeder sucht, und die doch jedem fehlt,
Entdecke dich, sprich, wo vor unsern Blicke
Dich fern von uns ein seelig Land verheelt?

Bot dich vielleicht auf unschiffbaren Meeren
Dem Robinson ein wüstes Eiland dar?
Vermuthlich nicht, weil ihm zurück zu kehren,
Mehr, als das Reich von seiner Insel war.
Nein, deine Lust erfüllt auch unsre Seelen,
Doch wirst du nur den Mächtigen zu Theil.
Ja, du erscheinst, wenn Fürsten dir befehlen;
Du bist um Gold ja für den Reichen feil.
Ach! würdest du nicht meine Brust beglücken,
Besäß ich auch, gleich andern, Ehr und Geld,
Was fehlet dem, vor dem sich Sklaven bücken?
Den, frey von Müh, der Schuldner Fleiß erhält?
Gequält von Neid und von vergebnem Kummer,
Verstrich mir so die Hälfte von der Nacht;
Der müde Leib verfiel in einen Schlummer
Von jener Art, dabey die Seele wacht.
Der Schatten weicht; umglänzt mit reinem Lichte,
Seh ich vor mir ein himmlisch Bildniß stehn,
Ein holder Ernst erheitert ihr Gesichte,
Wie Alter klug, und wie die Jugend schön.
Wie? ließ sie sich mit sanfter Strenge hören,
Verwegner Mensch! klagst du die Vorsicht an?
Wiß, ihren Schluß vernünftig zu verehren,
Nur dieses ist, was mich dir geben kann.

Bey ihm zu seyn, kann mir kein Fürst gebieten,
Wenn Ehrsucht ihn, wie er die Völker quält.
Man kauft mich nicht, um einen Schatz zu hüten,
Den blasser Geiz mit Millionen zählt.
Aus zweyen eins hast du dir zu erwählen,
Den äusern Glanz, die innre Seelenruh:
Such jenen erst, so werd ich ewig fehlen,
Ziehst du mich vor, kömmt er vielleicht dazu;
Doch sey gefaßt, ohn ihn beglückt zu leben,
Sonst wird er selbst dein wahres Elend seyn,
Das, was dir nützt, will dir die Allmacht geben;
In diesen Satz schränk Wunsch und Hoffen ein
Ein größer Wohl, als Rang und Gold gewähren,
Hat dir die Huld der Vorsicht zugedacht;
Ein redlich Herz, genugsam im Begehren,
Und einen Geist, den Denken glücklich macht.

VIIII.

Sehnsucht nach Wilhelminen.

Im August 1737.

Wenn seh ich dich, entfernte Schöne, wieder?
Die meine Brust so lange schweigend ehrt.
Wenn setz ich mich auf jenen Hügel nieder?
Wo du mich erst, was Lieben sey, gelehrt.
Wenn werd ich einst die holden Augen küssen?
Aus deren Glut das reine Feuer stammt,
Das durch die Zeit, so mich von dir gerissen,
Doch immer noch in meinem Herzen flammt.

Wo seyd ihr hin, ihr angenehmen Stunden,
Da ich entzückt an Minchens Lippen hing?
Ach! wäret ihr doch nicht so bald verschwunden!
Ach! saht ihr nicht, wie nah die Trennung ging?
Ihr floht zu sehr, ihr werthen Augenblicke
Für mich und die, die damals mich ergötzt,
Und ließt mir nichts von aller Lust zurücke,
Als nur ihr Bild, mir in das Herz geätzt.

Ich sah dich, Kind, ich fühlte, was für Triebe
Dein feurig Aug in meiner Brust erweckt.
Ein zärtlich Herz, entzückt von erster Liebe
Ward dir in mir, und mir in dir entdeckt.

Wir liebten uns. Des strengen Schicksals Hassen
Riß mir mein Glück mit Wilhelminen hin.
Ein Jahr ists schon, daß ich mein Kind verlassen,
Ein Jahr ists schon, daß ich nicht meine bin.
Was lernt ich dich, Vollkomme! doch nur kennen?
Was hast du mir doch deine Gunst geschenkt?
Verbandst du uns, o Himmel! uns zu trennen?
Gabst du sie mir, daß mich ihr Wegseyn kränkt?
Ach! mußte mich dieß Kind so sehr entzücken,
Daß sie mir fehlt, und nichts die Sehnsucht stillt?
Ach! ists die Lust von wenig Augenblicken,
Aus der ein Schmerz von einem Jahre quillt?
Beglückter Schmerz! ich fühl ihn nicht vergebens,
Er stärkt die Lust, wenn wir uns wieder sehn.
Sie küßt mich bald, die Hälfte meines Lebens.
Vergnügter Tag! wie wird uns da geschehn?
Zu träge Zeit! nimm doch die schnellen Flügel,
Damit du flohst, als ich bey Minchen saß.
Ach! führe mich bald auf den schönen Hügel,
Auf dem mein Herz die Freyheit erst vergaß.

Boileau.

— — — bien qu'un triste sort t'ait fait perdre la vie,
Helas! en te perdant j'ai plus perdu que toi.

* *

Wie ſtark, wie treu mein Herze dich verehret, (*)
Für welch ein Glück es deine Huld ſich ſchätzt,
Hat noch kein Lied, o Freundinn, dich gelehret,
So ſehr mich auch die Dichtkunſt ſonſt ergötzt.
Zu zeitig wird mit falſchheitsvollen Schwüren
Der Schönen Huld oft Dichtern zugeneigt:
Das wünſcht ich nie; drum hab ich, dich zu rühren,
Dir eh mein Herz, als meinen Witz gezeigt.

Beneide nicht berühmter Schönen Menge,
Von deren Preis ſo manches Lied erzählt,
Erfüllt ihr Lob unzählige Geſänge,
So zeigt es oft, wie merklich ſie gefehlt.
Die matte Gluth nur unſchuldsvoller Triebe,
Pflegt wenigmal der Dichter Gluth zu ſeyn.
Ein feurig Lied, voll Zärtlichkeit und Liebe,
Sieht man nicht oft der ſtrengſten Tugend weyhn.

So rühm ich nicht, Geliebte, deine Güte
Durch einen Reim, der deine Tugend kränkt.
Ich fand in dir das ſchätzbarſte Gemüthe,
Das zärtlich fühlt, wenn es erhaben denkt:

Das

(*) Von dieſem Aufſatze und dem nächſtfolgenden, kann man den zweyten Theil dieſer vermiſchten Schriften (Altenb. 1772) auf der 185 S. nachſehen.

Das bey der Luſt der angenehmſten Triebe
Nie ſeinen Werth noch ſeine Pflicht vergißt,
Und gleich ſo ſtark an Tugend, als an Liebe,
So voller Gluth, wie voller Unſchuld küßt.

Ein kluger Geiſt, den Witz und Kenntniß zieret,
Ein zärtlich Herz, von edlen Trieben voll,
Sind, was bey dir, Vollkommne, mich gerühret
Und was mich dir auf ewig feſſeln ſoll.
Verſchmäh mit mir, was Thoren ſoll beglücken,
Nur eitle Pracht, um Gold nur feile Luſt:
Der Weisheit Reiz, der Liebe ſanft Entzücken
Sind unſer Glück, und jenen unbewuſt.

* * *

Noch kurze Zeit darf ich dich meine nennen,
Eh meinem Arm ein ſtärkrer dich entreißt.
Noch kannſt du mir ein zärtlich Lied vergönnen,
Eh dich mein Lied voll Ehrfurcht ſeelig preiſt.
Wie? ſtört mein Reim nicht mit zu eitlen Trieben
Dich, die bereits nur an den Himmel denkt?
Nein, wie du liebſt, kannſt du mich auch noch lieben,
Wenn ſich dein Aug, ach! brechend auf mich lenkt.

So

So ſtarke Gluth ein menſchlich Herz empfindet,
So ſtarke Gluth hat dich für mich gerührt:
So reine Huld, als Geiſter nur verbindet,
So reine Huld hat deine Gluth regiert.
Auf Erden nur durch dich mich zu beglücken,
Der Endzweck war für deine Gunſt zu klein,
Ein größer Wohl zeigt ſich erhabnern Blicken,
Da wollteſt du auch ewig bey mir ſeyn.
Doch dich ſoll ſchon das größre Glück ergötzen,
Und mir wird nicht das irrdiſche gegönnt!
Und wird vielleicht, (Gedanke voll Entſetzen!
Dein Geiſt von mir auf ewig iezt getrennt?
Nein, der uns ſchuf, verlangt nicht mein Verderben;
Auch mir hat Er dein Glücke zugedacht.
Ich ſoll darum nur länger zitternd werben,
Und geh zu dir nach kurzer Jahre Nacht.
Da werden wir als Geiſter uns noch kennen
Beglückter weit, als wir uns hier gekannt;
Und gegen Gott in ſeelger Liebe brennen;
Vereint vor Ihm, wie Er uns hier verband.
Noch, weil die Welt hier meine Sinnen rühret,
Soll ſtets vor mir dein ſtrahlend Bildniß ſtehn.
Ach wird dein Blick, wenn er die Welt verlieret,
Wohl noch einmal nach deinem Freunde gehn!

X.

Grabſchrift. (*)

Ein Geiſt von Kenntniß voll, ein Herz voll edler Triebe,
Was Gott gefällig macht, was die Vernunft verehrt;
Erhob die - - - - das Glück von ihrer Liebe
Ward nur drey kurze Jahr dem, der ſie klagt, gewährt.
O ließe dieſes Blatt die ſpäte Nachwelt wiſſen,
Wie ſtark, wie lang er fühlt, was ihm ihr Tod entriſſen!

(*) Die letzte Zeile ohne eine, heißt im erſten Manuſcripte:

O lieſſe dieſer Stein . . . . .

Denn ich hatte in der That, die groſſe, aber unerfüllte Hoffnung, dieſe Zeilen auf dem Leipziger Gottesacker, wo nicht in Marmor, doch im Sandſteine zu leſen. Sie ſind einem Wittwer zu gefallen verfertiget, der allen leipziger Witz aufbot, ſeiner ſeeligen Frau ein Denkmahl zu ſetzen, und ſich bald darauf wieder verheyrathete. Weil ſie zu ihrer Hauptabſicht ungebraucht blieben, ſo ſchickten ſie ſich hier recht gut zum Nächſtvorhergehenden; die Leſer möchten glauben beyde Aufſätze giengen auf eine Perſon, ich hätte es ihnen aber doch nicht geheiſſen.

XI.

Die Turteltaube und der Vorbeygehende.

Nachahmung aus dem Französischen in des P. Bouhours Maniere de bien penser.

Der Vorbeyg. Warum schickt dein zärtlich Singen
Lauter Klagen in die Luft?
Die Turtelt. Soll mein Lied nicht traurig klingen,
Das den todten Gatten ruft?

Der Vorbeyg. Wo du singst, ward er gefangen,
Eil, entflieh des Voglers List.
Die Turtelt. Nur der Tod ist mein Verlangen,
Seit ihn meine Sehnsucht mißt.

XII.

Dem Andenken Christlob Mylius, Correspondentens der Kön. Ges. der Wissensch. zu Göttingen, gewidmet. (*)

Freund, den voll Schmerz mehr, als nur Freunde, missen,
Der, wenn er stirbt, der Weisen Menge kränkt,
Den Deutschland klagt: Mir ward ein Sohn entrissen,
Stolz wär auf ihn das Land, das ihn versenkt.

(*) Er starb in der Nacht zwischen dem 6. und 7. März 1754. an einer Peripneumonie zu London, von dar er auf Kosten

Wie wissen wir, wenn wir den Schöpfer hören?
War nicht dein Trieb, dein starker Trieb, sein Ruf?
Der riß dich hin, die Wunder uns zu lehren,
Die unser Gott in fernem Westen schuf.
Und leitet uns, wo uns kein Engel führet,
Ein edler Trieb von unbesiegter Macht,
Zerstört sie denn die Hand, die uns regieret,
Ihr Werkzeug schon, noch eh es was verbracht?
So fragen wir, wir noch gefangne Seelen,
Todt ist für uns, was nicht der Erde lebt:
Wer ist so kühn, die Aemter durch zu zählen,
Zu denen Gott befreyte Geister hebt?

Hie

Kosten einer Gesellschaft von Liebhabern der Wissenschaften nach Amerika gehen und physikalische Beobachtungen und Sammlungen daselbst machen solte. Ich habe ausführlichere Nachrichten von seinen Lebensumständen im 23. St. der physikalischen Belustigungen ertheilet. Gegenwärtige Verse ließ ich besonders, mit einer Lebensbeschreibung des Verstorbenen drucken. Die Letztere ohne die Verse befindet sich in der Sammlung der leipziger Gesellschaft der freyen Künste, II. Theil (1755) 496 Seite. Hr. Lessing hat Mylius vermischte Schriften herausgegeben, mit vorgesetzten Briefen, welche desselben Charakter betreffen.

Hie bin ich, Herr! (*) soll ich auch weiter gehen,
Als an das Ziel, das ich mir vorgestellt?
So sprach mein Freund, schon eilt er durch die Höhen;
Fern unter ihm liegt bald die neue Welt,
Auf die sein Blick, der um die Erde streifet,
Ein Blick im Fliehn, nun ohne Sehnsucht schießt;
Wie, wenn ein Kind zum Manne plötzlich reifet,
Sein Spielzeug sieht, und gleich darauf vergißt.
Er sieht des Monds uns nie gesehnen Rücken,
Und nah am Mars, noch einmal umgekehrt,
Fühlt er für uns: „Wie? jenes Punktes Stücken
„Sind Menschenblut, sind ewge Seelen werth!
„Im großen Ball, dem vier Begleiter glänzen,
„Wie Riesen nach gebundne Zwerge ziehn,
„Was wären da des Schachs und Mogols Gränzen?
„Der Menschen Welt wär auch ein Zwerg für ihn.
Drauf hat sein Flug den Ring Saturns gefunden,
Und weil er bald sich senkt, bald wieder steigt,
Wird das für ihn ein Schauspiel von Secunden,
Was spät sich uns in funfzehn Jahren zeigt. (**)

(*) Dieser Ausdruck beziehet sich auf den Anfang seines Abschieds aus Europa, den man im 20. St. der phys. Bel. lieset: Hier bin ich, Herr, wohin du mich gerufen ꝛc.

(**) Die verschiedentlichen Erscheinungen des Ringes. Ich begreife wohl, daß dieses, und viele andere Stellen für gewisse Leser eine weitläuftigere Erklärung erfoderte, aber ich kann mich doch nicht überwinden, eine kleine Astronomie hier in Anmerkungen zu bringen, und ich tröste mich damit, daß ein Frauenzimmer, dem ich diese Verse vorgelesen habe, (die an welche zwey vorhergehenden Gedichte, gerichtet sind) alles verstanden hat, ob sich gleich ein paar Gelehrte über derselben Dunkelheit beschweret haben.

Denn, wie ein Sklav, den schwere Fesseln zwingen,
Mit matter Hand ein grobes Werkzeug führt:
Wirkt hier der Geist, der dort die leichten Schwingen
Mit freyer Kraft im weiten Aether rührt.

Wo unsichtbar für uns Kometen gehen,
Ward noch sein Blick durchs Sonnenreich gesandt,
Als übersäh, vons Bructers kalten Höhen,
Er noch einmal Georgens glücklich Land. (*)

Schon ist er hin, wo Wesen höhrer Stufen
Der Mensch nicht fühlt, und nur der Geist erkennt,
Wo Seelen sehn, wozu sie Gott berufen,
Und Vorsicht ist, was man hier Schicksaal nennt.

Dort ist vor ihm die Körperwelt vergangen,
Groß zeigt sich ihm Gott in der wahren Welt,
Von ihr wird uns, die wir mit Einsicht prangen,
Ein Theil, wie Nichts, umnebelt vorgestellt.

Der muß für uns, weil wir nichts bessers kennen,
Der Allmacht Reich, der Weisheit Schauplatz seyn;
So wagt ein Hirt, (**) den Kayser groß zu nennen,
Und dachte, Rom wär, wie sein Flecken, klein.

Doch, würdig kann kein Engel Gott erheben,
Er hört, wenn Ihn ein frommes Lallen preist,
Und wird dereinst dem Vieles übergeben,
Der eifrig hier sich im Geringen weist.

(*) Er war auf dem Blocksberge gewesen.

(**) Beym Virgil. Das war die einzige Stelle, die das Frauenzimmer nicht vollkommen verstand, und hoffentlich haben die Gelehrten doch diese verstanden.

Fabeln.

Fabeln.

I.

Die Cörsieben.

Nicht schlaue Füchse, wilde Stiere,
Nicht Menschen allzugleiche Thiere,
Nicht Mährchen, wie Aesop erfand,
Sind meines Dichtens Gegenstand;
Die Karten will ich iezt beleben,
Und ihnen Witz und Denken geben.
Ihr Spötter, eh ihr den verlacht,
Der todte Karten redend macht:
So lernt, wie das, was ich erfinde,
Sich auf Natur und Wahrheit gründe.
Was macht, daß Chloris sinnt und schließt,
Und daß Silvander artig ist?

Die Karten müssen sie beleben,
Und ihnen Witz und Denken geben,
Wenn sie nun andern das verleihn:
So kann es wohl ihr eigen seyn.

* *

In jenen streitbaren Pappieren,
Damit die Schönen Kriege führen,
Und Stutzer selbst zu Felde ziehn,
Weicht alles vor dem schwarzen Sieger;
Stets würgt er zween berühmte Krieger;
Gemeines Volk läßt er entfliehn.
An Farbe gleicher, als an Stärke,
Doch stark zu manchem große Werke,
Ist ihm der zweyte Kämpfer nah,
Auf dessen Schild, nie ohne Zittern,
Der kühnste von den bunten Rittern
Das schwarze Kreuze blinken sah.
Den dritten Platz hat er im Heere.
Der zweyten Stelle Macht und Ehre
Bleibt nicht stets einem ganz allein;
Weil zweymal zween gemeine Knechte
Auf diesen Rang mit gleichem Rechte
Sich einer um den andern freun.

Einſt ward ein Blatt dazu erhoben,
Das uns als ſeiner Kühnheit Proben
Sechs Herzen und noch eines zeigt,
Und bey der andern Blätter Neide,
Berauſcht von ſtolzerfüllter Freude,
Nun ſeinen König überſteigt.

Die Baſta ſelber muß mich ehren:
So ließ es ſich voll Hochmuth hören,
Ein einzig Blatt iſt über mir.
Die Baſta, durch den Stolz verletzet,
Sprach: wenn dein Rang dich ſo ergötzet:
So glaube doch, ich gönn ihn dir.

Beſtändig kann mein Beyſtand nützen;
Stets wünſchet man mich zu beſitzen:
Dich macht nur blinder Zufall werth.
So eile, recht dein Glück zu fühlen,
Eh durch dich in den nächſten Spielen
Verworfner Blätter Zahl ſich mehrt.

* * *

Der Leſer mag es ſelbſt ergründen,
Worauf der Fabel Inhalt zielt.
Er braucht vielleicht, es auszufinden,
Nicht halb den Witz, damit er Lombre ſpielt.

II.

Die gefüllte wilde Rose.

Im Felde, wo noch frey vom künstelnden Bemühen
Die reizende Natur entzückt,
Sah man sich einen Busch in hundert Aeste ziehen,
Von tausend Rosen ausgeschmückt:
Fünf Blätter, welche sich an Farb und Schönheit gleichen,
Bekrönen jeder Blume Haupt;
Doch einer Blume nur ist größrer Schmuck erlaubt,
Daß ihr die andern alle weichen.
Zum Vorzug, der ihr eigen ist,
Kann sie allein, in wiederholten Kraisen,
Da einer stets den andern in sich schließt,
Fünf Blätter jedesmal, doch oft vervielfachte weisen.
Sie fand ein Blumenfreund, er nahm sie mit Vergnügen,
Die andern würdigt er nicht einmal anzusehn;
Wie ist dadurch der Rose Stolz gestiegen!
Wie fing sie an, die Schwestern zu verschmähn!

Doch

Doch ihren hohen Sinn zu schwächen,
Hat ihr der, der sie nahm, des Vorzugs Grund erklärt:
„Im Garten würde man unzählich bessre brechen;
„Am wilden Rosenstrauch bist du bewundernswerth.

* * *

So wird man oft den Ruhm gelehrter Schönen hören.
Mehr das Geschlecht zu schmähn, als die Person zu ehren.

III.

Der Gärtner und der Schmetterling.

Ach gönne mir das Glück, mein Leben frey zu enden!
So bat ein Schmetterling in seines Fängers Händen;
Noch wenig Tage sind zum Fliegen mir erlaubt,
Was hilft die Grausamkeit, die mir auch diese raubt?
Du weist, der Blumen Schmuck wird nicht durch mich verseh'ret,
Ein unvermißter Saft ist alles, was mich nähret;

Dein

Dein Flehen bringt mich nicht zu unbedachter Huld.
Sagt ihm der Gärtner drauf, stirb ietzt für alte Schuld,
Wollt ich der Raupe That dem Schmetterling vergeben,
So wird sie hundertfach in deinen Jungen leben. (*)

* * *

Auch bey der Beßrung Schein befiehlt des Bösen Tod,
Das Uebel, das er that, und mehr noch, das er droht.

IIII.

Der Seidenwurm und die Spinne.

Der Raupen edelste, die Weberinn der Seide,
Spann sich ihr Grab, zu eines Fürsten Kleide;
Nicht weit von ihr hing an der schwarzen Wand
Die Künstlerinn, die Pallas überwand.
Noch war von ihr nicht ganz der alte Stolz entwichen,
Sie hatte sich Minerven einst verglichen,

So

(*) Daß die Schmetterlinge Raupen gewesen sind, und Eyer legen, aus denen wieder Raupen auskriechen, ist vielleicht zu Erläuterung dieser Fabel eine nöthige Anmerkung für manche witzige Köpfe, die sich eine Schande daraus machen, sich um solche Kleinigkeiten, wie die Wunder der Insekten sind, zu bekümmern. Eben diese sollen auch wissen, daß die Insekten sich noch stärker vermehren, als die reimreichen und reimlosen Dichter, und auch noch den Vorzug haben, daß sie meistens besser gerathne Kinder sind.

So hielt sie unter sich iezt Raupen weit entfernt;
Wo hast du armer Wurm dein Spinnen wohl gelernt?
Dein Faden ist zu grob, und viel zu derb gewunden,
Bewundre meine Kunst, wie zart sie Fäden zieht,
Die Fliege findet sich gebunden,
Noch eh sie das Gewebe sieht;
Mit mindern Stof, als da dein Ey umhüllt,
Wird eine Wand von mir erfüllt,
Zwar du bist blind, mit so viel Kunst zu weben,
Sind von der Götter Huld acht Augen mir gegeben.
Den Vorzug, der dich ziert, hast du mir gnug erklärt,
Doch wirst du, sprach der Wurm, die Antwort auch vergönnen:
Acht Augen, die nur Mücken kennen,
Sind wenig mehr, als meine Blindheit werth;
Und wenn sich mein Gespinnst auf Throne darf erheben,
So lern ich wohl von dir nicht Fliegennetze weben.

* * *

Abstrakte Logiker, merkt euch den Unterricht,
Euklides lernt von euch des Denkens Regeln nicht.

V.

Die Eulen.

Einſt, da der Thiere Heer den Zevs, wie Menſchen, bat,
Und auch manch toll Gebet, ſo wie die Menſchen, that,
Gleich nach der Ziegen Schaar, die bärtig von ihm gingen,
Sah man ſich einen Flug von Eulen vor ihn ſchwingen.
Noch ware dieß Geſchlecht der Vögel Abſcheu nicht,
Es flog noch andern gleich, und ſah das Sonnenlicht;
O Vater, wenn wir dir den edlen Trieb erklären,
Wirſt du uns, baten ſie, wohl unſern Wunſch gewähren?
Verzeih dem Eigenſinn, daß wir den Tag verſchmähn;
Was jeder Vogel ſieht, das iſt für uns nicht ſchön;
Ein andrer Gegenſtand, der uns Vergnügen brächte,
Iſt heilge Dunkelheit geheimnißvoller Nächte.

Wo nie ein blödes Aug gemeiner Vögel sieht,
Und wo ihr blöder Witz sich nie zu sehn bemüht,
O möchten wir dahin nach neuen Wunderdingen,
Die selbst kein Adler weiß, mit kühnen Blicken dringen!
So billig ist kein Wunsch, den ich versagen darf,
Sprach Zevs, im Finsterniß sey euer Auge scharf,
Ihr sollt bey trüber Nacht die Wespen richtig finden,
Doch, wo die Sonne scheint, da werdet ihr erblinden.

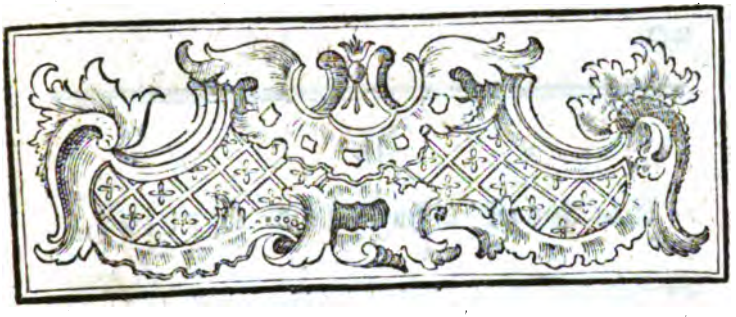
* * *

Der Grillenfänger Heer, von eigner Weisheit voll,
Lernt, was sonst niemand lernt, und niemand lernen soll;
Wo man nur menschlich denkt, da mag es nichts verstehen,
Und denkt sich adäquat, abstrakte Grundideen.

Erinnerung wegen vorstehender Fabeln.

Es ist mir recht sehr leid, daß ich diesen Fabeln kein so gelehrtes Verzeichniß der Schriftsteller, aus denen sie genommen sind, beyfügen kann. Aesop, Phäder, Phädrus, Perrottus, oder wie der ehrliche Mann eigentlich heißt, Burcard Waldis und dergleichen ansehnliche Namen würden ihnen allerdings eine große Zierrath geben. Ich traue mir, in der Kunst zu erzählen, keine so große Geschicklichkeit zu, daß ich Etwas, das Andere schon gesagt haben, von neuen einzukleiden wagte, und bey gegenwärtigen Fabeln bin ich sicher, mit keinem Vorgänger in eine Vergleichung, die mir nachtheilig seyn könnte, gebracht zu werden.

Sinngedichte.



Sinngedichte.

Pondere, non neruis, corpora noſtra carent.
Ovid.

I.

Auf Keplern.

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Kepler ſtieg . . . und ſtarb in Hungersnoth (*)
Er wuſte nur die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

(*) Auf einer Reiſe, die er thun mußte, um allergnädigſte Auszahlung rückſtändiger Beſoldung allerunterthänigſt anzuhalten.

II.

An Herr Christlob Mylius,

bey der Uebersendung von Keplers *Harmonice Mundi.*

Freund, da dein zärtlich Ohr der Tonkunst Reiz empfindet,
Des Weltbaus Harmonie dein tiefer Geist ergründet,
Lis, was von beyden hier der Lehrer Newtons schreibt,
Den Deutschland hungern ließ, und seiner unwerth bleibt.

III.

An die untergehende Sonne. (*)

Licht, das, indem es uns verschwindet,
Auf Surinam schon blendend fällt,
O mache, daß mein Freund empfindet,
Man nenn ihn in der Morgenwelt.

IIII.

(*) Ward im Vorrathe auf die Zeit gemacht, da sich Herr Christlob Mylius in Amerika befinden würde.

IIII.

Die Vortheile der Weisheit.

Pracht, Reichthum, eitle Lust kann sie uns nicht gewähren,
Was giebt die Weisheit uns? Den Geist, das zu entbehren.

Contemtae dominus splendidior rei *Hor.*

V.

Die veränderlichen Triebe der menschlichen Alter.

Nach Puppen wird das Kind sich sehnen,
Der muntre Jüngling nach der Schönen,
Der Ruhm erhitzt des Mannes Fleiß,
Und Gold begehrt der matte Greis.
Bey so veränderlichen Trieben,
Wer wird sein wahres Glücke lieben?
Nur der, der Schönen, Ruhm und Geld
Für Puppen der Erwachsnen hält.

VI.

Nach Martials 75. Sinnged. des V. B.

Auf die Begräbnisse des Pompejischen Geschlechts.

Den Sohn deckt Asiens, und den Europens Sand,
Ihn selbsten Afrika, wenn er ein Grab noch fand;
Es faßt kein enger Raum des großen Stamms Ruinen,
Und die bewohnte Welt muß ihm zur Grabstatt dienen. (*)

(*) Dr. Shaw erwähnt im 1. Th. seiner Reisen eine zu Maniana von ihm bemerkte Grabschift zweener Pompejorum, die vielleicht durch die Zerstreuung des Pompejischen Geschlechts dieses Sinngedichte erläutert.

Martial.

Pompeios iuuenes Asia atque Europa, sed ipsum
Terra tegit Lybiae, si tamen vlla tegit:
Quid mirum, toto si spargitur orbe, teneri
Non vno poterat tanta rüina loco.

VII.

Das Todtenopfer, an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis.

Mein Kroneck, Maros Geist schwebt noch um seine Gruft,
Wenn du dort Lorbern brichst, (*) so hör auch, was er ruft:
Zu Ehren hat mir sonst ein Martial gelobbert, (**)
Von dir, o Deutscher, wird ein *** ietzt gefodert.

(*) Virgils Grab ist mit Lorbern, Epheu und Myrthen bedeckt. St. Sarnelli guida de' forestieri curiosi di vedere e d'intendere le cose piu notabili della Regal Città di Napoli etc. p. 344.

(**) Andreas Mauger verbrannte bey Feyerung seines Geburtsfestes einen Martial - - - addebatque, eo incendio litare se musis manibusque Virgilii, cuius imitatorem cultoremque praestare se melius haud posset, quam si vilia poetarum capita per vndas insequutus et flammas perpetuo perdidisset. Fam. Strada in Eloqu. Lib. II. Prolus. V. p. 322. ap. Schelhorn Amoen. Litterar. T. VII. art. II. §. 30.

*** Ich stelle jedem meiner reimenden und reimfreyen Landsleute, wenn er einen zweysylbigten Namen hat, in sein Belieben, ob er selbigen hieher setzen will. Mein eigner geht ja selbst hinein, und derer jenigen, denen noch viel zu viel Ehre wiederführe, wenn man ihre Werke bis nach Neapel brächte, daselbst verbrannt zu werden, ist eine solche Menge, daß man dem Virgil von ihnen Hekatomben bringen könnte.

VIII.

Von dem Verfasser des Buches:

des livres difficiles à trouver.

Vorrathsreich zu hundert Bänden, (*)
Zeigt er mit bemühten Händen
Ungezählte Bücher an,
Die man schwerlich finden kann:
Käm er nur in meine Kammer,
Wo zu meinem großen Jammer
Bücherhaufen in den Ecken
Unter Bücherhaufen stecken;
O wie manches träf er an,
Das man schwerlich finden kann.

(*) Der V. Band endigt den Buchstaben B.

VIIII.

Das seltene Buch. (*)

an Herr F. G. Freytag.

Mein Freytag dieses Buch ist rar,
Du hast davon ein Exemplar,
Und auser dir noch sechs bis sieben;
Wo sind die andern denn geblieben?
Freund, so viel schenkt ich weg, und ließ sie meist noch binden,
Den Rest wirst du bey Hollen (**) finden.

(*) Cadwallader Coldens Erklärung der Ursache von Newtons allgemeiner Schwere, übersetzt von A. G Kästner.

(**) Der Verleger. Ich übersetzte das Buch, nicht weil es mir gefiel, sondern weil es der Graf Manteufel zu lesen verlangte, der englisch verstand. Ich habe meine Gedanken über des V. Meynungen in Zusätzen der Uebersetzung geäusert.

X.

Ποδας ὠκυς Ἀχιλλευς.

Homer hat deines Zornes Toben,
Schnellfüssiger Achil, erhoben;
Erstaunt hört ihm die Nachwelt zu:
Den Grimm von tausend unsrer Helden
Will kein Homer der Nachwelt melden,
Sie liefen schneller doch, als du.

XI.

Das deutsche Kriegswesen.

Mit Riesengleicher Kraft, doch ohne Kunst regiert,
Hat einst des Deutschen Arm das breite Schwert geführt;
An Muskeln nicht so stark, doch mit geübtern Witze
Lenkt ietzt des Franzen Hand des leichten Degens Spitze;
Wir fühlen, daß uns längst der Ahnen Kraft gebricht,
Und um der Nachbarn Kunst bemühn wir uns noch nicht.

* *

Mars schrie, wie tausend Männer schreyn, (*)
Und fochte schlechter noch, als einer solte streiten.
Reicht dieses zu, ein Mars zu seyn,
Wie manchen Mars sehn unsre Zeiten.

XII.

Auf einen Leipziger Gerichtsfrohn. (**)

Bemüht des Feuers Glut zu dämpfen,
Ist Bauer plötzlich hingestürzt,
So wie ein Held, dem im erhitzten Kämpfen,
Ein zischend Bley den Siegerlauf verkürzt.
Das Gleichniß scheint vielleicht euch allzuviel gewagt.
Stirbt ein Gerichtsfrohn so, wie Weltbezwinger sterben?
Nein! Völker jauchzen dort, errettet vom Verderben,
Wenn Bauern Rath und Bürger klagt.
Oft stünden, wenn sie nicht nur Rang und Macht bedeckte,
Die Helden in der Zahl, die Bauers Namen schreckte.

(*) Beym Homer.

(**) Seine Geschicklichkeit und Redlichkeit machten ihn ehrlichen Leuten so beliebt, so gefährlich er dadurch Verbrechern war. Er starb plötzlich, als er bey einer Feuersbrunst zu Hülfe eilte.

XIII.

Auf eines Reisenden Urtheil vom naumburger Weine. (*)

Warum pflanzt man bey Naumburg Reben?
Der Wein ist ja abscheulich schlecht.
Fragt Pöllniz, hat der Tadler recht?
Da wag ich nicht Bescheid zu geben;
Doch bey der Frage fällt mir ein:
Warum mußt er ein Autor seyn?

XIIII.

Eben desselben Klage über denselben Wein.

Als mein Geschick mich einst nach Naumburg brachte,
So war für mich der schlechteste Wein bestellt;
Und was den Wein erst recht abscheulich machte:
So trank ich ihn gar für mein eigen Geld.

(*) „Es sind überall Weinberge um Naumburg. Ich weiß „nicht warum, denn der Wein ist abscheulich v. Pöllnitz „Reisen.

XV.

Auf Brühiers Buch von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes.

Den, der nicht lebt, halb zweifelnd todt zu nennen,
Hat sich zum Schutz der Aerzte List erdacht.
Denn ist mein Tod nicht sicher zu erkennen,
So straft man nicht den, der mich umgebracht.

Nachahmung aus dem Horaz.

1750.

Non sum, qualis eram bonae
Sub regno Cynarae.

Ich bin nicht mehr, der in beglückten Jahren,
Eh Sorg und Ruhm zu ernstern Fleiße zwang,
Von Minchens Huld, von Chloris stolzen Haaren,
Von Hannchens Reiz, und Chloens Kühnheit sang.

XVI.

Räzel:

Mein Beystand mehrt des Weisen Wissen,
Wenn er mit festverknüpften Schlüssen
Das X in einer Gleichung sucht:
Ich kann des Staatsmanns Ehrgeiz stillen,
Ich pflege sein Gehirn zu füllen,
Und bin oft seiner Arbeit Frucht:
Mein weiter Raum muß alles fassen,
Auch das, was nichts umfassen kann;
Man trift mich in der Großen Kassen,
Und in der Dichter Liedern an.
Das Eintrachtsband von Deutschlands Prinzen,
Des schlauen Frankreichs Redlichkeit,
Den Muth der handelnden Provinzen
Besitz ich schon seit langer Zeit.
Mir gleichen * * * kluge Werke
* * * Witz, und * * * Stärke.

XVII.

Auf den Palmbaum, der 1749 im Garten der Kön. Preuss. Ak. der Wiss. reife Früchte trug.

Dein Schicksaal, Brandenburg, hat dieser Baum erfahren;
Er dankt den ersten Trieb des großen Friedrichs Jahren. (*)
Die Zeit, zu welcher er, wie du, vollkommen reift,
Ist Friedrichs, dessen Lob kein einzig Wort begreift.

XVIII.

Auf den Hr. Hauptmann Steinauer.

Der Krieger Furcht, der Liebling jeder Schöne,
Bey Freund und Feind macht er den Müttern Schmerz;
Den, um das Leben ihrer Söhne,
Den andern, um der Töchter Herz.

(*) Er war achtzig Jahr alt.

XVIII.

Auf einen Bär. (*)

Der Todte redet.

Mich, dem der rauhe Nord die erste Luft gegeben,
Hieß meiner Fürstinn Wink in Leipzigs Gärten leben.
Die Kette ward mir schwer, ich brach sie voller Wuth,
Doch ich erkaufte mir die Freyheit durch mein Blut.
Noch klaget Doris mich; Die fast zerstäubten Knochen
Bewegten sich, als sie das holde Wort gesprochen:
„Mich daurt das arme Thier! O solt er lebend seyn!
„Wie würd' er uns nicht ietzt voll Artigkeit erfreun!
Wie selten ist mein Glück! Man hört sie solche Klagen
Um keinen Schooßhund nicht, um keinen Dichter sagen.
O Dichter, die ihr stets in Sklavenfesseln sterbt,
Und doch durch euren Tod kein nasses Aug erwerbt.
Laßt mich von dieser Welt nicht unbesungen scheiden,
Laßt einen Schäfer doch des Bären Tod beneiden.

(*) Er war von einer fürstlichen Person in einen Garten bey Leipzig geschenkt worden, hatte sich aber, nach einiger zeitlongen Gefangenschaft, losgerissen, und so viel Unordnung angerichtet, daß man ihn erschießen müssen. Er war sonst im Klettern und allen andern Dingen, die einen Bär artig machen können, sehr artig.

XX.

An Herr Prof. Gellert, als solcher mir die Uebersetzung von Chambers Buche von der Erkenntniß der Thiere zu beurtheilen schickte, mit dem Zusatze, er verstünde die Sache nicht.

Dieß, Freund, verstehst du nicht? Hat deine Zaubermacht
Doch manches Thier zum Reden schon gebracht,
Was größers noch, ist ihr nicht schwer gewesen:
Sie brachte gar manch schönes Kind zum Lesen.

* *

Wiederruf.

Nun hab ich erst mich recht bedacht:
Daß Schönen Gellerts Lieder lesen,
Beweist nicht ihre Zaubermacht,
Stets sind sie Dichtern hold gewesen:

Sie lasen, eh noch Gellert schrieb,
Talanders Unsinn, Hunolds Oden,
Daß Gellert beyde nun vertrieb,
Macht blos die Lust zu neuen Moden.

Was größers hat sein Lied vollbracht:
Es zwingt die Stutzer selbst zum Lesen;
Das heiß ich eine Zaubermacht,
So stark wär Orpheus nicht gewesen.

XXI.

Eine Stunde.

Die Stunde, die ich soll verlieren,
Die muß, mich eher zu verführen,
Ein kleiner Theil der Zeit nur seyn:
Doch welcher Zeit? Die mir verschwunden,
Zählt zwar mit tausenden die Stunden,
Wieviel sind noch in Zukunft mein?

XXII.

Charaktere.

Janhageln gleich an Höflichkeit,
Noch stolzer, als die reichsten Britten,
Und eitel, wie ihr Franzen seyd:
So zeigt er aller Völker Sitten.

* *

Das alte Rom ist ihm bekannt,
Die heutgen Schönen muß er kennen,
Als Doctor ist er sehr galant,
Als Stutzer sehr gelehrt zu nennen.

* * *

Die zweyer Völker Reiz mir wieß,
Die mußte wohl mein Herz gewinnen;
Frech, wie die Damen in Paris,
Plump, wie die deutschen Schäferinnen.

Avertissement.

Wer Lust hat, sich mahlen zu lassen, beliebe sich bey dem Verfertiger vorstehender Mignaturgemählde zu melden; er soll bestermaßen bedient werden. Seinen lieben Landsleuten wartet der Verfasser umsonst auf, andern um ein sehr leidliches.

XXIII.

Freye Ueberſetzung einer Stelle aus dem Eloge de M. de la Mettrie Mem. de l'Ac. R. des Sc. de Pr. 1750. p. 5.

Pendant la campagne de Fribourg M. de la Mettri fut attaqué d'une fievre chaude; une maladie eſt pour un philoſophe une ecole de phiſique, il crût s'apercevoir que la faculté de penſer n'etoit qu'une ſuite de l'organiſation de la machine . . .

Kein Unglück iſt, es muß dem Weiſen dienen;
Den großen Satz; die Menſchen ſind Maſchinen,
Fand la Mettrie, mit alle ſeinem Witze,
Doch eher nicht, als in des Fiebers Hitze.

XXIIII.

Charakter des Hrn. de la Mettrie vom Herrn von Maupertuis in einem Schreiben an den Herrn von Haller entworfen.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantaſie;
Das heißt auf deutſch: Ein Narr war la Mettrie.

XXV.

Die letzten Worte des Herrn von la Mettrie.

Mein Leser, was ich dir erzähle,
Ist, wo nicht völlig wahr, doch glaublich gnug erdacht;
Sieh hier das letzte Wort, das Mettrie vorgebracht;
Wie Teufel! Hab ich eine Seele?

XXVI.

Von einem schöpferischen Dichter.

O Zeiten! die entzückt den Arioſt gelesen,
Was für ein Geist für euch wär nicht Fantast gewesen.

XXVII.

An einen Freymäurer.

Der Brüderschaft Geheimniß zu ergründen,
Plagt dich, Neran, mein kühner Vorwitz nicht;
Von deinem nur wünscht ich mir Unterricht:
Was ist an dir Ehrwürdiges zu finden?

XVI.

Räzel:

Mein Beystand mehrt des Weisen Wissen,
Wenn er mit festverknüpften Schlüssen
Das X in einer Gleichung sucht:
Ich kann des Staatsmanns Ehrgeiz stillen,
Ich pflege sein Gehirn zu füllen,
Und bin oft seiner Arbeit Frucht:
Mein weiter Raum muß alles fassen,
Auch das, was nichts umfassen kann;
Man trift mich in der Großen Kassen,
Und in der Dichter Liedern an.
Das Eintrachtsband von Deutschlands Prinzen,
Des schlauen Frankreichs Redlichkeit,
Den Muth der handelnden Provinzen
Besitz ich schon seit langer Zeit.
Mir gleichen * * * kluge Werke
* * * Witz, und * * * Stärke.

XVII.

Auf den Palmbaum, der 1749 im Garten der Kön. Preuss. Ak. der Wiss. reife Früchte trug.

Dein Schicksaal, Brandenburg, hat dieser Baum erfahren;
Er dankt den ersten Trieb des großen Friedrichs Jahren. (*)
Die Zeit, zu welcher er, wie du, vollkommen reift,
Ist Friedrichs, dessen Lob kein einzig Wort begreift.

XVIII.

Auf den Hr. Hauptmann Steinauer.

Der Krieger Furcht, der Liebling jeder Schöne,
Bey Freund und Feind macht er den Müttern Schmerz;
Den, um das Leben ihrer Söhne,
Den andern, um der Töchter Herz.

(*) Er war achtzig Jahr alt.

XVIII.

Auf einen Bär. (*)

Der Todte redet.

Mich, dem der rauhe Nord die erste Luft gegeben,
Hieß meiner Fürstinn Wink in Leipzigs Gärten leben.
Die Kette ward mir schwer, ich brach sie voller Wuth,
Doch ich erkaufte mir die Freyheit durch mein Blut.
Noch klaget Doris mich; Die fast zerstäubten Knochen
Bewegten sich, als sie das holde Wort gesprochen:
„Mich daurt das arme Thier! O solt er lebend seyn!
„Wie würd' er uns nicht iezt voll Artigkeit erfreun!
Wie selten ist mein Glück! Man hört sie solche Klagen
Um keinen Schooßhund nicht, um keinen Dichter sagen.
O Dichter, die ihr stets in Sklavenfesseln sterbt,
Und doch durch euren Tod kein nasses Aug erwerbt.
Laßt mich von dieser Welt nicht unbesungen scheiden,
Laßt einen Schäfer doch des Bären Tod beneiden.

(*) Er war von einer fürstlichen Person in einen Garten bey Leipzig geschenkt worden, hatte sich aber, nach einiger zeitlangen Gefangenschaft, losgerissen, und so viel Unordnung angerichtet, daß man ihn erschießen müssen. Er war sonst im Klettern und allen andern Dingen, die einen Bär artig machen können, sehr artig.

XX.

An Herr Prof. Gellert, als solcher mir die Uebersetzung von Chambers Buche von der Erkenntniß der Thiere zu beurtheilen schickte, mit dem Zusatze, er verstünde die Sache nicht.

Dieß, Freund, verstehst du nicht? Hat deine Zaubermacht
Doch manches Thier zum Reden schon gebracht,
Was größers noch, ist ihr nicht schwer gewesen:
Sie brachte gar manch schönes Kind zum Lesen.

* *

Wiederruf.

Nun hab ich erst mich recht bedacht:
Daß Schönen Gellerts Lieder lesen,
Beweist nicht ihre Zaubermacht,
Stets sind sie Dichtern hold gewesen:

Sie lasen, eh noch Gellert schrieb,
Talanders Unsinn, Hunolds Oden,
Daß Gellert beyde nun vertrieb,
Macht blos die Lust zu neuen Moden.

Was größers hat ſein Lied vollbracht:
Es zwingt die Stutzer ſelbſt zum Leſen;
Das heiß ich eine Zaubermacht,
So ſtark wär Orpheus nicht geweſen.

XXI.

Eine Stunde.

Die Stunde, die ich ſoll verlieren,
Die muß, mich eher zu verführen,
Ein kleiner Theil der Zeit nur ſeyn:
Doch welcher Zeit? Die mir verſchwunden,
Zählt zwar mit tauſenden die Stunden,
Wieviel ſind noch in Zukunft mein?

XXII.

Charaktere.

Janhageln gleich an Höflichkeit,
Noch ſtolzer, als die reichſten Britten,
Und eitel, wie ihr Franzen ſeyd:
So zeigt er aller Völker Sitten.

* *

Das alte Rom ist ihm bekannt,
Die heutgen Schönen muß er kennen,
Als Doctor ist er sehr galant,
Als Stutzer sehr gelehrt zu nennen.

* * *

Die zweyer Völker Reiz mir wieß,
Die mußte wohl mein Herz gewinnen;
Frech, wie die Damen in Paris,
Plump, wie die deutschen Schäferinnen.

Avertissement.

Wer Lust hat, sich mahlen zu lassen, beliebe sich bey dem Verfertiger vorstehender Mignaturgemählde zu melden; er soll bestermaßen bedient werden. Seinen lieben Landsleuten wartet der Verfasser umsonst auf, andern um ein sehr leidliches.

XXIII.

Freye Ueberſetzung einer Stelle aus dem Eloge de M. de la Mettrie Mem. de l'Ac. R. des Sc. de Pr. 1750. p. 5.

Pendant la campagne de Fribourg M. de la Mettri fut attaqué d'une fievre chaude; une maladie eſt pour un philoſophe une ecole de phiſique, il crût s'apercevoir que la faculté de penſer n'etoit qu'une ſuite de l'organiſation de la machine . . .

Kein Unglück iſt, es muß dem Weiſen dienen;
Den großen Satz; die Menſchen ſind Maſchinen,
Fand la Mettrie, mit alle ſeinem Witze,
Doch eher nicht, als in des Fiebers Hitze.

XXIIII.

Charakter des Hrn. de la Mettrie vom Herrn von Maupertuis in einem Schreiben an den Herrn von Haller entworfen.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantaſie;
Das heißt auf deutſch: Ein Narr war la Mettrie.

XXV.

Die letzten Worte des Herrn von la Mettrie.

Mein Leser, was ich dir erzähle,
Ist, wo nicht völlig wahr, doch glaublich gnug erdacht;
Sieh hier das letzte Wort, das Mettrie vorgebracht;
Wie Teufel! Hab ich eine Seele?

XXVI.

Von einem schöpferischen Dichter.

O Zeiten! die entzückt den Arioſt geleſen,
Was für ein Geiſt für euch wär nicht Fantaſt geweſen.

XXVII.

An einen Freymäurer.

Der Brüderſchaft Geheimniß zu ergründen,
Plagt dich, Neran, mein kühner Vorwitz nicht;
Von deinem nur wünſcht ich mir Unterricht:
Was iſt an dir Ehrwürdiges zu finden?

XXVIII.

An den Setzer der hamburgischen freyen Urtheile. (*)

Du kannst uns mit geschickter Hand
Hexameter aus Prose theilen;
Sind Reimreichs Oden dir bekannt,
So gieb sie uns in Prosazeilen.

XXVIIII.

Auf einen Rechtsgelehrten.

In Sekten, die entzweyt das Alterthum verehret,
Ist Paulus groß, der sie uns beyde weist.
Den Stoiker, wenn er die Rechte lehret,
Den Epikurer, wenn er speist.

(*) Man hatte eine prosaische Nachricht, in Hexameterform gesetzet, daselbst eingerücket.

XXX.

Von einem Philosophen.

Stets wird Abstrakt die beste Welt verklagen,
Und schweiget nie von Wolfens Tadel still.
Er muß ja was, das man versteht, noch sagen,
Denn auserdem weiß niemand, was er will.

Wiederruf.

Nein, selbst dein Feind wird dir gestehen müssen,
Man weiß, Abstrakt, vollkommen, was du willst,
Und daß du nur, was alle Kinder wissen,
In dunkle Pracht barbarscher Wörter hüllst.

XXXI.

Gewissensberuhigung.

Ein Doctor (*) half einem gefälligen Kinde
Jüngst von der natürlichen Folge der Sünde,
Er hat es verschworen, (**) erinnert er sich,
Ja, dacht er, für andre, nicht selbsten für mich.

(*) Der Arzneykunst.
(**) Bey der Promotion.

XXXII.

Zusatz zu der Frau Doctorinn * * * Inauguraldisputation. (*)

Daß man bey Kuren oft sich gütig übereilt,
Läßt sich, Frau Doctorinn, dir noch ein Beyspiel sagen:
Daß dein Geschlecht oft von gewissen Plagen
Zwar schnell und angenehm, doch nicht gar sicher heilt.

XXXIII.

Auf Christlob Mylius.

(man sehe die letzte unter den Elegien.)

Ein doppelt Lob soll dort sein Grabmahl zieren,
Und Haller selbst breit es in Deutschland aus:
Als Physikus wußt er zu observiren,
Und wie ein Dichter hielt er Haus.

(*) De morborum curatione cita et iucunda saepe minus tuta.

XXXIIII.

Auf eben denselben.

Freund, unsers Freundes Angedenken
Klagt man gewiß mit Unrecht an;
Denn konnt er sich der Schulden wegen henken,
So hätt er es in Leipzig längst gethan.

XXXV.

Das Glücke der witzigen Köpfe in ihrem Vaterlande.

In fremdem Namen. (*)

O Land, das mich gezeugt, du wareſt mich nicht werth;
Mein Witz war dir verhaßt, so schrecke dich mein Schwert.
Gesetzt, ich hätte nun auch meinen Witz gezwungen,
Die Thoren nicht verlacht, die Mägdchen nicht besungen,
Und wäre Vorwurfs frey dein fromm und lieber Sohn,
Was würde denn dafür, Germanien! mein Lohn?

Viel-

(*) Unter der Person Hrn. Joh. Wilh. Steinauers, aus Naumburg, der in Leipzig studirte und 1739 Magister ward, nach Strasburg gieng, und daselbst eine Schrift herausgab, die den damaligen dresdnischen Hofpoeten Hrn. v. König beleidigte. Weil er in seinem Vaterlande keine Beförderung hoffen durfte, gieng er in kön. franz. Kriegsdienste;

Vielleicht, wie Cramer thut, [a] ein Dorf voll Bauern führen, [b]
Wie Käſtner [c] das Papier ums Tagelohn beſchmieren,
Wie Gottſched [d] ſtets bemüht, und ſtets verſpottet ſeyn;
Wie Gellert [e] tiefen Sinns, um andre zu erfreun;
Auch wohl mit Rabners [f] Geiſt, bey Acten witzig lachen,
Und einen Bücherſchatz, wie Roſt [g] mein Freund, bewachen.
Das Glücke gäbſt du mir, verlaßnes Vaterland,
Wie dank ich meinem Witz [h] der mich aus dir verbannt!
Fern von Gefahr und Ruhm, wär ich ohn ihn geblieben;
Er hat mich auf die Bahn, die Moritz [i] gieng, getrieben.

a) Ein Geiſtlicher.
b) Damals, als dieſe Verſe gemacht wurden.
c) Ein Ueberſetzer.
d) Ein Criticus.
e) Ein Poet.
f) Ein Beamter.
g) Ein Sekretär. Roſt war gräfl. Brühl. Bibliothekar.
h) Im Manuſcript ſtand ſtatt: meinem Witz; Königs Zorn.
i) Der Marſchall von Sachſen.

XXXVI.

dienſte; Er beſuchte als Grenadierhauptmann mich zu Göttingen, nach der Schlacht bey Minden, und war um 1770, kön. franz. Brigadier auf iſle de France und Bourbon im indiſchen Meere.

Die Nahmen habe ich bey dieſer zweyten Ausgabe ausgeſchrieben, weil von den Ungenannten nur einer noch lebt, dem es keine Schande bringen kann, daß ſein Vaterland ſeinen Werth nicht ſo zu ſchätzen wußte, wie Dänemark und Lübeck. Die Buchſtaben (a) (b) u. ſ. w. gaben ſoviel

Nachricht

XXXVI.

Die Dichter.

Drey Dichtern sieht mans eigen an,
Daß Haller denken will und kann,
Und Engbrust, wenn er könnte, dächte,
Und Reimreich, könnt er auch, nicht möchte.

XXXVII.

Ursache, warum die Dichter vom Podagra frey sind.

Das Schmerzenskind vom Bacchus und Cytheren,
Wie kömmts, daß es die Dichter seltner plagt,
Die so getreu dieß Götterpaar verehren?
Mir hat den Grund ein Dichter jüngst gesagt:
Wir leben nicht an dieser Krankheit Jahre,
Uns legt zuvor der Hunger auf die Baare.

Nachricht von den angedeuteten Personen, als ich ohne sie zu nennen, geben wollte. Rabner aber, bemerkte bey dem Sternchen, die statt der fehlenden Nahmen stunden, ein grosse Unbequemlichkeit; Wenn man im Lesen dahin kommt, sagte er, so weiß man nicht, was man da mit dem Maule machen soll.

XXXVIII.

Die Algebra der Stuzer.

Die Stuzer mögen sich stark auf Algeber legen,
Den, weniger, als nichts, ist vielmal ihr Vermögen.

XXXVIIII.

Als ein Buchhändler eines Materialisten Tochter heyrathete.

Beglückter Schwiegersohn, dir kann kein Buch vermodern,
Wenn es kein Leser kauft, wird es dein Vater fodern. (*)

(*) Der Buchhändler, der dieses mit Lachen las, überführte mich, daß mein Sinngedicht falsch sey. Ich lasse allen meinen Verlag auf Schreibepapier drucken, sagte er, und das kann mein Schwiegervater nicht brauchen.

XXXX.

An Herr Liscov.

O Liscov, den man oft für Deutschlands Swift gepriesen,
Hat niemand dir dein Bild bey Swiften noch gewiesen? (*)
Der Spinne listig Netz, von Fliegenleichen voll,
Reißt von der Biene Flug, da es sie fangen soll;
Philippi, Rodigast, und Sievers sind besiegt,
Doch Liscov, glaube nicht, daß Reinbeck unterliegt.

XXXXI.

Ueber Herr Professor Gellerts Programma (†) zum Antritte seiner Profession.

Das Lustspiel, das zum Weinen bringt,
Rühmt Gellert nur, weil er das Loos geschrieben:
So weit hat Krüger (††) nicht sein eigen Lob getrieben;
Preist der das Trauerspiel, das uns zum Lachen zwingt?

(*) In der Bücherschlacht. Im II. Th. des Mährchens von der Tonne.
(†) De Comoedia commouente.
(††) Der Verfasser der allemannischen Brüder und des Mahomets.

XXXXII.

An den Verfasser der allemannischen Brüder. (*)

Du schimpfst auf mich, weil mein verwegnes Lachen,
Dich und dein schönes Werk entehrt,
Wenn hätt ich das gethan? Ich hielt ja deine Sachen
Nie meiner Zeit zum Sehn und Lesen werth.

Phaedr.

— — facilis vindicta est mihi,
Sed inquinari nolo ignauo sanguine.

XXXXIII.

Die Schmetterlinge.

Sechs Stutzer sah ich mit sechs Schönen
Des Jägers eitlen Eifer höhnen,
Der um den bunten Schmetterling
Durch ungebahnte Wege gieng;

Wie?

(*) Eine scharfe Beurtheilung dieses Stücks ward in eine auswärtige Zeitung eingerücket. Krüger hielt irrig mich für den Verfasser, und handelte nach dem irrenden Gewissen eines beleidigten elenden Schriftstellers.

Wie? fragt ich, wollt ihr wohl erfahren,
Weswegen ihm der Schmetterling gefällt?
Der Vogel gleichet euch, er ist nur in der Welt,
Geputzt zu seyn, und sich zu paaren.

XXXXIIII.

Grabschrift eines Engelländers. (*)

Hier, Nachwelt, ist der Ort, wo Roberts Leichnam ruht,
Sprich, Cato, oder er, wer zeigte größern Muth?
Der stieß den Dolch in sich, vor Cäsarn frey zu bleiben,
Doch Robert henkte sich, die Zeit sich zu vertreiben.

(*) *Destouches.*

Cy git John Robert Ecuyer
Qui se pendit pour se desennuyer.

XXXXV.

Das Wetterglas.

Meran dünkt sich gelehrt, was mag sein Vorzug seyn?
Er spricht ja gallisch, welsch, und griechisch und latein;
So wird er Witz und Geist von so viel Völkern kennen,
O nein, doch Brod und Fleisch weiß er, wie sie, zu nennen:
An Kenntniß gleicht er noch dem Wetterglase nicht,
Das mir von kalt und warm in sieben Zungen spricht. (*)

XXXXVI.

Das gelehrte Kind.

Frühzeitig wußt ein Kind so viel, als mancher Greis,
Frühzeitig lag das Wunder auf der Baare,
Sein Bruder sah den mörderischen Fleiß,
Ward-Sekretär (**), und lebt an achtzig Jahre.

(*) Der Zeddel daran nannte die Aenderungen der Wärme lateinisch, deutsch, französisch, englisch, holländisch, italiänisch und spanisch.

(**) Keiner von der Art, wie Addison und Schlegel gewesen sind.

XXXXVII.

Deutſche Verſe mit lateiniſchen Buchſtaben.

Seht die epiſchen Zeilen, frei vom Maaſſe der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart, wie Zyrchiſche Verſe,
Leer, wie Meiſsniſche Reime; Seht, der glyckliche Kynſtler
Fyllt mit rœmiſchen lettern, mit pythagoriſchen y y (*)
Zum Ermyden des Leſers, beſſer zu nytzende Bogen.

XXXXVIII.

Auch Hexameter.

P. P.

Mein nun ſeraphiſches Minchen, hoch oben in glycklichern Sphaeren,
Mit Myriaden von Kyſſen aeſthetiſch aetheriſch umarmen. (**)

(*) Deutſche Leſer myſſen ſich belehren laſſen, daſs der Buchſtabe *y* bei den Schweizern genannt wird.

(**) Dieſe Zeilen allein haben keinen Verſtand. Es iſt eine Ellipſe bey ihnen zu ergænzen, welches man leicht thun wird, wenn man die Elegien nachſehen will. Es giebt Zeilen von dieſer Art, die auch in ihrer vœlligen Verbindung mit anderen noch keinen Verſtand haben.

XXXXVIIII.

Eine Gesundheit.

Voll Feuer, wie die Frucht der Reben,
Verlangt mein Wunsch, daß alle Dichter leben,
Die ganze lange Reih, die noch den Reim nicht schmäht,
Vom Haller bis zum Schönaich geht.
Doch, daß wir, ein Opfer der Mode zu bringen,
Nicht gänzlich versehn,
So leben auch alle nicht reimende Dichter,
Vom betenden Klopstock zum Freydenker Oest.

L.

Eine andere, an Rabnern.

Prophetisch trank zu Hallers Ehren
Einst Vater Opitz Nüßlern zu; (*)
Dem Spötter soll dieß Glaß gehören,
Der größer wird, als Ich und Du.

(*) Hola! gebt mir ein Glaß Wein,
Wasser hab ich nicht vonnöthen.
Nun, es gilt dir Bruder mein,
Auf Gesundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit soll lassen hinter sich.

Opitz an Nüßlern; in dem Liede, das sich anfängt:
Treuer Freund, indem du hier
Aemsig bist der Steuer wegen ꝛc.

LI.

Noch eine Gesundheit an Herrn Prof. Gellert.

Auf der Schönen Wohlergehen
Wird dir dieses Glas gebracht,
Die den Wein von Naumburgs Höhen
Deiner Lieder würdig macht.

LII.

Auf einen Sprachenkenner.

So viel ein Reisender verschiedner Völker Zahl
Vom Tagus bis zum Ganges hört,
Mit allen spricht Panät - - - Und spricht das Jahr einmal;
Um stumm zu seyn, wär ich nicht sprachgelehrt.

LIII.

Auf einen Schrank, in dem ein Menschengerippe stehet.

Die Neugier fragt vielleicht; was mag der Schrank bedecken?
Dem Weisen Unterricht, der Eitelkeit ein Schrecken.

LIIII.

Ueber eine schlechte Satire auf einen schlechten Dichter.

Der Reim, der uns, wo Maz gefehlet,
So witzlos, falsch und grob erzählet;
Wär Maz nicht selbst sein Gegenstand,
So schien er mir von Mazens Hand.

LV.

Auf den Ryßwicker Frieden.

Aus dem Französischen.

Im Namen der Unterthanen Ludwig des XIIII. (*)

Gleichgültig, ja fast halb gekränket,
Stehn wir, da Ludwig uns den edlen Frieden schenket,
Doch überall säh man der Freudenfeuer Glut
Und hörte Dankerfüllte Lieder;
Thät er nur uns, wie er den Feinden thut,
Und gäb uns das, was er genommen wieder.

(*) Das Original steht in der Histoire de la Bastille.

LVI.

Nach dem Engliſchen.

And he whoſe Fuſtian's ſo ſublimely bad
Is it not Poetry but Proſe run mad. (†)

So toll erhaben Gewäſch in reimlos ametriſchen Zeilen,
Seh ich für Verſe nicht an, mir iſt es raſende Proſe.

LVII.

Eines Sachſen Wunſch auf Carl den XII.

Held, der uns ſo gepreßt, dein eifriges Beſtreben
War: ſpät im eitlen Hauch der letzten Welt zu leben;
Doch, wird mein Wunſch erfüllt, (die Rache giebt ihm ein,)
So ſoll einſt dein Homer ein zweyter (*) ſeyn.

(†) Fragment of a Satire. Siehe Miſcellanies, the fourth volume, conſiſting of Verſes by Dr. Swift Dr. Arbuthnot Mr. Pope and Mr. Gay, Lond. 1747. p. 117.

(*) Einer von etlichen unſerer Heldendichter mit zweyſylbichten Namen.

LVIII.

Fragment oder Anfang einer Poematologie.

Vorrede.

Der subjectivische Endzweck nachstehender Zeilen ist die Begierde, zu zeigen was für großen Nutzen die Kunst- und Machtwörter unserer neuesten Philosophen haben, alte Gedanken durch einen neuen Schwung aufzustutzen. Hierbey ist mein objectivischer Endzweck, die Lehre von der Dichtkunst selbst, und der formale Endzweck, solche in Versen vorzutragen; welchen mit negativer Subordination der Endzweck zu reimen, mit positiver aber der Endzweck jeden Absatz mit einer Uebersetzung ins gemeine Deutsche zu endigen unterworfen wird, weil solche Uebersetzung ein materiales Mittel ist, zu zeigen, wie kurz und bekannt dieses alles in der Sprache des großen Haufens klingen würde. Aus gegenwärtiger Probe wird man sich eine concrete Idee von dem Werke denken können:

Das Bild, wodurch der Dichter rührt,
Ist schwankend, unrein abstrahirt,
Und hat kein Wo, da es kann stehen
In Existentialideen,
Das heißt, wie sonst der Deutsche sprach:
Der Dichter ahmt erfindend nach.

Paro-

Parodien.

I.

Die Schriftsteller. (*)

Kleiner Geister Aemsigkeiten
Sind noch immer ungemein.
Jeder Dummkopf unsrer Zeiten
Will ein Held im Schreiben seyn:
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Dich, Fontaine! zu erreichen,
Nimmt der geile Star sich vor;
Nur in den Verbindungszeichen,
Nirgends sonst, gleicht dir der Thor.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Fließend, deutlich, rein zu dichten,
Wünscht Reptil, und sonst nichts mehr;
Nennt ihn gleich der Spötter Richten
Frostig und gedankenleer.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

(*) Orig. v. Hagedorn.

Die Verläumdung.

Stolzer Schönen Grauſamkeiten
Sind noch immer ungemein.
Auch die Spröden unſrer Zeiten
Können ewig ſpröde ſeyn:
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß man ſie erbitten kann.

Unempfindlichkeit und Tugend
Sind der Doris Eigenthum;
Beyde ſchmücken ihre Jugend,
Und die Jugend ihren Ruhm.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß man ſie erbitten kann.

Dieſer Vorzug lautrer Ehre,
Dieſe Strenge, dieſe Zucht,
Stammen aus der Mutter Lehre,
Sind nur ihres Beyſpiels Frucht.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß man ſie erbitten kann.

Schwer von der Gedanken Menge
Sollen Skotus Lieder seyn,
Doch in düstres Wortgepränge
Hüllt sich nur sein Unsinn ein
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Lernt der neuen Richtkunst Lehren,
So, wie sie Chritodes übt:
Freunde muß dein Lobspruch ehren,
Schimpfe den, der dich nicht liebt,
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Was den Alten schwer gewesen,
Nennt Hevristes Kinderspiel:
Hätt er etwas mehr gelesen,
So erfänd er nicht so viel.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Alles kömmt in Rhaptes Bände,
Nur Verstand und Ordnung nicht;
Weil den Fleiß bemühter Hände
Müssig Denken unterbricht.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Redet nicht von Scherz und Küssen,
Wo ihr Martha kommen seht:
Ihr vortreffliches Gewissen
Hasset, was so weltlich steht.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Liebe kann zwar Huld erwerben;
Aber bey Mirenen nicht:
Weil sie nimmer ohn Entfärben
Von verliebten Dingen spricht.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Sylvia wird hoch gepriesen:
Denn sie hat in kurzer Zeit
Zehn Verehrer abgewiesen,
Und den eilften hart bedräut.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Edle Freyheit, mein Vergnügen!
Singet Chloris tausendmal;
Und es ist, sie zu besiegen,
Schwerer, als die Kayserwahl.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Ob ich wohl die Deutung finde,
Die das W. Z. E. begreift?
Daß Sophist auf falsche Gründe
Schlüsse, die nicht folgen, häuft.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Wenn Javell für alte Grillen,
Neue Namen ausgeheckt,
Hat er für Verstand und Willen
Neue Wahrheit uns entdeckt.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Unreif will sich Ruhm erjagen,
Wenn er bald die Welt belehrt,
Was er noch vor wenig Tagen
Kaum in Cursu recht gehört.
Dennoch sagt und glaubet man.
Daß sein Werk gefallen kann.

Hundert andrer seltne Gaben
Nennt der müde Vers nicht mehr;
Willst du viele Leser haben,
Schreib nur für der Thoren Heer;
Denn so sagt und glaubet man,
Daß dein Werk gefallen kann.

Tiefgesuchte Weisheitsschlüsse
Sind Elmirens Zeitvertreib.
Der Begriff gemeiner Küsse
Reizen kein gelehrtes Weib.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Iris tändelt, scherzt und singet,
Höhnt und lacht der Leidenschaft.
Was auch sonst ein Herz bezwinget,
Hat an ihrem keine Kraft.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Flavia will nichts gestatten,
Was den Schein des Paarens hat:
Und sie zörnt auf ihren Schatten,
Weil er ihr zu sehr sich naht.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Niemals werft zu eurem Glücke,
Schreiber, alle Hoffnung hin,
Schilt gleich eure Meisterstücke
Manches Richters Eigensinn;
Denkt, daß selbsten Edelmann
Seine Leser finden kann.

Mais ils trouvent pourtant, quoiqu'on en puisse dire.
Un Marchand pour les vendre & des sots pour les lire.
Boil.

II.

In ein Stammbuch eines witzigen Freundes. (*)

Des Herrn Baron v. Cronegk.

O! könnte dich ein Schatten rühren
Der Wollust, die die Geister spüren,
Die sich der Meßkunst zugedacht!
Du foderteſt von dem Geschicke
Die leeren Stunden doch zurücke,
Die du mit Liedern zugebracht.

O! die Welt kömmt auf die Neige.
Auch der Unschuld schont man nicht:
Weil der Unschuld oft ein Zeuge
Ihrer Lauterkeit gebricht.
Daher sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

(*) Original.

In des Herrn v. Haller Doris.

„O! könnte dich ein Schatten rühren
„Der Wollust, die zwey Herzen spüren,
„Die sich einander zugedacht!
„Du forderteſt von dem Geschicke
„Die langen Stunden doch zurücke,
„Die dein Herz müssig zugebracht.

III.

Die Urſachen der Kritik. (*)

Mein, ſage mir, warum ich Popen ſchelte?
Fragt Thoughtleß (†) jüngſt den Spötter Swift.
Der lacht, und ſprach: Wenn meine Rede gölte,
Ich weiß gewiß, daß ſie es trift:
Wenn England ihn verächtlich zu dir ſtellte,
Du lobteſt ihn mit Mund und Schrift.

(†) Ich kann aus den Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes darthun, daß dieſer Name von mir den Charakter mancher Dichter zu bezeichnen gebraucht worden, ehe Herr Fielding ihn in einer etwas andern Bedeutung einer Romanenheldinn beygeleget.

Jetzo aber (1772) darf ich wohl die Verſe drucken laſſen wie ſie anfangs hieſſen:

Mein, ſage mir, warum ich Hallern ſchelte?
Fragt' Gottſched jüngſt die Adelgund.
Die lacht und ſprach, wenn meine Rede gölte
Entdeckt ich dir gar leicht den Grund,
Wenn Deutſchland ihn verächtlich zu dir ſtellte
Du lobteſt ihn mit Schrift und Mund.

Haller war der Fr. Gottſchedinn Lieblingsdichter. Man ſ. die Briefe der Fr. Gottſchedinn, welche die Fr. v. Runkel herausgegeben, (Dresden 1771; drey Theile.)

(*) Orig. v. Haged. Oden.

Die Ursache der Kriege.

Mein, sage mir, warum die Fürsten fechten?
Fragt Görgel den Gevatter Hein.
Der lacht, und spricht: Wenn sie, wie wir, gedächten;
Sie stellten alle Händel ein.
Wenn sie, wie wir, nur oft zusammen zechten;
Sie würden Freund und Brüder seyn.

IIII.

Der Reimer. (*)

Ein Reimer iſt glücklich zu ſchätzen,
Sind ſeine Gedichte nur rein.
Wie wird ihn ihr Fließen ergötzen!
Nichts kann wohl entzückender ſeyn.
Verfolgt ihn das Schelten der Richter,
Was könnt er verächtlichers ſehn?
Er hält ſie für Feinde der Dichter,
Und lobt ſich, ſo oft ſie ihn ſchmähn.

Beginnen ihm Leſer zu fehlen,
So ſchilt er des Witzes Verfall:
Wenn andre mit Denken ſich quälen,
Ergötzt ihn der zärtlichſte Schall.
So dient er mit zierlichen Mengen
Von fließenden Verſen der Welt,
Weil Unſinn in ſanften Geſängen
Noch immer der Thorheit gefällt.

(*) Orig. v. Hageb. Od. 1. Th.

Der Blinde.

Ein Blinder ist glücklich zu schätzen,
Ist seine Gemahlinn nur schön.
Wie muß ihn ihr Schmeicheln ergötzen!
Er wird nichts verdrießliches sehn.
Besuchen ihn ihre Bekannten:
Was kann wohl verbindlicher seyn?
Er hält sie mit Recht für Verwandten,
Und ladet sie selber oft ein.

Verspürt er ein Rauschen von Küssen;
So denkt er: Mein Weib ist getreu.
Wenn andre das Gegentheil wissen;
So steht ihm der Zweifel noch frey.
So wachsen die zärtlichsten Triebe,
Die beyde zusammen gesellt!
Weil lüsterne Blindheit die Liebe
Gewiß und am längsten erhält.

V.

Auf Johann Elias Schlegels anakreontische Oden. (*)

Ihr, die Schlegels Geist vergnüget,
Wenn er liebet, wenn er lacht,
Wenn er die, die ihn besieget,
Ewig bey der Nachwelt macht,
Wißt auch, der hier Galatheen,
Der hier Chloris und Asträen
Voller Zärtlichkeit erhitzt:
Wirkt ein furchterfülltes Sehnen,
Aengstet, schreckt, erpresset Thränen,
Wenn er Didons Blut verspritzt.

(*) Orig. Joh. El. Schlegel.

„Die ihr meinen Rex erblicket,
„Wie er liebet, wie er küßt
„Und wie die, die ihn entzücket,
„Von ihm selbst entzücket ist;
„Wißt, dieß Auge, das zur Schönen
„Seines Herzens zärtlich Sehnen
„Mit beredten Blicken bringt,
„Schießt, wenn ihn der Feind umgeben,
„In die Herzen Furcht und Beben,
„Wo sein Arm den Degen schwingt.

VI.

An. J. E. Schlegel. (*)

Freund der griechschen Zärtlichkeiten,
Dichter, der uns lehrreich rührt,
Wenn er feurig durch die Saiten
Die geübten Finger führt.
Spiele, weil dich noch zum Spielen
Selbst der Richter Lob entflammt,
Eh du ihren Zorn wirst fühlen,
Der aus deiner Größe stammt,
Eh man noch, von Neid erfüllt,
Dich, den Deutschland ehret, schilt.

* *

O Dichterkraft! o Dichterkraft! wo gehst du hin von mir?
Ich bleibe weg, ich bleibe weg, und ware nie bey dir. (*)

(*) Orig. Joh. El. Schlegel.

„Innbegriff der Lieblichkeiten,
„Artig Kind, das mich entzückt,
„Wenn es in die schlanken Seiten
„Stolz die zarten Aermchen drückt,
„Küsse, weil dir noch zu küssen
„Deine Mutter selbst vergönnt,
„Eh du wirst erröthen müssen,
„Wenn dich jemand reizend nennt,
„Eh die Sehnsucht manchen Kuß
„Wünschen und versagen muß.

* *

(*) Orig. Sappho nach Stähelins Uebersetzung:

O Jungferschaft! o Jungferschaft! wo gehst du hin von mir?
„Ich gehe weg, ich gehe weg, und komme nicht zu dir.

(*) Orig.

VII.

Die Rangstreit. (*)

Burlesk und Reimerein
Die wollen sich entzweyn,
Es sollen jedes Sachen
Die schönsten Lieder seyn.
Den Rangstreit auszumachen,
Gelinget mir allein,
Der giebt uns mehr zu lachen,
Der schläfert sanfter ein.

VIII.

Die Dichter. (*)

Von den Alpen sah ich nieder,
Wo die kleine Pleisse schleicht,
Auf die Mengen schöner Lieder,
Wie die Pleisse sanft und seicht.
Tausend Oden hört ich klingen,
Tausend Dichter hört ich singen
Alle fliessend, deutlich, rein,
Alle werth, gekrönt zu seyn,
Und voll Schweisses sah ich ihnen
Tausend Drucker Breitkopfs dienen.

(*) Orig. v. Hageb. Oden 1. Th.

Der Wettstreit.

Mein Mägdchen und mein Wein
Die wollen sich entzweyn.
Ob ich den Zwist entscheide?
Wird noch die Frage seyn.
Ich suche mich durch Beyde
Im Stillen zu erfreun.
Sie giebt mir größre Freude:
Doch öftre giebt der Wein.

(*) Orig. J. E. Schlegel.

Von den Fenstern sah ich nieder
Auf der Schönheit Sammelplatz,
Auf den Seiten hin und wieder
Prangte mancher reiche Schatz.
Tausend Sklaven sah ich stehen,
Tausend Schönen sah ich gehen,
Die der Röcke weite Pracht
Breiter noch, als lang gemacht,
Und voll Scherzens sah ich ihnen
Tausend Liebesgötter dienen.

(*) Orig.

VIIII.

Das Dichten. (*)

Ein dunkler Feind leichtfließender Gesänge,
Ein Schüler Hallers, trat jüngst hin
Und sprach: Daß ich ein Dichter bin,
Seht, wie im kühnen Vers ich Wort und Einfall dränge.

Ein Reimer kam, und sprach: Mir willst du gleichen?
O nein! bey Krügers Mahomeh!
Ich reime, daß man es versteht,
Und mehr, als du, geh, du must mir noch weichen.

(*) Orig. v. Hageb. Oden 1. Th.

Das Daseyn.

Ein dunkler Feind erheiternder Getränke,
Ein Philosoph, trat neulich hin,
Und sprach: Ihr Herren, wißt; ich bin:
Glaubt mir, ich bin. Ja, ja! Warum? Weil ich gedenke.

Ein Säufer kam, und taumelt ihm entgegen,
Und schwur bey seinem Wirth und Wein:
Ich trink; o! darum muß ich seyn.
Glaubt mir, ich trink; ich bin. Wer kann mich widerlegen?

(*) Orig.

X.

Anfang eines Heldengedichtes.

Der Dichterkrieg. (*)

Nondum expiatis vncta cruoribus. *Hor.*

Den mehr, als Federkrieg im Reich Germaniens
Geführt, beschreiben wir, wie Zürch uns dichten lehrte:
Der großen Richter Hand, voll Siegs, in ihr Geweide
Verkehrt, und aufgestellt zwey gleichbenannte Bücher:
Den Bund ums Reich getrennt, gespottet und geschimpft
Germaniens Parnaß zu gleicher Ungebühr:
Da feindlich wider sich gestoßen Monatsschriften
Auf Monatsschriften los, und Sekretäre zankten,
Mit Sekretären sich, und Zeitungsblätter schalten
Auf Zeitungsblätter auch. Cetera desunt.

(*) Original.

Der Anfang von Seckendorfs verdeutschten Lucan.

„Den mehr, als Bürgerkrieg im Feld Emathiens
„Geführt, beschreiben wir, wie Unrecht Recht bekommen,
„Des starken Volkes Hand voll Siegs in sein Geweide
„Verkehrt und aufgestellt zwey blutsverwandte Heere,
„Den Bund ums Reich getrennt, mit aller Kraft gekämpft,
„Der aufgerührten Welt zu gleicher Ungebühr,
„Da feindlich wider sich gestossen Römerfahnen
„Auf Römerfahnen loß, auch Adler widerstunden
„Den Adlern gleicher Art, und Bürgerspieße drehten
„Sich wider Bürgerspieß.

XI.

Im Namen eines Dorfjungens, als sein Chorgeselle in eine fürstliche Residenz auf die Schule zog. (*)

Du, unsrer Fluren Orpheus, singst nun dort,
Dich hört der Fürst; du fürstlich hoher Sänger,
Es höret dich die Schaar der Capellisten
Und steht erstaunt, und sieht, und schweigt.

XII.

Zusatz zu des H. v. Hagedorn Helden. (*)

Der Schüler Heer sich stärker zu verbinden,
Erfand Javell Kunstwörter voller Müh.
Sein Famulus, um gleichfalls zu erfinden,
Erfand beym Dampf die Tobacologie.

(*) Original.

Aus einem Gedichte auf des Conr. Pyra Tod.

Du aber, deutſcher Pindar! ſingſt nun dort,
Dich höret Gott, du göttlich hoher Sänger,
Es höret dich die Schaar der heilgen Engel
Und ſteht erſtaunt, und ſieht, und ſchweigt. (†)

(*) Original.

Der Ritter Schaar genauer zu verbinden,
Erfand Arthur Getränke voller Kraft.
Die Königinn, um gleichfalls zu erfinden,
Erfand beym Spiel des Königs Hahnreyſchaft.

(†) Das Original dieſes Originals iſt eine bekannte Grabſchrift auf einen Sänger, die irgendwo in Spanien zu leſen ſeyn ſoll, und ich hier nicht anführe, weil ich mir nicht die Mühe geben mag, ſie aufzuſuchen, und durch Anführung derſelben aus meinem Gedächtniſſe den Wortrichtern der künftigen Zeiten keine Gelegenheit zu verſchiedenen Lesarten derſelben geben will.

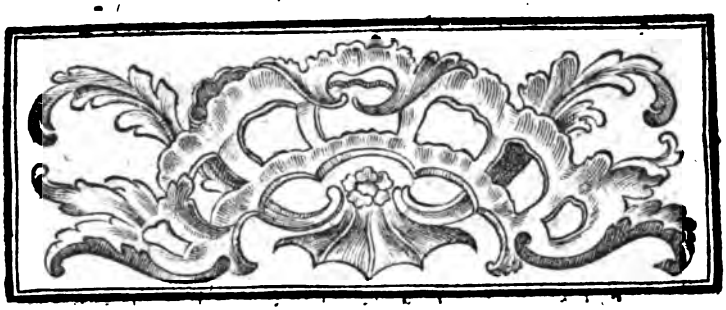
* *

Denn was wir auch von Leuten hören, (*)
Die Dichtern nicht gewogen sind,
So folgte manches Mutterkind
Doch eines Dichters guten Lehren,
Der, troz den Lehren, die er schrieb,
Viel ungebesserter, als seine Leser, blieb.

(*) Orig. Gellerts Lehrged. u. Erzähl. 107. S.

Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind,
So ward doch manches Mutterkind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, troz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.

Lateinische Gedichte.



I.

Io. El. Schlegel.

Parcus latini carminis, at lyrae
Tritor Cheruſcae; non tamen ingeni
Expers peregrini.

II.

Ode. (*)

Cantare ſtultos heu male prodigus!
Parcus puellas, non tamen inſolens
Cultor puellis, Lipſienſem
Teutonicis decorare tento,

(*) Rabner gerieth auf den Einfall, ſich ein Stammbuch zu machen, in welches jeder ſeiner Freunde, was Neues und Eigenes ſchreiben mußte. Dieſe Ode iſt zu der angezeigten Abſicht gebraucht worden um 1742.

Sed tento vane carminibus CHLOEN.
Quod ludo teium blanditiis melos
Diſtat SCHLEGELI Suiſtiano
LISCOVII iocus vt ſenilis. (*)

Sed bellicoſus ſi Satira cluam
Omnisque nomen carminifex tremat,
Non oſculi praeſtat rapinam
Molliculo ceciniſſe verſu.

(*) Vid. viri facetiſſimi praefatio, verſioni germanicae libri LONGINI de ſublimi addita. Nemo ſcribenti eam aderat, qui aurem perſonaret:

Mitte ſeneſcentem mature ſanus equum — — —
Hor.

III.

De parallelogrammo Newtoniano. (*)

Paucùla iam ſeries monſtrat primordia naſcens,
Lege ſua partes haec ſine fine regunt:
Sic a vita hominis, quam bis ſex luſtra coercent,
Aeua tenent formam non numeranda ſuam.

IIII.

Ad eos, qui ſola latina carmina ſcribenda, vtpote ſola aetatem laura, iubent. (†)

Carmina cur ſcribam nulli aut recitanda duobus?
Ediſcet ſerus, dicitis, illa nepos.
At mihi non tanti eſt venturo viuere ſaeclo,
Ciuibus vt vellem mortuus eſſe meis.
Hallervs ſi noſtra probet, legat ipſa Lycoris,
Non olim pueri grammaticique legant.

(*) Theoriam eius explicauit Auctor duabus diſſertationibus Lipſiae 1743. 1745. editis: *Aequationum ſpecioſarum reſolutio Newtoniana per ſeries* et *de Reſolutione aequationum differentialium per ſeries.* Secundae epigramma hoc praefixum legitur.

(†) Quae ſententia erat B. Chriſtii Prof. Poeſ. Lipſ.

V.

Ad Cel. I. M. Geſnerum, Prof. Goettingenſ. cum de optima reipublicae forma ſcripſiſſet.

Beatiorne rege ſit respublica?
Patrumne cura? vel rogatis ſingulis?
GESNERE, damnas fluctuantem Graeciam?
Non norat illa principem GEORGIVM.

VI.

De palma dactylifera Berolini in horto Acad. Reg. Sc. fructus maturos ferente, ad Marchiam Brandenburgicam.

Ecce, triumphatrix, ornat Te fructibus arbor,
REGIS VT INVICTI frueris decorata triumphis.

VII.

Icon.

Ore VENVS, ſed IVNO habitu ingenioque MINERVA,
Arbiter Idaeus, cui tria poma daret.

VIII.

De Aloyſio Gonzaga. (*)

Non metuens vmbram, ſed dedignatus abiuit,
Oſcula non vmbrae, ratus ſed danda puellae.

VIIII.

Aux Franc-Maçons de Stockholm, fondateurs d'un hôtel d'enfans trouvés.

Fri-Maçons, dont l'humanité
S'occupe des enfans ſans pêres,
Combien à Vôtre charité
Fourniront d'objêts vos confrêres!

(*) In ANTONII BARONIS S. I. Triumuiratu Sanctimoniae S. I. Lib. III. Ep. 49. legitur epigramma in laudem eius, quod *vel puellarem vmbram puer, ex ludo reus nullo modo, vt oſcularetur, adduci potuerit, ludoque omiſſo, amiſſoque pignore abiuerit.* v. Cl. FREYTAG Apparatum litterarium T. II. n. C.

X.

On Mr. Thinkwou'd. (*)

Impartial Critik's when of late they ſaw
Unlearned *Thinkwou'd* ſcorn all reaſon's law
Admir'd ſuch Nonſenſe in a thoughtful ſhape
Such gloomy wit, ---- and laugh'd at *Haller's* Ape.

(*) *In Imitation of Pope's.*

Superior beings when of late they ſaw
A mortal man unfold all Nature's law
Admir'd ſuch wiſdom in an earthly ſhape
And ſhew'd a *Newton* as we ſhew an Ape.

Briefe.

I.

Einladungsschrift zu einer monatlichen Zusammenkunft. (*)

Wie der große Alexander, als er noch ein kleiner Junge war, über die Siege des Königes weinte, den er damals noch für seinen Vater hielte, und nachgehends für Jupiters Hahnrey erklärte, so habe ich über die Einladungsschriften meiner würdigen Vorgänger in dem so wichtigen, und bey unserer Gesellschaft mit einem so wirklichen Gegenstande versehenen, Erzschatzmeisteramte, geseufzet. Nach diesen unnachahmlichen Meisterstücken mit etwas ähnlichen zu erscheinen, das heißt Iliada post Homerum, oder Romane nach einem Richardson und Fielding schreiben. Damit also meinem Aufsatze das nicht widerfähret, was vielen gelehrten Tagebüchern begegnet, die in unserer Gesellschaft

(*) Von dem Verfasser, als beständigem Senior und der Zeit regierendem Fiscale, aufgesetzet. Die künftigen Schriftsteller von den gelehrten Gesellschaften werden diesen Aufsatz auch mit brauchen können. Die Namen und Lebensläufe der Mitglieder können auf Verlangen mitgetheilet werden.

schaft herumgesandt werden, daß man ihn ungelesen weiter gehen läßt, so will ich ihn in der Götterspräche, und zwar in der neuesten, in der reimlosen schließen, wobey es kein Fehler seyn wird, daß ich die Hauptabsicht unserer Zusammenkunft, oder wie wir Staatsgelehrten reden, die causam iustificam darinnen unberühret lasse. Denn daß wir zusammenkommen, die Straffälligen anzumerken, und über Gesetze zu streiten, die von vier Rechtshochgelahrten Männern und einem fast zwanzigjährigen Candidato iuris so weislich abgefaßt sind, daß wir uns noch diese Stunde nicht allemal um interpretationes authenticas vereinigen können, daß ich die Last meines bisherigen Amtes auf die Schultern meines berühmten Nachfolgers legen und zugleich, ob der Gesellschaft gefällig sey, mir das für eine Büchse zu Verwahrung unserer Einkünfte ausgelegte Geld ex fisco bonificiren zu lassen, in reifliche Deliberation zu nehmen ansuchen werde, das alles, außerdem, daß es meistens schon bekannt ist, ließe sich unmöglich in reimlosen Versen sagen:

— — — — — quae
Desperat tractata nitescere posse relinquit.
Hor.

Ode an die Gesellschaft.

Beym braunen Oel, aus siedender Gerste gegohren,
Hielt sonsten das freye Germanien Rath,
Entschied der Herzoge Wahl, den Vortheil von Bündniß und Waffen,
Vom Trunke redlich und kühn.

Beym

Beym schwarzen Trank des ernsthaft schläfrigen Türken

Erwägen wir Freunde das Beste des Staats; [a]
Dampf, der im nackenden West Caciquen prophetisch begeistert,
Zieht Ihr, gelehrter als ich. [b]

Dann theilet Gasc, [c] der stereometrisch Gerechte
Auf zweymal zwo Speisen unter uns ein,
Weil uns ein Abend so kurz, als glücklichen Buhlern die Nächte, [d]
Bey Witz und Rheinwein verfliegt.

a) Der Staat bedeutet hier unsere Gesellschaft. Diese Erinnerung ist nöthig, damit man uns nicht etwa für politische Köpfe halte.

b) S. des Verf. Ode auf den Tobak letzte Zeile der 6. Strophe.

c) Ein Mitglied, beständiger Vorschneider.

d) Ich bitte die neumodischen Herren Odenmacher ergebenst um Verzeihung, daß mich der Reim hier hintergangen hat. Ich wollte ihn wegjagen, und die Zeile setzen:

Weil uns ein Abend so kurz, wie Nächte der glücklichern Buhlern.

Er stellte mir aber vor, daß dieser Vers nichts besser wäre, als der, in dem er sich befände, und daß ich durch diese Erfindung von halbgereimten Versen entweder die Partheyen der streitenden Critik einem gütlichen Vergleiche nähern könnte, oder doch eine ansehnliche Stelle unter den schöpferischen Entelechien (denn Geister oder Seelen wäre zu gemein) erhalten würde, die bey ihrem Eifer wider diejenigen, welche das Wesen der Dichtkunst im Mechanischen suchen, doch selbst neue Versarten, Wörter und Buchstaben für nothwendige Unterscheidungszeichen ihrer Dichtkunst halten.

II.

Nachricht von einer alten deutschen Uebersetzung des Buches Kelila und Dimme an Herrn Friedrich Gotthilf Freytag.

M. H.

Sie haben verlangt, ich sollte Ihnen das Exemplar des Buches Kelila und Dimme schicken, das ich in Händen habe. Es ist deswegen nicht geschehen, weil ich selbst eine Beschreibung davon aufsetzen wollte. Hier ist sie. Ich kann sie niemandes Urtheile besser unterwerfen, als dem Urtheile eines solchen Bücherkenners, der nebst den Nachrichten von den äußerlichen Umständen der Bücher, auch auf ihren Inhalt und auf das, was sie uns von dem Zustande der Wissenschaften und des Geschmackes lehren können, aufmerksam ist.

Da ich die Geschichte der Fabelbücher, darunter dieses Werk gehöret, nie zu meiner besondern Beschäftigung gemachet habe, so wird man von mir nicht verlangen, daß ich diejenigen, welche von ihm Nachrichten ertheilet, hier anführen oder abschreiben, oder auch das, was sie schon geschrieben haben, nachzusagen vermeiden soll. Ich verweise nicht Sie, sondern andere Leser dieses gedruckten Briefes auf Herr Friedr. Gotth. Freytags Analecta litteraria, T. III. n. 28. wo bey Gelegenheit der lateinischen Ausgabe, von den verschiedenen Uebersetzungen dieses Buches vollkommene Nachricht ertheilet wird. Nur einigen Begriff davon zu

geben,

geben, will ich das herschreiben, was Herr Prof. Gellert in seiner Disputation de Apologis eorumque Scriptoribus P. II. pag. 31. not. (*) gesagt hat, und mich bey der Beschreibung lediglich an das Exemplar, das ich vor mir habe, halten.

Ich will dieserwegen Herr Gellerts Nachricht, weil sie kurz ist, beyfügen: „Das Buch Kelila va Dimma „ist des Pilpai Fabeln so ähnlich, daß aller Unterschied „nur von den verschiedenen Uebersetzungen herzurühren „scheinet; denn beyde sollen ursprünglich indisch aufgesetzet, und ins persische und arabische übersetzt seyn; „Man hat das Buch Kelila va Dimma auch hebräisch „und griechisch übersetzt, die letztere Uebersetzung soll „Simeon Sethus verfertiget haben; Griechisch „und lateinisch hat es Sebast. Gottfr. Starke zu „Berlin 1697 herausgegeben. Auch hat man es „deutsch von Eberhard I. Herzoge zu Würtenberg. „Ulm 1483. fol. mit Fig. der Titel heißt: Das Buch „der Weisheit der alten Weisen von Anbeginn „der Welt von Geschlecht zu Geschlecht ꝛc. „wovon man wiederholte Ausgaben in kleinerm Formate hat."

Ich muß gleich anfangs beklagen, daß mein Exemplar iniuria temporum sehr viel gelitten hat. Der Titel scheinet gleich zu fehlen, denn das erste Blatt, das vorhanden ist, und die Ueberschrift die vorred führet, hat unten zur Signatur *a ij*. Ich kann aber den Titel aus Herr Schelhorns Amoen. litt. T. III. p. 135. anführen: Das Buch der Weisheit der alten Weisen, von Anbeginn der Welt von Geschlecht zu Geschlecht. Herr Schelhorn erwähnet es, aber nur

dem Titel nach, als eine Merkwürdigkeit der kraftischen Bibliothek, und die Seltenheit läßt sich daraus beurtheilen, weil Maittaire es nicht gekannt.(*) Das Format ist folio, und liegen allemal vier Bogen in einander, daß jedes Buchstabens Signatur bis j j j j fortgehet. Das erste Alphabet ist mit kleinen Buchstaben bezeichnet, und darauf folgen noch neun Blätter, die ersten fünfe mit A. j, A. jj u. s. f. bis A. v. bezeichnet. Die letzten Worte auf dem letzten Blatte sind:

Sie

(*) Damit Sie mich doch nicht umsonst daran erinnert haben, diesen Titel im Schelhorn aufzusuchen, so will ich Ihnen zur Vergeltung eine Anmerkung mittheilen, die mir in die Augen fiel, als ich diesen Theil von den Amoenit. litterar. nachschlug, worein ich sie vor langer Zeit geschrieben hatte. Schelhorn giebt in eben dem Theile II. Art ein Verzeichniß orientalischer Manuscripte in der grosherzogl. florentinischen Büchersammlung, als wäre solches vom Magliabechi verfertiget worden. Aber es ist vom Bartholomäus Herbelot 1666 gemacht worden, und befindet sich geschrieben in der öffentlichen Büchersammlung unter folgender Aufschrift: Registro de' libri orientali del Serenis. Granduca, con una succinta esplicatione del contenuto dei medesimi, fatta dal Sig. Bartolomeo d'Herbelot Francese in Firenze l'anno 1666. Schelhorn hat dieses Verzeichniß vom Magliabechi erhalten; solchen aber irrig für den Verfasser erkläret. Diese ganze Anmerkung hat mir Io. Targionius Tozzettius Flor. Med. D. Rei herb. P. P. et Biblioth. Publ. Magliabechianae Praef. gegeben. Sie stehet in seiner Sammlung von Briefen an den Magliabechi, Clarorum viror. ad Magliab. epistolae; im I. Theile der epistolor. claror. Germanorum, bey dem 16. Briefe von Leibnizen 49. S. Dieses Beyspiel gehöret also zu den gelehrten Kindern, denen man falsche Väter gegeben hat, eine Sache, die in der gelehrten Republik so oft geschiehet, als in der bürgerlichen, nur mit dem Unterschiede, daß der Gelehrte oft Kinder verleugnet, die ihm die Welt beymißt, und der Bürger oft Kinder für seine erkannt, die ihm die Welt abspricht.

Hie endet ſich das buch der weißheit, der alten weiſen von anbeginne der welt von geſchlecht zu geſchlecht.

Gedruckt vñ vollendet durch lienhart hollen, zu vlm nach criſti geburt. m. cccc. lxxiij iar auff den. xxviij. tag des mayenß

Von dem Buche ſelbſt giebt die erſte Periode der Vorrede folgende Nachricht:

Es iſt von den alten weiſen der geſchlecht der welt diß buch des erſten in indiſcher ſprach gedicht vñ darnach in die buchſtabē der perßen verwandelt, dauō hond es die arabiſchen in yre ſprach bracht, furter iſt es zu hebraiſchen zungen bracht, vnd yetzt zu letzſt zu latein geſatzt, vnd yetzt in teutſche zungen geſchriben, vnd diß buch iſt lieblicher wort vnd koſtlicher reden, dadurch die alten hond wöllen ir weißhait außgieſſen, damit ſie ir weißhait durch die wort der vernunfft erzaigtē vnd hond diß buch geſetzt auff gleichnuß zu reden der thier vñ der fogel ꝛc. Im folgenden werden die Urſachen dieſes Verfahrens angeführet, und Regeln, das Buch mit Nutzen zu leſen, gegeben; Es ſoll niemand zum Ende des Buchs eilen, ehe er den anfang vnd proceß recht gemerket hat, ſonſt wird es ihm gehen, wie einem, der einen großen Schatz fand, und ſolchen nicht alle ſelbſt nach Hauſe tragen wollte; er miethete ſich alſo Knechte dazu, vnd gab denen den ſchatz allen, den er mit arbeyt außgrub auff yren rucken, die trugen den allen yezlicher heim in ſein hauß, vnd do er den allen außgraben hette, da ging

er auch beym in sein hauß seinen schatz furter zu bewaren, vnd fand deß gantz nit vnd erkannt das yeglicher des in sein hauß getragen het, vnd also ward ym nicht von dem gefundē schatz dann allein seyn arbeyt des grabens, dann er hat sein werk nit fürsichticlich betracht vñ kundt nit behalten des er funden het. Der Schatzgräber mit zween Haufen Dinger, die länglicht rund und an beyden Enden spitzig sind, und also ohngefähr wie Lorberblätter oder dergleichen aussehen, ist abgebildet, und ein Knecht mit einem Sacke voll steht bey ihm. Die Zeichnungen sind, wie man sie von den damaligen Zeiten erwarten kann, und dergleichen finden sich fast auf allen Blättern bey jeder Fabel in der Größe einer Folioseite. Die Trachten und andere Umstände sind europäisch, daß man nicht etwa vermuthe, es seyen Copien aus der Grundschrift. Sie sind auch in diesem Exemplare durchgängig illuminirt. Die Illuminirung ist viel feiner, als die Zeichnung und die Farben sind noch alle ganz lebhaft. Aufs buntschäkige hat der Ausmahler sehr gesehen.

Ein Gelehrter, den man bey uns mit Recht den größten Kenner des Alterthums und der schönen Künste nennen kann, (*) hat mich versichert, um die ersten Zeiten der Buchdruckerey sey die Kunst in Holz zu schneiden noch was sehr seltenes gewesen. Ihn veranlaßte dazu meine Verwunderung, warum Erhard Ratdold in seiner Ausgabe des Euklides Venedig 1482, die ich in einem Briefe an den Cardinal Quirini beschrieben habe, so viel Rühmens davon macht, daß er mathematische

(*) Der seel. Prof. Christ.

matische Bücher mit Figuren drucken könne. Nun ist dieses Buch voller Holzschnitte. Also muß diese Kunst damals in Deutschland stark seyn getrieben worden, und ist doch dem Scheine nach in Venedig noch neu gewesen. Hat sie etwa Ratdold, ein Augspurger, aus Deutschland gebracht? Denn daß es künstlicher gewesen seyn sollte, geometrische Figuren, als Bilder, in Holz zu schneiden, wird man wohl nicht glauben.

Herr Prof. Gottsched hat die Gütigkeit gehabt, das Exemplar von der lateinischen Ausgabe mir zum Ansehn zu verstatten, das er auch Ihnen zu Verfertigung Ihrer Nachricht gesandt hatte. Die Holzschnitte sind im lateinischen viel kleiner, und selbst der Zeichnung nach schlechter, als im deutschen, sonst aber dem Inhalte und der Zahl nach ziemlich einerley, und zwar nicht Copien aber doch Nachahmungen von einander. Da man nicht weiß, wenn das lateinische gedruckt ist, so kann man nicht sagen, welches von beyden neuer ist. Ist es das deutsche, wie ich bey nahe, unter andern Ursachen auch der bessern Holzschnitte wegen, glaube, so hat das lateinische ein ehrwürdiges Alter in der Druckerkunst vor sich. Uebrigens erinnere noch im Vorbeygehen, daß zwar das deutsche angeführtermaßen aus dem lateinischen übersetzt ist, aber nicht von Wort zu Worte. Vielmehr hat der deutsche Uebersetzer hier und da die Fabeln zierlicher, mit einigen kleinen Umständen ausgeputzt, zu erzählen gesucht. Es könnte auch seyn, daß in den Fabeln hie und da Aenderungen vorgenommen wären. Wenigstens sind von dem deutschen Uebersetzer gleich in der Vorrede ein paar Fabeln weggelassen worden.

Nach dem Ende der Vorrede stehet: Hye endet sich dye vorred, vnd vahet an der anfang des buchs, vnd ist genant das buch der beyspil der alten weisen von anbegynne der welt von geschlecht zu geschlecht. Es folgt aber noch eine Vorrede, darinnen die Geschichte der Erfindung dieses Buches erzählet wird. Der König zu Edom, anastres taßri, hat Nachricht erhalten, auf hohen Bergen in Indien wüchsen Kräuter, die Todte lebendig machen könnten; und dieserwegen seinen Arzt, Berosias, dahin geschickt; als sich aber die Kräuter nicht finden wollen, ist Berosias von den dasigen Gelehrten unterrichtet worden, die hohen Berge bedeuteten die weisen Meister, die bäume und krüter die Kunst und hohe Verstendniß, die Todten seyn die Thoren, darauf hat sich der König auf die Weisheit gelegt, vnd satzt ym des für alle andere Kurzweil vñ reichtumb darinn die Künig pflegen zu leben. Glauben Sie nicht, M. H. daß dieses die unwahrscheinlichste Fabel im ganzen Buche seyn mag?

Hierauf folgt ein Verzeichniß der Capitel. Aus dem zweyten kann man die Ursache von dem Namen lernen, der diesem Buche insgemein gegeben wird. Ein Ochse, Namens Seneßba, ist durch Umstände, die hier zu erzählen zu weitläuftig seyn würden, in einen Wald gerathen, und hat da mit seinem Geschrey einen Löwen erschreckt, daß solcher ganz tiefsinnig darüber geworden. Ein paar Thiere, von seinem Hofgesinde, Brüder und Gesellen Kellila und Dymna, wagen es endlich, ihn um die Ursache seiner Traurigkeit zu fragen, trösten ihn, daß das starke Geschrey eben

nicht

nicht andere außerordentliche Kräfte anzeige, und Dymna bringt den Seneßba selbst zum Könige, welches ihn bald gereuet, weil der König selbigen über ihn und ainen vizrümb seines landes setzet. Die beyden Brüder berathschlagen sich also, den Seneßba beym Könige verhaßt zu machen, und dieses gelingt ihnen so wohl, daß der Löwe ihn umbringt. Die Berathschlagungen, die Rechtfertigungen des Seneßba, die Vorwürfe, die Kellila nach geschehener That seinem Bruder macht, veranlassen ein Gewebe von Fabeln, das dadurch, wenn Sie, M. H. mir das crimen laesae antiquitatis verzeihen wollen, ohngefähr eben so zusammenhängt, wie die Mährchen in des Ovidius Verwandlungen. Eben dieses ist von dem dritten Capitel zu sagen, in welchem Dymne wegen seiner Verläumdung beym Löwen in Ungnade fällt und hingerichtet wird.

Die Geschichte von diesen beyden Thieren endiget sich mit dem 3. Cap. und also kann man nicht füglich das ganze Buch von ihnen benennen. Die folgenden enthalten andere Fabeln, die sich, eben wie das vorige, der indianische König Disles von seinem Weisen, Sendebar, erzählen läßt, wo meistens auch die Fabeln eines jeden Capitels in einen Zusammenhang gebracht sind.

Herr Gellert erwähnet am oben angeführten Orte der Parabeln eines Indianers, Sandaber, die nur noch hebräisch vorhanden seyn sollten, und die er nicht gesehen hat. Ohnstreitig sind es diese Fabeln Sendebars. Ich mache diese Erinnerung mit dem litterarischen Vergnügen, mit welchem ein Freytag etwas bey einem Clement verbessert.

Ich sehe nicht, daß es lehrreich seyn würde, die Ueberschriften der 17 Capitel, wie ich sonst leichte thun könnte, abzuschreiben, weil sie den Inhalt und die Sittenlehre nur kürzlich anzeigen. Z. E. Das ander capitel sagt von dem lewen vnd dem ochsen, vnd sagt vō betrüglicher furführung. Es ist vielleicht angenehmer, wenn ich von dem Vortrage selbst einige Proben gebe, wobey ich aber mir und dem Setzer nicht so viel Mühe mehr mit der alten Rechtschreibung machen will.

Im 10. Cap. wird die Geschichte eines Königes erzählet, der im Zorn seine Gemahlinn helebat einem seiner Räthe billero zu tödten befohlen hatte. Billero ließ die Königinn leben: Ich weiß, M. H. diese Nachricht wird Ihnen aus zwo Ursachen von ganzen Herzen erfreulich seyn; einmal aus allgemeiner Menschenliebe, und denn aus besondern Mitleiden gegen ein Geschlecht, das man nach dem kleinsten Theile das schöne nennet, ohngefähr, wie man unsers könnte das weise oder das beherzte nennen. Nach einiger Zeit gereuete den König sein Befehl, den er für vollstreckt hielte, und er ward sehr betrübt darüber; Billero tröstet ihn damit, daß er wohl hundert andere Weiber hätte. Er vergleicht ihn mit einem Affen, der mit einer Hand voll Linsen auf einen Baum geklettert war, eine entfallene wieder hohlen wollte, und darüber alle verschüttete. In dem Gespräche, welches der König mit Billero darauf führet, kömmt eine Art von Erzählung der Dinge, die gewisse Eigenschaften mit einander gemein haben, vor, davon man viel besser ausgedachte Proben in den Sprüchwörtern Salomonis findet,

findet, und die mir hier nur deßwegen merkwürdig geschienen hat, weil sie zeiget, daß solches eine orientalische Uebung des Witzes gewesen ist. Der König sprach: sehe ich helebat, so wär in dieser Welt nicht darum ich trauren wöllt, antwurt billero es seind zwey Ding die um nicht traurn sollen, wer alle Tag barmherzigkeit erzeiget hat, und der gesund, sprach der König, ist nicht möglich daß ich helebat mehr gesehen mög, antwurt billero zwen seind die nit seind gesehent, ein Blinder und ein Tauber, denn als der Blind mit den Augen nicht siehet, also mag der Taube das Gut vor den Bösen nicht kiesen, denn es ist geschrieben, der Thor wandelt in der Finsterniß, sprach der König, sehe ich helebat so wäre meine freude groß, da antwort Billero und sprach zwey Dinge sind die sehn, der Augen hat, und der vernünftig ist, u. s. f. Dieses Gespräche währet sechs Folioseiten, und es sieht dem Könige, der zuvor so gähzornig war, gar nicht ähnlich, diesen abgeschmackten Einfällen so lange zuzuhören.

Ueberhaupt kann ich nicht sagen, daß mir die Erfindung oder die Einkleidung dieser Fabeln einen hohen Begriff von der Indianer Witz und Artigkeit im Erzählen beygebracht hätte. Das Buch könnte für einen Naturforscher, der eben nicht die Absicht hätte, seine Sitten daraus zu bessern, lehrreich seyn, wenn sich die Fabeln etwa auf die Eigenschaften morgenländischer Thiere gründeten. Aber der Elephant und das Camel kommen sehr selten vor, und zeigen sich mit keinen ihnen eigenen Kennzeichen; die übrigen Thiere sind uns zulänglich bekannt, und selbst von dem Löwen lernt man nichts daraus, ob er gleich sehr häufig genannt wird.

wird. Die Fabeln sind nämlich durchgehends allzu menschlich, nur die Namen der Thiere werden gebraucht, und ihr Charakter wird im geringsten nicht in Betrachtung gezogen. Sie haben Häuser, sie sammlen Schätze, werden vor Gerichte von ihres gleichen verhöret, verurtheilet, mit Ketten gebunden, in Kerker geschlossen, hingerichtet, kurz, sie nehmen lauter menschliche Handlungen vor; Seitdem sich Seneßba zum Staatsminister gebrüllt hat, ist man nichts ochsenmäßiges mehr von ihm. In den Mährchen, die sie einander erzählen, kommen häufige vor, die von Menschen handeln, und gar nicht mit der Behutsamkeit des Froschmäuslers angebracht sind, wo die Thiere den Menschen nur unter dem Nahmen des Mannthiers und nach Eigenschaften, die Thiere, wenn sie Vernunft besäßen, bemerken würden, kennen. Diese Wahrscheinlichkeit so wohl, als alle übrigen Wahrscheinlichkeiten, gehörte nicht zu den Regeln dieser Fabeldichter; Beurtheilen sie solches selbst aus folgender Erzählung, die ein Adler im 5. Cap. macht: Man sagt, es sey fast ein reicher Kauffmann gewesen, vñ fast alt, vñ d' het ein schöns iunges weyb, vñ ward doch vō ir nit lieb gehaltē, vñ sie wolt ym auch am bedt nit gehorsam sein, vñ wie fast er sie zu im zoch, so zoch sie wider vō ym, auff ein nacht als sie aber bey einand' lagen do kam zu yn ein dieb, vñ die frauw erwacht vō dem gang des diebs, vñ wart sich fürchten, vñ vō forcht schmuckte sye sich hart an den ma biß er auch erwachte, do sprach er wannē kumpt mir diser nüwer Gruß dz du dich mir neher

tust

tuſt dañ vor ye, vñ hort damit dē dieb, vñ mercket dz ſie vō forcht des diebs zu yme geruckt was, vñ ſprach zu dē dieb ich acht mirs für ein groß genad die du mir auff dieſe nacht geton haſt, darumb ich dir mei lebē lang guts ſchuldig bin, das du vrſach biſt das mich mein gemahel vmbfangen hat, nym yetz was dir gefellet vnd ſey dir auß meinem hauß erlaubt zu tragen was du bedarffen biſt.

Wenn Sie ſich etwan nicht vorſtellen können, wie die Schöne ihren Mann liebkoſet, ſo will ich Ihnen das Buch ſchicken, wo ſie dabey nach dem Leben abgebildet iſt. Ich zwar ließe mich ihrentwegen nicht beſtehlen, und wer weiß, wie der Mann den folgenden Tag ſeine Freygebigkeit wird bereuet haben,

Als der Kaufmannsgeiſt in ſeiner Bruſt erwachte.

Gellert.

Die Sittenlehre iſt: es hat maniger hilf funden vō ſeinē feinden vnd wart damit ſein frūndt. Als des alten mannes weyb, die yn lieb gewan do ſie ym feindt was.

Ich muß Ihnen doch noch die letzte Fabel aus dem ganzen Buche erzählen. Sie iſt eben keine von denen, die mir am ſchlechteſten gefallen haben. Eine Taube hatte ihr Neſt auf einem hohen Palmbaume; wenn ſie ihre Jungen mit großer Mühe erzogen hatte, ſo kam allzeit ein Fuchs unten an den Baum und drohete ihr ſo lange, bis ſie ihm dieſelbige gab. Ein Sperling rieth ihr, den Fuchs zu verlachen, und ihm zu ſagen,

wenn

wenn er auch den Baum hinaufsteigen könnte, so wollte sie ihre Jungen auf einen andern tragen. Mit dieser Antwort mußte sich der Fuchs abweisen lassen, und erkundigte sich nur nach dem Rathgeber. Er gieng zu demselbigen, und do er den bey dem wasser fandt, da grüßte er yn tugendlich vnd sprach, lieber nachbaur, wie magst du dich vor dem wind vnd regen enthalten. Machen Sie mir im Vorbeygehen die Anmerkung, daß des Fontenelle Compêre und das alles, was einige deutsche Fabeldichter von des Fontenelle Witze haben, ihr Gevatter, sein Original in diesem lieben Nachbaur haben kann. Und das ist eine deutsche Artigkeit, denn im Lateinischen stehet es nicht, und wird die Fabel da ganz kurz und ohne solchen Auspuß erzählet. Nun in der Fabel fortzufahren, der Sperling berichtet den Fuchs, wenn der Wind von der rechten Seite komme, kehre er sein Haupt auf die linke, komme der Wind von der linken Seite, kehre er auf die rechte. Aber, fragt der Fuchs: Dick kumpt eyn Wetter, das zu allen seiten windt bringet, alsdenn sagt der Sperling, steckte er Haupt und Hals unter die Flügel. Der Fuchs stellet sich, als zweifelte er, daß solches seyn könnte, und bringet den Sperling mit Schmeicheleyen dahin, daß er es ihm zeigt; indem er dieses thut, erzwackt yne der fuchs in sein Klawen vnd sprach, du bist, der ym selbs feindt ist, du kundest der tauben guten rat geben, ir iungen vor mir zu behalten, vnd kündest dir selbs nit raten, vnd fraß yn. vnd damit hat diß buch ein end. Nun folgen die schon angeführten Worte: Hie endet sich ꝛc.

Von

Von der Rechtschreibung und andern äußerlichen Umständen des Druckes können Sie sich zum Theil aus den angeführten Stellen Begriffe machen. Die großen Buchstaben sind nur zu Anfange der Perioden und bey eigenen Namen gebraucht, die selbständigen Nennwörter haben keine. Die einzigen Unterscheidungszeichen sind Commata, und Punkte, und beyde nicht gar zu häufig. Das ů ist durch ein u mit zwey Strichlein angedeutet, ob der Drucker wohl Herrn Popowitsch Grammatik nicht gekannt haben mag. Anfangsbuchstaben sind mit rother Dinte hineingeschrieben, bey neuen Capiteln aber und sonst hie und da in Holz geschnitten, mit Laubwerk gezieret und bunt gemahlet. Durch den nächsten Buchstaben nach einem Anfangsbuchstaben, welcher nächste allemal ein großer ist, auch durch die großen Anfangsbuchstaben der eigenen Namen und Perioden ist zur Zierrath ein rother Strich gemacht. Die Schrift ist sauber und das Papier stark und weiß, daß das Buch seinem Drucker Ehre macht.

Ich will noch einige Wörter anführen, die mir vielleicht anmerkenswehrter geschienen haben, als sie Kennern der deutschen Alterthümer scheinen möchten.

Wollen Sie wissen, was ein Düppel ist? Eine Frau, von der gesagt wird, daß sie dieses gewesen sey, het ain haußdierne bei ir die mit iren leib gelt verdienen solt. (im 2. C.) Ob das die Erklärung ist, kann ich nicht gewiß sagen, denn es ist, so viel ich habe bemerken können, eines von den ἅπαξ λεγομενοις. In der lateinischen Ausgabe stehet hier mulier meretrix. Daraus aber läßt sich des deutschen Wortes

Bedeu-

Bedeutung nicht so zuverlässig bestimmen, als in einer so wichtigen Sache erfodert werden möchte. Denn ich finde in eben dem Capitel **hirsche** durch hircos silvestres gegeben, und **seneßba**, den der Löwe zum **fitztumb** gemacht hatte, ist im lateinischen Secretarius gewesen. **Scharsach** heißt ein Scheermesser. Die letzte Sylbe gehört dem eben das bedeutenden Worte zu, davon die alten Sachsen sollen seyn benennt worden. **Aren** heissen Adler. Glauben Sie wohl, daß mich dieses zu einer Ausschweifung in die Gelehrtengeschichte verleiten wird? Die Benedictiner, denen wir die histoire litteraire de la France zu danken haben, berichten uns, **Alcuin**, der zu **Carl des Großen** Zeiten berühmt war, habe einen Bruder gehabt, den sie **Arnon**, mit dem Zunamen, Aquila nennen. Ist dieses nicht so viel, als: **Schwarzerd** mit dem Zunamen Melanchton? Der Rabe heißt in meinem Fabelbuche allemal **rapp**. Dieser Name ist iezo den Pferden allein geblieben, die man also seit langer Zeit vom Raben und vom Fuchse mag genannt haben.

Das waren ein paar Nutzanwendungen meines Fabelbuches auf die Gelehrtengeschichte und Pferdekenntniß. Ich will noch einige philologische Anmerkungen beybringen: Ein königlicher Prinz heißt ein junger **Künig**, wie diese Benennung der Herr Prof. Gottsched bey Gelegenheit des Königs Tyrol aus Schottland in Goldasts Sammlung alter Dichter, erinnert hat. (in s. gesammleten Reden, 55. S.) Die Wörter **lugen** und **lützel** bedeuten **sehen** und **klein**, wie im Englischen look und little. Die Katze wird nie anders, als **maußhundt** genannt, im Lateinischen muri-

legus.

legus. Nach dieser Sprachähnlichkeit könnten die beyden Kunstrichterpartheyen unserer Zeiten, die eine **Reimhunde**, die andere **Hexameterhunde** heißen. Der **Löwe** wird am Ende des 13. Capitels lebe geschrieben, welches, nebst der Aussprache des b, auch zeiget, daß dieses Wort damals nicht so ausgesprochen worden, daß es sich auf **Treue** reimte. **Zum dickern mal** heißt **ofte**, wie noch im Holländischen dikmaals. Hierbey fällt mir ein gewisser Schriftsteller ein, der durch Bestreitung der Reime, der Philosophie und der Religion hat berühmt werden wollen; Sie werden seinen Namen in meinen Sinngedichten bey Klopstocks Namen finden: Er heißt in dem sogenannten **neologischen Wörterbuche** der **breite**, weil er **breit erzählen** geschrieben hat. Hätte der Verfasser des Wörterbuchs etwas von der holländischen Sprache gewußt, so würde er den aus Bremen vertriebenen, deswegen mit Rechte getadelt haben, weil er Holländisch im Deutschen schreibet, sonst, außerdem, daß das Wort **breit** bey uns in diesem Verstande nicht gebraucht wird, ist ein **breiter Erzähler** nicht lächerlicher, als man einen **fliessenden Dichter** machen kann, wenn man fragen will, was an ihm fließt?

Diesem Aufsatze nun die völlige Gestalt eines Briefes zu geben, brauche ich nur noch hinzuzusetzen: Ich bin ꝛc.

III.

An eben denselben.

Gewiß, Sie thun mir in Ihrem Urtheile über die Tiefsinnigkeit, welche die arme Sünderinn mir verursacht hat, sehr unrecht. Ihr Geschlecht, ihr Alter, ihre Gestalt hatten keinen Einfluß darein, der Ihre Spötterey rechtfertigen könnte. Zur Strafe sollen Sie meine Betrachtungen lesen. Sie bekommen meinen Brief ohnedem des Sonntags - - - -

Ein Mensch erhält am Sonntage die Versicherung, daß er nur noch bis auf den Freytag zu leben habe. Diese Wissenschaft wird mit Rechte für eines von den Dingen gehalten, die den Tod, den die Gerechtigkeit anbefiehlt, am schrecklichsten machen. Indessen sind wir ja alle zum Tode verurtheilet; Doch die Zeit des Todes ist für uns ungewiß. Gut, ich kann die Zahl der Tage - - - der Jahre, spricht die Liebe zum Leben, - - - die ich noch vor mir habe, nicht zählen, wie der arme Sünder die seinigen; Ja; aber so gewiß er seine Tage zählet, so gewiß kann ich meine Jahre auf eine geringe Zahl einschränken, die ich nicht überschreiten werde. Ich will von diesen geringen Zahlen eine große nennen, funfzig; nicht noch einmal so viel, als ich schon verlebt habe. Vielleicht können noch zehne dazu kommen, ein vielleicht, wie dasjenige, das dem armen Sünder Lebensfristung auf dem Rabensteine verspräche. In funfzig Jahren, oder in drey Tagen zu sterben; Warum ist eines schrecklicher, als das andere?

dere? - - - O! in funfzig Jahren, das hat noch lange Zeit. Dieser Gedanke, der ohne Zweifel den meisten Menschen das Schrecken eines Todes, den sie für entfernt halten, verkleinert, verdient vielleicht geprüft zu werden. Etwas für kleiner halten, nur weil es weit ist, das gehört für Kinder, oder für Leute, die aus der Optik nicht gelernt haben, daß entlegene große Sachen klein aussehen.

Worauf kömmt also diese Weite des Todes von mir an? Ich kann noch viel thun, bis ich sterbe, der arme Sünder wenig. Gut; aber was wird das seyn, das ich die Zeit über thun werde? Wird sie nicht vielleicht unter Sorgen der Nahrung, unter Eitelkeiten, wenn ich es aufs gelindeste nennen will, verfliegen, und werde ich nicht vielleicht in den funfzig Jahren kaum so viel gethan haben, zu dem, was nach ihrem Verlaufe gewiß erfolgen muß, fertig zu seyn, als der arme Sünder in seinen drey Tagen thun kann, zum Schlusse derselben fertig zu seyn, wenn seine Bekehrung nicht gänzlich von der Art ist, wie man sie manchmal mit solchen Personen vorzunehmen pflegt, die Wunder der ersten Kirche zum Voraus zu setzen scheinet, und daraus leicht die Folge fließen kann:

— — — Daß, wer zum Tode geht,
Gewephte Worte spricht, von den er nichts versteht,
Haller.

In der That, der Zustand, in dem die meisten Menschen zu leben genöthiget sind, oder genöthiget zu seyn glauben, sollte ihnen den Zustand desjenigen beneidenswerth machen, der einige Tage völlig zur Vorberei-

tung auf eine Veränderung wenden kann, die sie vielleicht antreten, ehe sie daran denken, oder an die sie kaum auf dem Krankenbette einige Tage lang, von Schmerzen, Furcht vor dieser Veränderung, und Hoffnung zu der Wiederaufkunft niedrigern Glücke ängstlich zerstreuet, gedenken.

Warum die Menschen, ein hohes Alter, ein Leben, da man die meisten Ergötzungen des Lebens, matt oder gar nicht empfindet, da man allezeit unnütz und gewöhnlichermaßen zur Last ist, als einen Gegenstand von Wünschen ansehen, weiß ich nicht. Denn das finde ich eben nicht sehr, daß sie bey solchen Wünschen die Absicht haben, die ich für die einzige vernünftige halte: Eine Zeit zu leben, da man durch die Untüchtigkeit zu irdischen Geschäften von ihnen frey wird, da der Reiz der Ergötzungen durch den langen Gebrauch zum Ueberdrusse geworden und für die stumpfen Sinne nun zu schwach ist, da man durch Erfahrung und Widerwärtigkeiten in eine Gemüthsverfassung ist gesetzet worden, die sich mit ernsthaften und selbst traurigen Betrachtungen die Zeit so gern vertreibet, als die Jugend mit schwärmenden Belustigungen, und solchergestalt nach Kaiser Carl des V. Ausdrucke eine Zwischenzeit zwischen Leben und Tode zur Vorbereitung auf den letzten anwenden kann. In andern Absichten einem Alten noch viel Jahre wünschen, heißt einem Knaben, der sich der Gränze der Jünglingsjahre nähert, wünschen, daß er noch lange ein Knabe bleiben möge. Wenigmal dürfte dieser letztere Wunsch wohl aufgenommen werden. Aber wie viel Greiße sind nicht kindischer, als Kinder?

So

So kann der Greis des Lebens satt, oder wenigstens überdrüssig sterben, wenn die Jahre des Verbrechers oft in ihrer Blüthe abgeschnitten werden. Ich gestehe es, dieser Umstand ist etwas betrübtes bey dem Tode des Verbrechers; denn dererjenigen Zahl mag wohl sehr geringe seyn, die sich, um Gewissensbissen zu entgehn, der Strafe mit einer bis ans Ende beharrenden Entschliessung unterwerfen, oder von der zukünftigen Glückseligkeit so lebhafte Begriffe haben, daß sie über solchen die Wünsche, des Lebens länger zu genießen, vergessen sollten. Dieses veranlasset mich, eine Krankheit bey demjenigen als eine Wohlthat anzusehen, der die Jahre der natürlichen Krankheit, des Alters, nicht erreichen soll, weil durch eine Krankheit so wohl, als durch das Alter, die Liebe zum Leben geschwächet wird. Es ist wahr, daß der Kranke diesen Vorzug einer zum Tode etwas willigern Gemüthsverfassung nicht umsonst hat. Selten ist die Feimstätte ein solcher Ort der Quaal, als das Krankenbette gewöhnlichermaßen ist, und bey einer Hinrichtung, die ihrer auserordentlichen Grausamkeit wegen Zuschauer von vielen Meilen her versammlet, wird die Wuth des Schmerzens in keiner von den wenigen Minuten, die er gefühlet, so stark, als sie viele Jahre lang ist, wenn jemand durch Stein, Krebs, Lungensucht, - - - ich brauche nicht mehr solche entsetzliche Namen zu nennen, vom Leben zum Tode gebracht wird. Die Religion mäßiget bey uns die Strenge der Gerechtigkeit. Wir wollen den Verbrecher nicht in Umstände setzen, die ihn zur Verzweifelung verleiten möchten. Aber wäre die Verzweifelung eine natürliche Folge von großen Schmerzen, bey

wie viel Kranken müßte sie nicht statt finden? Doch hierbey ist das der Unterschied, daß die Vorstellungen unserer Seele in der Macht desjenigen stehen, der uns Krankheiten zusendet, und dem Richter nicht unterworfen sind, der nur den Leib tödten kann.

Ich hoffe, wenn sie noch so weit gelesen haben, so werden sie mit dieser Probe meiner Armensünderbetrachtungen zufrieden seyn, und nicht verlangen, daß ich diese traurige Materie erschöpfen soll. Zudem, so geneigt ich bin, dergleichen Betrachtungen bey Gegenständen, die mich rühren, bis zur Wollust des Weinens nachzuhängen, so pflege ich sie doch nicht aufzuschreiben, weil die Gedanken matt werden, wenn sie sich nach dem langsamen Gange der Feder richten sollen. Doch Skeletbetrachtungen können sie leicht noch einmal von mir bekommen, und wenn meine Einbildungskraft mich dabey nicht gnugsam unterstützen wollte, so könnte ich den Gegenstand dazu vor mich setzen. Ich will Ihnen jetzo nur eine herschreiben. Ruysch hatte einem Mägdchengerippe ein Knabenherz an die Hand gebunden, und auf das Postament geschrieben:

Omnia sunt hominum tenui pendentia filo.

So schwach, so wankend ist, was Menschenglücke trägt.

Sie können diesen Spruch wie ein Nachspiel nach einer Tragödie, oder wie einen von der Art derjenigen ansehen, mit denen Seneca seine Briefe an den Lucil zu schliessen pflegt. Ich bin ꝛc.

IIII.

An den Herausgeber der Beluſtigungen. (*)

Mein Herr!

Sie ſchließen aus Ihrem Tagebuche Ueberſetzungen aus. Ich weiß alſo nicht, ob ſie gegenwärtige Streitſchriften einrücken können, da dieſelben in der Grundſprache franzöſiſch ſind. Doch habe ich mir einige Hoffnung dazu gemacht, da die Verfaſſer Deutſche ſind, und ihre eigene Gedanken einander mitgetheilt haben. Die Ueberſetzungen dieſer Briefe werden alſo mit mehrerem Rechte deutſche Originale heißen können, als manches deutſche Buch, das man aus fremden Schriftſtellern urſprünglich deutſch abgeſchrieben hat. Die beygefügten Verſe ſind gleich anfangs deutſch abgefaßt worden. Wir beyde, ich und mein Freund, überlaſſen es Ihrer Willkühr, ob Sie unſere Briefe wollen drucken laſſen. Wie jedweder von uns ſeine Mühe für gnugſam bezahlt hält, wenn der andere ſeinen Aufſatz durchliſt: ſo werden wir uns tröſten können, wenn wir dieſelben gleich nicht gedruckt ſehen. Ich würde indeſſen das meiſte dabey verlieren. Denn meine auf das Ueberſetzen gewandte Arbeit würde umſonſt ſeyn: Daher ich Sie denn mit aller Sehnſucht eines gern beluſtigen wollenden bitte, unſerer Arbeit ein Plätzchen zu gönnen. Ich kann Sie auch verſi-

 chern,

(*) Dieſer Brief nebſt den folgenden fünfen iſt in die Beluſt. des Verſt. und des Witzes, Chriſtmon. 1741. eingerücket worden.

chern, daß die Sachen, die ich Ihnen sende, recht hübsch sind, und mehr, als einem witzigen Kopfe, dem ich sie gewiesen, gefallen haben. Seyn Sie also immer so gut, und rücken dieselben ein.

X.

1. Brief. Germann an X.

Wenn sie noch die Wahrheit lieb haben, so meiden sie den Umgang mit Frauenzimmer, so viel sie können. Sie werden sonst an den unleugbarsten Sätzen zu zweifeln anfangen. Was für ein unerhörter Einfall, ein beherztes Frauenzimmer zu loben! Sie loben eine Misgeburt, mein Herr. Die Ordnung der Natur will, daß das Frauenzimmer still und sittsam sey. Die Herzhaftigkeit gehöret nur für die Mannspersonen. Diesen erlaubet die Beschaffenheit ihres Körpers, tapfer zu seyn. Ein Frauenzimmer mag ein so furchtbares Gesichte machen, als es will, so wird es doch allezeit ohne Bart seyn.

Noch eins, mein Herr. Ich glaube, im Stande zu seyn, ihnen zu beweisen, daß ihr kleines Frauenzimmer, das die Zusammenfügung eines Skelets so aufmerksam untersucht, niemals beherzt gewesen ist. Das Frauenzimmer ist neugierig. Aus Neugierigkeit bekümmern sie sich um die Gelehrsamkeit, oder um Staatssachen. Aus Neugierigkeit geht ihre Heldinn mit Pulver um. Bereden sie sie einmal, daß sie einen Weg nach dem Monde gefunden haben, sie wird wollen mit ihnen reisen. Wissen sie aber nicht, mein Herr, daß die Neugier Evens Ursache an unserm Verderben

gewesen

gewesen ist? Wie lange wollen sie eine Neugierige loben? Leben sie wohl!

2. Brief. X. an Germann.

Bey dem Anfange ihres Briefes dachte ich nicht, daß er sich mit der Mutter aller Lebendigen schließen würde. Haben sie denn keinen ältern Einfall auftreiben können, als daß die neugierige Eva hat herhalten müssen? Wissen sie nicht, daß dasjenige, was sie der Neugier Evens schuld geben, der Gefälligkeit Adams zuzuschreiben ist? Doch davon schweigen sie mit großem Bedachte stille, weil der Vorwurf sie auch treffen könnte:

Was Adam für die Mutter that,
Das thun wir täglich für die Töchter.

Ihr Einfall soll ein Scherz seyn. Allein ich halte dafür, das, was von Evens Neugier zu reden Gelegenheit gegeben hat, soll uns mehr eine Materie zu ernsthaften Betrachtungen, als zu sinnreichen Einfällen, darreichen. Doch wegen der Sprache, in der wir einander schreiben, verzeihe ich es ihnen. Denn ich erinnere mich, daß nach Voltärens Anmerkung die Begebenheit seinen Landsleuten den Stoff zu leichtsinnigen Liederchen darreicht, aus welcher Milton ein erhabenes Heldengedichte gemacht. Wenn sie meiner Chloe dadurch die Herzhaftigkeit abzusprechen suchen, daß sie ihre Handlungen einer bloßen Neugier zuschreiben: So sehen sie nicht, daß sie sich selbst widerstreiten. Alles Frauenzimmer wird eben so handeln müssen; denn alles ist nach ihrem Grundsatze neugierig. Die Neugier kann von unterschiedener Art seyn, werden sie sa-

gen. Ganz gut, das will ich eben haben. Finden sie selbst an der Neugier etwas lobenswürdiges, die sich nur auf neue Moden, oder auf die Thorheiten, die in den Familien einer großen Stadt vorgehen, erstrecket? Gefällt ihnen wohl die Witwe in der Comödie: Das Geheimniß der Freymäurer, deswegen, weil sie so eine große Begierde hat, die verborgenen Einrichtungen dieser Leute zu wissen? Ich glaube nicht. Allein an dem Frauenzimmer, von dem itzo die Rede ist, habe ich eine philosophische Neugier, und solche Handlungen gelobet, die ich auch bey einem Frauenzimmer beherzt nennen kann, ohngeachtet ich wohl weiß, daß eben diese Handlungen einer Mannsperson nicht den Namen eines großen Helden erwerben würden. Doch wie viel Mannspersonen giebt es nicht, die das Herz nicht haben, sich von den Vorurtheilen ihrer Ammen und Wärterinnen zu befreyen, ohngeachtet sie denselben länger entwachsen seyn sollten, als Chloe. Allein ich will ihnen das, was ich sagen will, lieber in Versen sagen. Eine Ode wird vielleicht fähiger seyn, sie von ihrer Meynung abzubringen, als trockne prosaische Schlüsse.

Lob des beherzten Frauenzimmers. (*)

Nie werdet ihr mein Herz gewinnen,
Ihr Augen blöder Schäferinnen,
Daraus die Einfalt furchtsam spielt:
Von Blitzen, wie mit edlen Blicken
Die kühnen Amazonen schicken,
Hat es die Glut allein gefühlt.

Von

(*) Ist in die Musik gesetzt in der neuen Samml. verschied. und auserl. Oden ꝛc. (Leipz. 1749) 14. Ode.

Von Schönheit, die kein Geist beseelet,
Wird scheue Sittsamkeit erwählet,
Die Herzen in das Netz zu ziehn:
Doch muntre Herzen zu besiegen,
Wird sich mit unbelebten Zügen
Ein schönes Bild umsonst bemühn.

Flieht, Zärtlinge, vor einem Wurme;
Seyd voller Angst beym fernsten Sturme,
Von Leichen sinkt in Ohnmacht hin;
Und ohne Witz und ohne Wissen
Ergötzt, allein durch ekles Küssen,
Verwöhnter Männer trägen Sinn.

Doch mich kann Chloe nur erfreuen:
Was feige Männer zitternd scheuen,
Steht ihrer kühnen Neugier blos:
Jetzt wird sie mit verwegnen Händen
Ein klapperndes Gerippe wenden;
Jetzt brennt sie donnernd Pulver los.

Durch Feuer, vom Verstand entzündet,
Durch Reiz, den sie nicht zärtelnd bindet,
Nimmt sie Vernunft und Neigung ein.
Gedoppelt muß man sie verehren;
Im Putze gleichet sie Cytheren,
Gewaffnet wird sie Pallas seyn.

Sie werden doch wohl darüber nicht böse werden, mein Herr, daß ich die verzagten Schönen nicht so hoch halte, als sie thun? Wenn ich das wüßte, so wollte ich ihnen morgen eine Ode zum Lobe der Furchtsamkeit

samkeit aufsetzen. Hat doch Besser in zwo Oden das Lob der blauen und schwarzen Augen besungen. So wird es mir auch endlich gleich viel gelten, ob ich eine stille Blonde, oder eine wilde Brunette besinge.

Siue aliqua est oculus in se deiecta modestos,
Vror et insidiae sunt pudor ille meae.
Siue procax aliqua est, capior, quia rustica non est.
Ovid.

Statt einer Uebersetzung dieser Zeilen will ich ihnen herschreiben, wie Opiz ein paar von seinen Buhlschaften mit so entgegen gesetzten Zügen schildert. Von der ersten saget er:

Die sittsamen Geberden,
Die geile Höflichkeit, der abgeführte Sinn,
Und was mich sonsten hielt, ist alles mit ihr hin.

Die andere malet er so:

Die wilde Flavia mit ihren schwarzen Augen,
Die mir so Mark als Blut aus Bein und Adern saugen.

Sie werden wohl nichts unrechtes daran finden, daß ich ihnen Verse von Opizen vorlege. Ich habe schon mehr als einmal das Vergnügen gehabt, ihnen Aufsätze deutscher Dichter mitzutheilen, die ihren Beyfall erhielten. ꝛc. ꝛc.

3. Brief. Germann an X.

Es ist schon lange, daß ich gerne habe wollen Verse machen. Hier sehen sie meine erste Ode. Unser Herr Melibous hat doch wohl recht, wenn er spricht, es sey

schon

schon ein guter Anfang zu einer Ode, wenn man halb rasend sey. Derjenige, der mir zu dieser nöthigen und nützlichen Eigenschaft eines Odenmachers verholfen hat, sind sie, mein Herr. Ich war den Tag außer mir, da ich ihre zum Nachtheile des stillen und sittsamen Frauenzimmers verfertigten Verse gelesen hatte. Voll Raserey laufe ich, gleich nach dem Essen, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, in den Garten, wo wir so oft vergnügt beysammen gewesen sind. Sie wissen, mein Herr, daß ich diesen Garten niemals ohne Buch besuche, ausgenommen, wenn ich sie draußen erwarte. Aber dießmal ward an kein Buch gedacht. Ein stumpfer Bleystift und ein Blatt Papier waren alles, was ich außer mir nöthig hatte. Da gieng es an ein Schreiben, Ausstreichen und Aendern. Noch einen Versuch von der Art, mein Herr, und ich werde mich aufblasen, wie Cicero. Sie dürfen mich nur wegen dieser Probe ein wenig loben, und nachdem ein wenig rasend machen, so werden sie schöne Oden von mir sehen. Doch zum Henker! wie erfahre ich, ob sie meine Ode loben werden? und worinnen wird ihr Lob bestehen? Wird nicht etwan ein aber dabey seyn? Indessen ist es mir doch noch lieber, wenn sie mich mit einem aber loben, als wenn sie bey unserer ersten Zusammenkunft gar nichts davon sagen sollten. Ich zähle alle Augenblicke nach ihrem Urtheile. Bedenken sie, daß es ein angehender Poet ist, der ihr Urtheil erwartet.

4. Brief. X. an Germann.

Ist denn bey ihnen gar keine Ehrerbiethigkeit gegen die berühmten Namen des Alterthums? Kaum habe

ich

ich sie wegen der Eva bestraft, so spotten sie über den Cicero! Die Redensart: sich wie Cicero aufblasen; kann vielleicht eine Schönheit in der leichtsinnigen Schreibart ausmachen, der sich itzo einige französische Stilisten bedienen, weil sie nicht Geschicklichkeit genug besitzen, ernsthaft zu schreiben. Dieses Förmelchen hat eine Aehnlichkeit mit dem, was uns ein großes Licht unter den deutschen Gelehrten, durch den Titel seines Buchs, Cicero der Windbeutel, hat sagen wollen. Ob ein Deutscher oder ein Franzos diesen Gedanken zuerst gehabt habe, das mögen die Sprachmeister des Scherzes untersuchen. Wer den Cicero kennt, der wird seine Eitelkeit zwar nicht in Zweifel ziehen, aber andere Leute zu nennen wissen, wenn er Muster der Eitelkeit aufführen will. Ist es nicht vernünftiger, an große Männer nur da zu gedenken, wo uns ihre Tugend dazu Gelegenheit giebt; und hat man nicht andere Leute genug, welche man gar nicht würde erwähnen können, wenn es nicht wegen ihrer Thorheiten geschähe? Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich sehr für den Cicero eingenommen bin. Und ich dürfte ihnen bald, den Cicero zu rächen, das boshafte Lob geben, welches Voiture einem seiner Freunde giebt: Sie machen Verse, wie Cicero. Doch da sie wohl wissen, daß Cicero so ein schlechter Poet gewesen ist, so ein großer Redner er war; und da ich durch diesen Ausdruck wider meine eigenen nur angeführten Grundsätze verstoßen würde: So bediene ich mich desselben nicht. Ich könnte es auch nicht mit Rechte thun. Ihre Ode hat so viel Schönheiten an sich, daß man sieht, es sey ihnen an der Ehre des furchtsamen Frauenzimmers recht

viel

viel gelegen, da sie seine Trägheit mit so vielem Feuer vertheidigt haben. Einige Ausdrücke, welche für die Gedanken nicht stark genug sind, versichern mich, ihre Ode sey von jemanden gemacht, der besser zu denken, als zu schreiben weiß, und noch nicht durch lange Uebung die Sprache in seiner Gewalt hat. Wie ich weiß, daß ich sie durch dieses Urtheil von ihrer ersten Ode nicht beleidige, so nehme ich mir die Freyheit, ihnen dieselbe so zu übersenden, wie ich eine und andere Stelle darinnen wünschte geändert zu haben. Ich habe nur ihre Gedanken in andere Verse übersetzt, und ich mache mir mehr Ehre daraus, auf diese Art ein Uebersetzer von einem Landsmanne, als von einem fremden Dichter zu seyn. Werde ich durch diese Mühe, daß ich eine zum Lobe des stillen Frauenzimmers gemachte Ode gebessert, nicht dasjenige einigermaßen aussöhnen, was ich mit meiner Ode verschuldet habe?

Wenn etwa ein Gartenarbeiter sie bey Verfertigung ihres Gedichts gesehen hat, so zweifele ich nicht, er wird sich so sehr gewundert haben, als Boileaus Gärtner, da selbiger einmal seinen Herrn in poetischen Entzückungen erblickte. Doch, mein Herr, wie haben sie wohl die Musen in diese schöne Wüsteney rufen können, wo alles von Fröschen wimmelt, und wo der Tabacksrauch nicht zureicht, vor den Mücken Sicherheit zu geben, so daß es fast nöthig wäre, zur Vertreibung dieses Ungeziefers, wie in Lappland, ein Feuer von grünem Holze zu machen? Wahrhaftig! ihre Muse muß kein furchtsam noch zärtliches Frauenzimmer seyn; denn sie wissen, wie sehr dergleichen Frauenzimmer die Geburtswiese ihrer Verse flieht. Allein, warum

haben

haben sie denn einen stumpfen Bleystift und keinen spitzigen genommen? Ich sehe wohl, daß sie mit der Geräthschaft eines spazieren gehenden Poeten noch nicht recht versorgt sind. Dazu gehöret nicht nur ein Blatt Papier und ein stumpfer Bleystift, sondern auch ein Federmesser, denselben zu schärfen. Ueberdieß ist es sehr vortheilhaft, einen Pappendeckel im Busen bey sich zu tragen, in welchem man allerley poetische gedruckte und ungedruckte Kleinigkeiten verwahret. Und das Beste müssen sie nicht vergessen; das sind einige Kartenblätter, von denen eine Seite weiß ist. Darauf kann man seine Gedanken am allerbesten entwerfen, und sie machen selbst bisweilen eine Schönheit des Einfalles aus. Wie artig würde es nicht gelassen haben, wenn sié ihre Ode auf die Cörndame geschrieben hätten, dadurch anzudeuten, daß nur die verzagten Schönen Herzenköniginnen wären. Doch es ist schade, daß sich dieser Einfall nicht ins Deutsche übersetzen läßt. Denn es würde blutschlecht sehen, wenn sie sich, statt der Cörndame, des rothen Obers bedienen wollten.

Ach daß sie doch nicht so leicht böse zu machen sind, wie Herr Melibous. Wie viel Vortheil würde die deutsche Dichtkunst davon haben, daß ich sie fein oft böse machte, wenn ihr Zorn lauter solche Oden zur Wirkung hat? Jetzo wünsche ich ihnen zur Vergeltung nichts mehr, als daß die Schöne, welche sie dereinst wählen werden, gleich nach der Hochzeit so furchtsam werde, daß sie keine Nacht allein schlafen wolle.

Ode. (*)

Soll ich noch einst ein Herz gewinnen:
So wähl ich aus den Schäferinnen,
Die sittsam, still und artig sind.
Sucht, Helden, euch nur Amazonen;
Die Schäfer, die im Stillen wohnen,
Ergötzet nur ein stilles Kind.

Wenn Wolf und Bär die Heerde schrecken:
Wird Mops und Phylax sie bedecken;
Man braucht der Chloris Kühnheit nicht.
Braucht Chloris Muth für wilde Thiere;
Was machte Phylax im Reviere,
Dem weder Muth noch Kraft gebricht?

Die Schäferinnen zu beleben,
Muß nur die Liebe Feuer geben,
Die lehrt sie muntre Sittsamkeit.
Von Flammen, die für Chloris lodern,
Kann Chloris keine Dauer fodern;
Sie gleichen ihr an Flüchtigkeit.

Du wirst mich, Chloris, nicht erfreuen;
Mehr werd ich deine Frechheit scheuen;
Die Liebe fordert keine Wuth.
Du magst mit Jägern deines gleichen
Nach Wilde durch die Wälder streichen;
Mein Hüttchen scheut des Wildes Blut.

Dein

(*) Neue Samml. 1. Th. 15. Ode.

Dein Auge kann mit frechem Blitzen
Vielleicht ein kaltes Herz erhitzen,
Das nicht von eignem Feuer glimmt.
Doch Schäfer, die die Ruhe lieben,
Empfinden Lust bey stillen Trieben;
Die ist der Frechheit nicht bestimmt.

5. Brief. X. an Germann.

Als ich vor einigen Tagen unter den Linden spazieren gieng, so gerieth ich auf die Einfälle, die sie in nachstehender Ode ausgedrückt sehen. Ich habe die Verse an einen meiner Freunde gerichtet; ihnen aber übersende solche, weil sie mir mit unsern Streitschriften über das beherzte Frauenzimmer einige Verbindung zu haben scheinen. Wer die Heldinnen meiner Ode sind, das werden sie leicht erachten. Aber werden sie auch wohl darüber böse werden, daß ich etwas an denselben gelobt habe? Wie glücklich wäre ich, wenn ihr dadurch erregter Zorn und die Erinnerung, daß sie Germann heißen, eine neue Ode wider die meinige hervorbrächten!

Ode.

In die schön gewesnen Gänge
Eil ich, da des Herbstes Strenge
Ihnen Schmuck und Anmuth raubt.
Einsam will ich bey den Linden
Ungestörte Stille finden,
Die der Sommer nicht erlaubt.

Durch

Durch gehäufter Blätter Leichen
Fährt der Wind mit scharfem Streichen;
Schneidend dringt er in die Haut,
Tödtlich wird er die verletzen,
Die, den Fuß vors Thor zu setzen,
Sich von deutschen Schönen traut.

Fremde konnt er noch vergnügen,
Die man an den fremden Zügen,
Und nicht deutschem Feuer kennt.
Mir gefiel ihr muntres Wesen;
Freund, nachdem du dieß gelesen,
Werd ich wohl noch Deutsch genennt?

Indem ich mein Schreiben an sie fortschicken will, erhalte ich von meinem Freunde folgende Zeilen, welche sie haben müssen, wenigstens die Sammlung vollständig zu machen:

Preiß die Franzen nicht allein;
Lob auch Welsche, lob auch Britten;
Lobst du Tugend, Witz und Sitten,
Traun, du sollst ein Deutscher seyn.

Martin Billig. (*)

(*) M. Pitschel.

V.

Nachricht für ein Frauenzimmer (*), von einigen Arten von Gedichten.

Mademoiselle.

In der That, Sie hatten sehr unrecht, daß Sie am Sonntage so empfindlich darüber wurden, als ich mich nicht gleich hinsetzen, und sie belehren wollte, was sapphische Oden, anakreontische Oden, Schäfergedichte, Satiren, u. d. g. mehr eigentlich wären. Die Untersuchung von der eigentlichen Beschaffenheit aller dieser wichtigen Sachen, hat den größten Gelehrten viel Kopfbrechens gemacht, und sie wollten es so bey Gelegenheit, bey einem Glase Franzwein und einer Schale Confect mit einnehmen? Weil Sie aber doch immer haben wollen, daß ich Ihnen schreiben soll: so will ich Ihnen einige schriftliche Nachricht davon aufsetzen. Wenn Ihnen dieselbige zu kurz oder zu undeutlich vorkömmt, so dürfen Sie nur befehlen, wenn ich Ihnen ein Collegium darüber lesen soll.

Die Ordnung, nach der ich die Materien in meinem Briefe setzen werde, wird chronologisch seyn. Ich meyne, ich werde sie so abhandeln, wie mir eine nach der andern einfällt. Und weil ich an Sie schreibe, so kömmt mir zuerst die Satire in die Gedanken, weil das Frauenzimmer, das so viel Witz und Leichtfertigkeit

(*) Dasjenige, an welches zwo unter den Elegien gerichtet sind.

keit besitzt, als Sie, in demjenigen, was den Inhalt der Satire eigentlich ausmacht, große Meisterinnen sind. Seitdem ich die Ehre genossen habe, mit Ihnen umzugehen, habe ich so viel satirische Einfälle von Ihnen gehöret, daß ich wette, wenn ein Poet sie in Verse brächte, und ein Buchhändler sie drucken ließe, so könnte der erste ein ehrlich Stücke Brod davon haben, und der andere ein ziemliches Geld daran verdienen. Doch ich muß dabey etwas zum voraus setzen, das schwerlich seyn möchte, nämlich, daß diese Einfälle von den Reimen des Poeten so viel Annehmlichkeit erhielten, als von Ihren Lippen. Wenn Sie hieraus noch nicht einsehen, was eine Satire ist, so erzählen Sie mir nur einmal einen Besuch von der Jungfer - - - -, die zu allen Worten schwört, wenn sich gleich noch niemand die Mühe genommen hat, an dem, was sie saget, zu zweifeln, oder eine Unterredung mit dem Frauenzimmer, das von vier bis sieben Uhr hintereinander Hauben, Flor, Spitzen und Bänder weiset, oder einen Spaziergang mit Fiekchen und ihrem eifersüchtigen Liebhaber, u. d. g. Wenn Sie mit Ihrer Erzählung fertig sind, so will ich Sie erinnern, daß Sie eine Satire gemacht haben. Doch kann ich Ihnen nicht verhalten, daß es noch eine andere Art von Satiren giebt, die etwas ernsthafter aussieht. Sie werden von Poeten verfertigt, die z. E. böse darüber sind, daß ein Reicher auf sein Vermögen stolz thut, und sie nicht auch so stolz thun können; oder die sich darüber ärgern, daß andere eine Menge von Ergötzungen genießen, dazu sie sich die Lust müssen vergehen lassen. Diese Satiren haben, wegen ihres

melancholischen Ausdruckes, einige Aehnlichkeit mit meinen Klagen über Ihre Grausamkeit, und die Aehnlichkeit geht noch weiter; denn die Leute ändern sich ordentlich wegen dieser Satiren so wenig, als Sie sich wegen meiner Klagen ändern.

Von den Oden hätte ich bald Lust, Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß es Gedichte sind, da die Verse nicht, wie sonst ordentlich, eine Querhand, sondern nur drey Querfinger lang sind. In der That dürfen Sie nichts weiter zu einer Ode verlangen, wenn Sie nicht eine große Anzahl von Gedichten, die in Form einer Ode gedruckt sind, und darüber wohl noch mit großen Buchstaben ODE stehet, von der Zahl der Oden ausschließen wollen. Ich kann Ihnen indessen nicht verhalten, daß es gewisse eigensinnige Leute giebt, die zu einer Ode vielmehr verlangen. Sie fordern eine Menge neuer und unerwarteter Gedanken, und einen feurigen und verwegenen Ausdruck: Nicht, als ob diese Dinge nicht ein jedwedes Gedicht zierten; sie sollen nur bey der Ode in größerer Stärke vorhanden seyn. Ein jedes Gedicht soll einem muntern Frauenzimmer gleichen: die Ode aber einem muntern Frauenzimmer, das ein Glas Wein getrunken hat. Es soll in der Ode ein besonderer Affect herrschen, er mag nun seyn, von was für einer Art er will, und man hat geglaubt, daß derselbe sich am besten in kürzeren Zeilen, die in gewisse Absätze oder Strophen eingetheilt sind, ausdrücken lasse. Alles ist also fähig, Oden bey einem Dichter hervorzubringen, was ihn in einen Affect setzen kann. Sie begreifen hieraus leichtlich, warum die meisten Oden von Wein und von der Liebe handeln.

Der

Der Affect muß aber nicht zur Unsinnigkeit getrieben werden; sonst findet meine vorige Vergleichung der Ode nicht mehr statt, sondern sie wird einem Weibsbilde ähnlich, das zu viel Brantewein zu sich genommen hat. Wenn aber bey einem Verse, der eine Ode werden soll, die vernünftigen Gedanken so sparsam, und die Ausdrückungen so gemein und niedrig sind, als in manchen Coffeegesellschaften oder Tobackscollegiis; so verwandelt sich die Ode in ein schönes neues weltliches Lied, das allenfalls gut genug ist, vom Frauenzimmer, das so viel Geschmack hat, als ihre beyden Freundinnen, denen ich zu frey bin, gesungen zu werden.

Doch Sie haben insbesondere von mir wissen wollen, was anakreontische und sapphische Oden für Dinger sind. Ich muß Sie also berichten, daß vor Zeiten in einem gewissen Lande, das Griechenland heißt, (Sie werden es wohl auf der Erdkugel gesehen haben, als Sie dieselbige neulichst von mir bey sich hatten) ein alter junger Herr, mit Namen Anakreon, gelebt hat, dessen Beschäftigung bis in sein graues Alter weiter nichts gewesen ist, als zu trinken und zu küssen. Und diese wichtigen Beschäftigungen sind der Inhalt einer Menge von Oden, die er uns hinterlassen hat, und die unsere Dichter nachahmen. Ein ungezwungenes und artiges Spielwerk macht das Wesen dieser Oden aus. Sie sind, es mit zweyen Worten zu sagen, poetische Tändeleyen; und Sie müssen wissen, daß eine poetische Tändeley eine sehr große Tändeley ist; denn selbst das ernsthafte in der Poesie ist allemal ein Bißchen getändelt. Dieses sage ich Ihnen deswegen zur Nachricht, daß Sie sich nicht gar zu viel darauf

zu gute thun, wenn Ihnen jemand eine Liebeserklärung in einer anakreontischen Ode brächte: Sie können sich darauf verlassen, daß es alsdann nicht sein Ernst ist. Ich kann dieses mit desto mehrerer Gewißheit sagen, weil es mir von einem guten Freunde ist versichert worden, der in anakreontischen Oden so wie in vielen andern Arten von Gedichten, alle deutsche Dichter, meinem Urtheile nach, übertrift, und insbesondere in den anakreontischen Oden einen natürlichen Ausdruck mit dem Wohlklange des Reims und Sylbenmaßes zu verbinden wußte, an statt, daß viele von unsern Dichtern ietzo anfangen, eine etwas artige Prose, die in kurze Zeilen abgetheilt ist, anakreontische Oden zu nennen. Sie werden vermuthlich begierig seyn, meinen Freund kennen zu lernen; aber Sie müssen wissen, daß er ietzt weit von hier ist, sonst hätte ich ihn nicht so gegen Sie gelobt. (*) Kurz, Sie haben eine anakreontische Ode nicht anders zu betrachten, als ein laquirtes Körbchen, das mit ausgeschnittenen Figuren geziert ist: man sieht ihm die Mühe nicht an, die es gekostet hat, und es ist doch endlich ein bloßes Spielwerk. Doch ich muß abbrechen, sonst glauben Sie, ich rede nur deßwegen so von den anakreontischen Oden, weil der arme Vogel um Kopf und Flügel kam, den ich letztens bey Ihnen ausschneiden wollte.

Die sapphischen Oden haben ihren Namen nicht von ihrem Erfinder, sondern von ihrer Erfinderinn. Sappho ist ein griechisches Frauenzimmer gewesen, der man sehr viel Witz und Lebhaftigkeit, nicht allzuviel Schönheit, und noch weniger Tugend zuschreibt.

Ich

(*) Joh. El. Schlegel.

Ich glaube, wenn Chloris so viel Geduld hätte, Verse machen zu lernen: so könnte sie wohl eine Sappho unserer Zeiten werden. Unter den wenigen Stücken, die uns von der griechischen Dichterinn übrig geblieben sind, befinden sich insbesondere ein paar Oden, die nach den Regeln der Poesie betrachtet, zu allen Zeiten ungemeines Lob erhalten haben, ungeachtet man Ihnen vielleicht nicht gleichen Werth beylegen kann, wenn man sie nach den Vorschriften der Sittenlehre beurtheilet. Es ist bloß die Versart, welche die neuern Dichter der Sappho abgelernt haben, und die sie bey viel ernsthaftern Sachen gebrauchen, als Sappho jemals gethan hat.

Ich glaube, daß ich Ihnen genug für die erste Lection in dem Unterrichte, den ich Ihnen geben soll, gesagt habe: und wenn es nicht mehr, oder vielleicht noch nicht einmal so viel ist, als Sie zu wissen verlangen: so ist es doch gewiß mehr, als Sie wissen sollten. Sie behaupteten letztens, eine Mannsperson müßte von dem Putze des Frauenzimmers keine vollständige und gründliche Kenntniß haben. Alles, was Sie uns zu wissen verstatteten, kam darauf an, daß wir es gleichsam nur empfinden sollten, wenn ein Fehler bey dem Putze begangen wäre, ohne sagen zu können, worinnen er eigentlich bestünde: wenn ich also gleiches mit gleichem vergelten wollte, so sollte ich Ihnen auch nicht so viel Nachrichten von der Poesie geben, die in der That nur eine Art vom Putze bey den Mannspersonen ist; und Sie sollten von Rechts wegen eben so ordentliche Begriffe von den verschiedenen Arten der Gedichte haben, als jenes Frauenzimmer von den

Sternen, die ihre Verwunderung über das starke Licht eines Sternes zu entdecken, ausrief: ey, da steht ein rechter Fixstern! Ich bin

Ihr ergebenster

* * *

VI.

An den Verleger.

Da haben Sie endlich, was ich Ihnen noch zu meinen Schriften senden kann, alles auf weiß Papier geschrieben, und keine leeren Plätze von Briefen oder Couverten dazu gebraucht. Diese Hauswirthlichkeit ist doch wirklich nicht so groß, als des Petrarcha seine, der seine Einfälle auf seinen Zipfelpelz schrieb; und so sehr Sie nun auch darüber spotten, so sollen Sie doch wissen, daß es eine Aehnlichkeit ist, die ich mit einem großen Dichter, mit Popen habe. Ich will Ihnen den Beweiß davon gleich mit herschreiben, welches zu Ihrer eigenen Ehre gereichen kann, wenn künftig ein Litterator bey Erzählung dieses Umstandes von Popen sich auf meinen Brief an Sie beruft - - - docente Cl. Kaestnero in epistola ad miscellorum suorum editorem. - - - Im fünften Bande von Swifts und anderer vermischten Schriften (*) auf der 190. S. befindet sich ein Vorschlag an schlechte Dichter, Ihrem Werke Liebhaber zu verschaffen. Sie sollen solche mit einem

(*) Miscellanies by Dr. Swift and others. The fifth Volume, Lond. 1745. 8.

einem breiten Rande drucken lassen und dem Papiersparenden Pope leihen, den sie angenehmer seyn würden, als ein Brief mit einem Couvert; wenn er die Ränder ringsherum angefüllt hätte, könnten Sie Ihr Gelehntes wieder fodern und für Ihr eigen verkaufen. (*) So Papiersparend bin ich doch noch nicht, und ich wollte den Dichtern, die mir ihre Werke leihen wollten, um solche mit meinen Randschriften wieder zu bekommen, lieber rathen, mir ein Exemplar mit dem Bedinge zu schenken, daß ich keine Randglossen dazu machte.

Warum haben Sie denn bey der Sehnsucht nach Wilhelminen 149. S. nicht die Sammlung verschiedener und auserlesener Oden, zu welchen von den berühmtesten Meistern in der Musik eigene Melodien verfertiget worden, Halle 1741. III. Th. 10. Ode, angeführet, wie ich Ihnen gemeldet hatte? Begreifen Sie denn nicht, wieviel einem Dichter daran gelegen ist, seine Leser zu berichten, daß sie seine Verse singen können, wenn sie etwa solche nicht lesen mögen; Denn

(*) Get all your Verses printed fair
Then let them well be dry'd
And Curl must have a Special Care
To leave the Margin wide

Lend these to Papersparing Pope
And when he sits to write
No Letter with an Envelope
Could give him more Delight

When Pope has filld the Margins round
Why, then recall your Loan
Sell them to Curl for fifty Pound
And swear they are your own.

Denn in der That klingt vieles gesungen noch so ziemlich, das unerträglich ist, wenn man es lesen soll.

Haben Sie etwa bey den Oden von dem beherzten und sittsamen Frauenzimmer auch die Stellen aus der neuen Sammlung ꝛc. weggelassen, so bringen Sie solche ja hier noch bey. Ich glaube, Sie haben es Ihren Käufern nicht entdecken wollen, daß diese Sachen schon gedruckt sind; Aber wenn nichts mehr verkauft wird, was schon anderswo gedruckt ist, so werden Sie und ihre Handlungsverwandten alle, sehr viel Waare zurücke behalten.

Nachstehendes wird wohl als ein Postscriptum dieses Briefes müssen angedruckt werden, weil es nicht in die gehörigen Abtheilungen eingerückt werden kann.

I.

Auf das Titelkupfer zum 9. Theile von Brockes irdischem Vergnügen in Gott.

Vom Schönen der Natur wird jeder Sinn entzückt;
Doch mehr noch der Verstand, der Gott darinn erblickt.

II.

De * * *

Sunt pauci, qui me dicunt magnum esse Poetam;
Sed me non vendens bibliopola negat. (*)

(*) *Sunt quidam, qui me dicunt non esse poetam;*
Sed, qui me vendit bibliopola, putat.

MARTIAL.

III.

III.

Auf das Titelkupfer zu einer Tragödie. (*)

Seht hier die mexicaner Schöne,
Die durch die Hand des Bruders fällt:
Vielleicht seht ihr sonst keine Scene
Von Schönaichs Werken vorgestellt.

IIII.

Das Wunderbare, in einer gewissen Tragödie.

Daß er sich tödten will, verkündigt der Barbar,
Und niemand hält ihn auf! Ist das nicht wunderbar?

V.

Beytrag zum neologischen Wörterbuche.

Aus dem Verse:

Der Arm bewegt sich noch, der vormals Lorbern trug.

Den Siegerkranz, der sonst das Haupt gezieret,
Trägt jetzt der Arm; Der Ausdruck scheint mir neu;
Doch Kopf und Arm sind manchmal einerley,
Wenn ohne Kopf der Arm die Feder führet.

(*) Die drey folgenden Sinngedichte sind durch eine Sammlung von Trauerspielen des Freyherrn v. Sch. veranlaßt worden.

VI.

Der Blinde.

Eine Erzählung.

Zween Kenner, die ein Werk von Dürers Kunst erhoben,
Hört einst ein Blinder lachend an;
Wie, sprach er, könnt ihr was so ungemäßigt loben,
Wo ich nichts sanftes fühlen kann?
Erklärt mir das Gewäsch von Zeichnung, Farbe, Schatten,
Wo nicht, so gebt mir zu, daß es nur Grillen sind.
Die Antwort, als sie ihn genug gehöret hatten,
War in drey Worten: Du bist blind.

* *

Das Glück, die Wahrheit zu erfindeu,
Das Glück, das Weise nur empfinden,
Hört man die Thoren öfters schmähn;
Wer kann dafür, daß sie nicht sehn?

2088

Vermiſchte Schriften

von

Abraham Gotthelf Käſtner.

Zweyter Theil.

Altenburg
in der Richteriſchen Buchhandlung 1772.

Dem

Hochgebohrnen Freyherrn

Herrn

Benedix von Bremer

Königlich Großbritannischen

und

Churfürstlich Braunschweigischlüneburgischen

Hochbetrauten

Wirklichen Geheimden Rathe

und ältesten Kammerrathe

Meinem gnädigsten Herrn.

Hochgebohrner Freyherr

Gnädigſter Herr

Daß ein Staatsmann ſich von ſeinen Geſchäften durch Leſung der alten Autoren erholt, das ſcheint vielen Gelehrten Etwas ganz auſerordentliches, und mir iſt es

nichts weiter als was sich sehr leicht erwarten läßt.

Schriftsteller, deren viele, selbst Schicksaale von Republiken lenkten, die alle die Welt kannten, für Höfe und für Nationen schrieben, die können meiner Einsicht nach, dem Gelehrten von Profeßion nicht so lehrreich und unterhaltend seyn, als demjenigen, der mit ihnen selbst, mit denen für welche sie schrieben, mehr Aehnlichkeit hat.

Wenn aber der Gelehrte, so viel der Unterschied der Umstände zuläßt, nach ihnen sich

zu bilden, bemüht gewesen ist, so darf ihn wohl bey seinen Bemühungen der Gedanke anfeuren, auch Leser zu haben wie die ihrigen waren, nicht nur am Range, sondern auch am Geschmacke.

Ich muß gestehen, daß dieser Gedanke in mir sehr lebhaft gewesen ist, wenn ich mir bey manchen Aufsätzen dieser Sammlung vorgestellt habe, daß ich einmal das Ganze Ew. Hochfreyherrl. Excellenz überreichen könnte, und daß ich mir für dasselbe den Beyfall nicht nur des Ministers, son-

dern auch des Freundes vom Horaz wünschen dürfte.

Ich verharre mit tiefſter Devotion

Hochgebohrner Freyherr

Gnädigſter Herr

Ew. Hochfreyherrlichen Excellenz

Göttingen
den 2. May 1772.

unterthänigſtgehorſamſter
Abraham Gotthelf Käſtner.

Erinne-

Erinnerung.

Was man, zu dieſem zweyten Theile vermiſchter Schriften, als den erſten anzuſehen hat, iſt bey eben dem Verleger; 1755 herausgekommen.

Dieſe Nachricht wird deßwegen nicht ganz überflüßig ſeyn, weil ſonſt, fleißige Schriftſteller die zweyten Theile geſchwinder auf die erſten folgen laſſen.

Auch ist mir sehr wahrscheinlich daß mancher Leser gegenwärtiger Sammlung, von jener ältern gar nichts wissen würde, wenn ich ihm nicht hier etwas davon sagte:

Denn in diesen siebenzehn Jahren, habe ich manchen Autor berühmt werden, und schon wieder vergessen gesehen. Göttingen; im May 1772.

Abraham Gotthelf Kästner.

Innhalt.

Innhalt.

Prosaische Aufsätze.

I. Ueber die Lehre der Schöpfung aus Nichts und derselben praktische Wichtigkeit. S. 3

II. Ob die Physik Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit giebt? 16

III. Ueber Tychos de Brahe Wahlspruch. 26

IV. Einladung zu einer öffentlichen Rede des Herrn v. Döring. 34

V. Gesinnungen eines deutschen Gelehrten bey der Erinnerung Sr. Excellenz des wohlseel. Premierministers v. Münchhausen. 42

VI.

VI. Der Erinnerung Sr. Excell. des Wohlseel. Hrn. Cammerpräsidenten von Behr; als Oberältesten der kön. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gewidmet. S. 49
VII. Ueber den Werth der Mathematik, wenn man sie als einen Zeitvertreib betrachtet. 56
VIII. Betrachtungen über Gottscheds Charakter. 76
IX. Ueber die Verbindung der Mathematik und Naturlehre. 87
X. Ueber den Gebrauch des mathematischen Geistes außer der Mathematik. 94
XI. Ueber sinnliche Wahrheit, und Erscheinung. 104
XII. Etwas zum Lobe St. Martins. 115
XIII. Psychologische Anmerkungen über Blinde die ihr Gesicht bekommen haben. 122
XIV. Anmerkungen über einige deutsche Wörter. 125
XV. Ein paar Anmerkungen aus der Heraldik. 133
XVI. Das Steckenpferd. 134
XVII. Exempel zum Steckenpferde. Wie man die Erdfläche für die Sineser abbilden muß. 135
XVIII. Ueber eine Stelle aus Lucas Cranachs Grabschrift. 136

XIX. Das schläfrige Annchen. S. 136
XX. Die Erdschwämme. 137
XXI. Ueber die Vorsichtigkeit der englischen Jurisprudenz. 138
XXII. Beweis daß die Astronomie tolerante Gesinnungen giebt. 139
XXIII. Die verlohrne Schraubenmutter. ebendas.
XXIV. Ueber den Anfang der Interpretation de la nature. 140
XXV. Parallele zwischen dem Sokrates und mir. 141
XXVI. Arithmetische Anmerkung über eine Stelle aus dem Gil Blas de Santillane II. Buch 4. Cap. ebendas.
XXVII. Millionen und Myriaden. 143
XXVIII. Astronomische Anmerkungen über ein paar Verse vom Voltäre. 144
XXIX. Moral aus der Geschichte der Infinitesimalrechnung. 146
XXX. Der Berg im Sturme. 148
XXXI. Vom Stachelschweine. 149
XXXII. Der point d'honneur. 150

XXXIII. Welche Thiere bekleidet ſind? . S. 150
XXXIV. Nutzen des Prügelns. . . 151
XXXV. Die Tonne. . . ebendaſ.
XXXVI. Warum treiben die Gelehrten keine Handwerke? . . . 152
XXXVII. Dichteriſche Heyrathen. . ebendaſ.
XXXVIII. Die Aelſter. . . 153
XXXIX. Ueber ein paar Grabmähler. . 154
XL. Worinnen mag König Alphons des Weiſen Gotteslästerung beſtanden haben. . . 155
XLI. Wieviel ein Ritter im XVI. Jahrhunderte, mit ſeiner Rüſtung gewogen hat. . 160
XLII. Ob Robinſon Cruſoe auch Robinſon I. iſt? 162
XLIII. Ein paar Beyſpiele von Zerſtreuung berühmter Gelehrten. . . 166
XLIV. Die Frage der Frau Magiſterinn. . 168
XLV. Bewunderung eines franzöſiſchen Parlamentsraths. . . . 169

Gedichte.

Gedichte.

I. Apolla und Bellona. Ein Göttergespräch. S. 173
II. An Ihro Durchlauchten dem Prinz Friedrich von Braunschweig-Lüneburg ꝛc. . 177
III. An Ihro Kön. Hoheit Herrn Eduard August Herzog zu York ꝛc. . . 178
IV. An des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Durchl. bey desselben Aufenthalte zu Göttingen. . . . 181
V. Cantate bey der Trauerfeyerlichkeit der Georg Augustus Universität über das Absterben ihres ersten Curators Sr. Excellenz des wohlseel. Premierministers Freyherrn v. Münchhausen. . . . 182
VI. Zwo Elegien. 185. 1) Auf meine seelige Ehegattinn. 189. 2) Abschied aus dem Zimmer, in welchem ich erzogen worden. 193
VII. Auf meinen seel. Vater. . . 197
VIII. An Herrn Hofrath Richter, in Göttingen, beym Tode seiner ersten Ehegattinn. . 199

IX. Drey Erzählungen. 1) Aus der Hölle. S. 200
2) Aus unsrer Welt. Der gebannte Kobolt. Eine Geschichte, die sich zwischen 1759-1762. mehr als einmal zugetragen hat. 202
3) Aus dem Himmel. Rufin, am Himmelsthore. . . 203
X. Als ein Frauenzimmer eine Ode aus dem Horaz sang. . . . 204
XI. Die Tochter. Ein Lied. . . 207
XII. Auf die deutsche Uebersetzung der neuen Heloise. 209
XIII. Gelehrte Komödien. . . 210
XIV. Von Herrn M. M. . ebendas.
XV. Der Autor der Pücelle. Nach dem Griechischen. . . 211
XVI. Die Diebinn. . . ebendas.
XVII. Nach dem Tode meiner Ehegattinn. . 212
XVIII. Eine mütterliche Warnung. . ebendas.
XIX. Als ein Frauenzimmer Vorstehendes übel aufnahm. . . . 213

XX. Ueber den Gebrauch der Alten, geröſtetes Korn zu opfern. S. 213

XXI. An einen Dichter, der ſich auf blau Papier drucken ließ. 214

XXII. Hr. G. An die Feindinnen eines geſellſchaftlichen Theaters. ebendaſ.

XXIII. Antwort. 215

XXIV. Johann Friedrich, unten auf Erden genannt von Cronegk, an den Sterblichen Gotter. 216

XXV. Die Geſchäfte des Teufels. 217

XXVI. Die Dames. ebendaſ.

XXVII. Die Chapeaux. 218

XXVIII. Critik hierüber, die an einem Hofe wirklich gemacht worden. ebendaſ.

XXIX. Der Mahler. 219

XXX. An Amalchen in Caſſel. ebendaſ.

XXXI. An die Sammler des Muſenalman. 1770. 220

XXXII. Antwort eines der Sammler. ebendaſ.

XXXIII. Gegenantwort. 221

XXXIV. Die vier Weltalter. . . S. 221
XXXV. Auf einen irrenden Marquis. . 222
XXXVI. Schuld und Unschuld. . ebendas.
XXXVII. An die Feinde eines Kunstrichters. . 223
XXXVIII. Der Candidat. . ebendas.
XXXIX. An Leßings jungen Gelehrten. . 224
XL. Der Compilator. . . ebendas.
XLI. Gellerts hinterlassene Werke. . 225
XLII. An Herrn Canonikus Jacobi bey dessen Reise durch Göttingen. . . ebendas.
XLIII. Leibnitz. . . . 226
XLIV. Auf K. Gustaph Ad. Todt bey Lützen. ebendas.
XLV. In ein Stammbuch. . . 227
XLVI. Ueber ein Gedicht der Frau Karschinn. 228
XLVII. Nachahmung einer bekannten Stelle Virgils. . . ebendas.
XLVIII. Deutschlands gerettete Ehre. . 229
XLIX. Soldatenkrankheiten. . . 230
L. Der französische Fuß. . ebendas.

LI. Auf eine Predigt von der Liebe Gottes. S. 231
LII. An einen Freund. 232
LIII. Auf eine Einladung zu Anhörung einer Rede. 232
LIV. Auf eine gedruckte Rede, die ich einigen Bekannten zum Lesen überschickte. 233
LV. Verwandlungen. ebendas.
LVI. Antwort. 234
LVII. Aus dem Musenalmanache 1771. 138. S. Das Gespenst. ebendas.
LVIII. Wahre Ursache von des Mägdchens Flucht. 235
LIX. Lange Weile im Himmel. ebendas.
LX. Wie man den Properz gefunden hat. 236
LXI. Die Besoldungen. ebendas.
LXII. Ordnung der Weinbouteillen in meinen Keller. 237
LXIII. Das Münzregal. ebendas.
LXIV. Ermunternde Kraft des Caffees. 238
LXV. Auf einen Kupferstich. Vulcan freuet sich über der Minerva Bildsäule, die er gemacht hat. ebendas.

LXVI. Claus Narr und die Gänschen. S. 239
LXVII. Zwischen einem Reisenden und einem Bauer, auf einer Reise von G. nach L. 1756. 240
LXVIII. Auf jemanden der zu früh todt gesagt ward. ebendas.
LXIX. Drey deutsche Heldengedichte. 241
LXX. An jemanden, der die Abbildung eines Frauenzimmers nach ** zum Ansehen schickte. ebend.
LXXI. Der von einem Buchhändler bezahlte Kuß. 242
LXXII. Ueber ein musikalisches Vorspiel. ebendas.
LXXIII. Das Fernglas. 243
LXXIV. An Hr. G. ebendas.
LXXV. An Herr Prof. Diez über die Namen seines Sohnes. 244
LXXVI. An Mademoiselle R. S. D. 245
LXXVII. An die Charten. 246
LXXVIII. An den Herrn v. Gerstenberg. 247
LXXIX. Auf einen Kunstrichter der in meinen Sinngedichten ängstlich gesuchten Witz sieht. ebend.

LXXX. Auf Herr Sam. Gotthold Langens Ausgabe, an ihn geschriebener Briefe. S. 248

LXXXI. An die Fr. Hofr. Heyninn, als Sie in einem Concerte von mir sogleich ein Sinngedicht verlangte. 249

LXXXII. Zweymal eilf Uhr. ebendas.

LXXXIII. Ein Grund, in die Kirche zu gehen. An Hr. Prof. . . . 250

LXXXIV. Die poetische Krönung. ebendas.

LXXXV. Christ und Antichrist. 251

LXXXVI. Hochzeitgedichte auf einen Gelehrten. 252

LXXXVII. Deßgleichen. ebendas.

LXXXVIII. Die Kinderzucht. ebendas.

LXXXIX. Auf Rabnern. 253

XC. An Rabnern. ebendas.

XCI. Nach dem Schwedischen des Herrn Grafen Gustav Friedrich Gyllenborg. Rangordnung der Freunde. 254

XCII. Ueber einige Verse des Brebeuf vom dem Volke, das die Schreibekunst erfunden haben soll. 255

XCIII. Bey Zerstörung der französischen Lünetten vor Göttingen. . . . S. 256
XCIV. Der Baron. . . . 257
XCV. Die Zimmertaxe in Göttingen. . 258
XCVI. An meine Handlaterne. . . 259
XCVII. Grabschrift einiger Steine. . 260
XCVIII. Das Lob. . . . 262
XCIX. Die alternden Dichter. . ebendas.
C. Zu Ausfüllung des Platzes. . . . 263
CI. Ueber den Eintritt der Venus in die Sonne den 3. Jun. 1769. Für einen Horizont in Deutschland. . . ebendas.
CII. Ueber St. Evremonds Gedanken, Aeneas habe sich besser geschickt einen Mönchsorden, als ein Reich zu stiften. . . 264
CIII. Uebersetzung in Verse einer Stelle aus Hübners poetischen Handbuche. . . 265
CIV. Auf Herrn Basedow. . ebendas.
CV. Auf eine Degenklinge. . . 266
CVI. Was Hippokrene auf Deutsch heißt. ebendas.

CVII. Auch davon. . . S. 267
CVIII. Der tapfre Töffel. . ebendaſ.
CIX. An jemanden der einen jungen Herrn nach Frankreich und Engelland als Dollmetſcher begleitete. . . 268
CX. Auf einen Bibelüberſetzer. . ebendaſ.
CXI. Reiſende Deutſche. . . 269
CXII. Ueber Leßings Buch wie die Alten den Todt gebildet. . . ebendaſ.
CXIII. Zweyerley Zeitrechnung. Aus dem Spaniſchen. . . . 270
CXIV. Rußiſche Ehrennamen. . 271
CXV. Auf einer Schreibetafel. In der Hand meines Bildes. . . ebendaſ.
CXVI. An Herrn Dyk. Ueber das Kupfer vor der Bibl. der ſchön. Wiſſ. 1. B. 1. St. 272
CXVII. Abaris. . . ebendaſ.
CXVIII. In ein Exemplar meiner vermiſchten Schriften. 274

I. Viſurgis et Sala de pugna ad Rosbacum. - p. 275
II. Statua a militibus, obſidione Dreſdenſi cedentibus, commiſſuta, loquitur. - *ibid.*
III. Sur une Dame à laquelle un officier des mineurs réprochoit Son commerce avec des officiers d'artillerie. - - 276
IV. Friderico Platnero I. V. D. - *ibid.*
V. De Othone aereo. - - 277
VI. Priapus nomen ſuum male pronunciantibus minatur. - - - *ibid.*
VII. Ex Ouidio. - - - *ibid.*
VIII. Ex Horatio. - - - 278

Proſaiſche

Prosaische Aufsätze.

I.

Ueber die Lehre der Schöpfung aus Nichts und derselben praktische Wichtigkeit.

In der deutschen Gesellschaft den 24. März 1770. vorgelesen.

Etwas Neues machen, heißt bey uns, Dinge, die schon da waren, in eine Verbindung bringen, in der sie sich noch nicht befanden. Nur diese Verbindung rührt von uns her; es mag nun Zusammensetzung seyn, wie des Uhrmachers Kunstwerke, oder Mischung, wie des Chymisten Mittelsalze. Also begreift man aus der Beschäftigung des Uhrmachers, des Chymisten, nur wie die Verbindung entstanden ist, nicht wie die Sachen entstanden sind, die verbunden wurden. Von Demjenigen aber, den wir als den Urheber und Beherrscher

herrſcher der Welt betrachten, nur in eben der Bedeutung zu ſagen, Er habe die Welt gemacht; Ihm eine ſelbſtändige Materie an die Seite zu ſetzen, eigentlich zweyerley Götter zu glauben, einen Denkenden, und einen unermeßlichen Klumpen gedankenloſer, die ſich von dem Denkenden, wie er will, handthieren laſſen, ob er gleich zu ihrem Daſeyn nichts beygetragen hatte, daß dieſes eben nicht anſtändig iſt, das dächte ich würde bey einer mäßigen Aufmerkſamkeit ziemlich deutlich (*).

Weiteres

(*) Ich rede hier nur davon, wenn die Materie ſelbſtändig angenommen wird. Diejenigen müßten auf eine andere Art beſtritten werden, die glaubten, die Materie könne von Ewigkeit her von Gott erſchaffen ſeyn, und eben ſo die, welche die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte nicht von der Schöpfung aus Nichts, ſondern von der Bildung der jetzigen Welt erklären. Die letztern hat Bilfinger dilue. philoſ. §. 185. etwas zu nahe zu den Vertheidigern einer ewigen Mate.ie, und ſelbſt dem Epicur geſetzt, indeſſen ihnen doch nicht gleiche Irrthümer Schuld gegeben. Der Hr. v. Mosheim aber geht zu weit, wenn er in ſeiner Ueberſ. von Cudworths Syſtem. intellectual. 212. S. 8. Not. ſagt: Thomas Burnet habe die Schöpfung aus Nichts geläugnet. In der Stelle, die v. M. anführt, Archaeol. philoſ. Lib. II. c. 9. p. 520. redet B. von der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte. Es ſteht aber vor B. Archäologien: Ad virum clariſſ. A. B. epiſtola, wo B. die Schöpfung aus Nichts, und, daß kein Geſchöpf von Ewigkeit ſeyn könne, ausdrücklich bekennt. Ich nenne die Theile der Materie Götter, wenn ſie ſelbſtändig ſind. Ich kann mich leicht-rechtfertigen, wenn jemand dieſes blos für einen lebhaften Ausdruck halten wollte, der mehr witzig, als gründlich wäre. Wer den Namen Gott nennet, er ſey Chriſt, Philoſoph, oder Götzendiener, der verbindet damit den Begriff der Macht. Mehr Gewalt

als

Weiteres Nachdenken lehrt mich, daß eine ungebildete Materie eine Täuschung der Einbildungskraft ist, so was, wie der große viereckichte schwarze Fleck, den Robert Fludd mahlt, und an alle vier Seiten schreibt: Et sic in infinitum (*), als wenn ein Ding, das von vier Rändern begränzt wird, sich ohne Ende erstrecken könnte?

Was ist, das ist ein einzelnes Wesen, mit allen den Bestimmungen, wodurch es sich, jeden Augenblick seiner Dauer, von jedem andern Dinge unterscheidet.

In einem Gefäße voll Wasser hat jeder Tropfen ihm eigene Unterschiede von jedem andern. Diese Unterschiede zu bemerken, war uns unnütz, darum sind unsere Sinne nicht eingerichtet, sie zu bemerken, darum ist unser Verstand berechtiget, wenn er über den Druck, über den Ausfluß dieses Wassers denken will, sich alles als einen einförmigen Klumpen vorzustellen. So kann man die Bewegungen eines ganzen Bataillons, als Bewegungen einer einzigen Masse betrachten, man braucht dabey nicht auf jeden einzelnen Krieger zu merken. Dächte man im Ernste vom Bataillon so, wie manche Philosophen und Geometern von der Materie denken, sähe man es als einen

als Menschen haben, das war genug für einen Gott gehalten zu werden. Was einem andern sein Daseyn schuldig ist, das ist wohl dessen Gewalt unterworfen, der es hervor gebracht hat. Und so erkennet gegentheils dasjenige, das keinen Urheber erkennt, gewiß weniger Oberherrschaft, als wir Menschen, wenn wir einen Urheber erkennen. Diejenigen also, für welche die Materie unerschaffen war, konnten ihr, ihrem Sprachgebrauche nach, den Namen Gott nicht versagen.

(*) Historia vtriusque Cosmi Tom. I. p. 26.

Klumpen an, wo ein Theil völlig so, wie der andere ist, was würde der Musketier dazu sagen? daß man ihm sein bestimmtes Daseyn weg abstrahiren, und ihn ins unendliche theilen wollte.

Eine solche erste Materie, die aus lauter gleichen, und ähnlichen Theilen besteht, und die durch Bewegung alle Gestalten annehmen kann, einen Irrthum der scholastischen Philosophie, legte Cartes zum Grunde seiner Physik (*). Seine Welt entsteht, indem diese Theile allerley andere Bewegungen bekamen, als sie zuvor hatten, die gröbsten sich zu Kügelchen abdreheten, zwischen ihnen sich Schräubchen durchwunden, und die abgehenden Spänchen allerley Häkchen gaben. Das war in Cartesens Erdichtung nur deßwegen die erste Welt, die entstand, weil er alle Theilchen der Materie zuvor gleich und ähnlich annahm. Hatte jedes Theilchen schon ihm eigene Bestimmungen, Größe, Gestalt, und Lage, und die mußte es haben, wenn es ein wirklich vorhandenes Ding, kein Abstract des Verstandes, keine Erscheinung der Einbildungskraft, seyn sollte, so machten diese Theilchen zusammen, auch schon eine Welt aus, nur nicht die jetzige. Also giebt es gewiß eine Welt ohne Urheber, wenn Materie ohne Urheber vorhanden ist. Und, wenn ohne Beytritt eines Gottes, irgend eine Welt seyn kann, warum kann es nicht auch die gegenwärtige seyn? Denn, daß Er nöthig war, die gegenwärtige aus einem Chaos zu ordnen, das ist wieder nichts weniger, als ein philosophischer Gedanke. Der Philosoph sieht keinen Grund, warum vor der jetzigen Ordnung Unordnung

(*) Princip. Philos. P. III. 47. seq.

ordnung hätte seyn müssen. Nur der Dichter bildet sich ein, wie es aussähe, wenn in der gegenwärtigen Welt alles untereinander geworfen würde, nennt das Chaos, läßt da die Elemente mit einander streiten, und den Zwist durch einen Gott, und eine bessere Natur endigen.

Folglich haben diejenigen nicht recht zusammen hängend gedacht, die einen Gott verehret haben, der die Welt gemacht hätte, aber die Materie nicht. Und so haben doch die größten Geister des Alterthums gedacht (*).

Bey einem so deutlichen Schlusse, als der erste ist: daß die Welt entweder selbständig ist, oder daß sie von dem selbständigen Wesen nicht nur ihre Ordnung, sondern auch ihr Daseyn hat; bey demselben ist es gewiß kein Einwurf, daß wir begreifen, auf was für Art das Mögliche durch den Willen Gottes wirklich wird. Denn diese Begebenheit ist von Allem, was wir durch die Erfahrung haben kennen lernen, unendlich unterschieden, und die Erfahrung versichert uns von viel Begebenheiten, bey denen wir die Art, wie sie zugehen, nicht begreifen.

Lehren, denen ich allgemeinen Beyfall wünsche, vermenge ich nicht gern mit Sätzen, die unrecht verstanden und deßwegen bestritten werden, so richtig mir auch diese Sätze scheinen. Ich will also nur kurz anzeigen, daß niemand selbständige Materie glauben wird, der die Materie für eine Erscheinung hält, die uns Mengen

(*) Moshem. dissertatio: num philosophorum a vera religione auersorum aliquis, mundum a Deo ex nihilo creatum esse, docuerit. In eius versione Systematis Radulphi Cudworth p. 957.

Klumpen an, wo ein Theil völlig so, wie der andere ist, was würde der Musketier dazu sagen? daß man ihm sein bestimmtes Daseyn weg abstrahiren, und ihn ins unendliche theilen wollte.

Eine solche erste Materie, die aus lauter gleichen, und ähnlichen Theilen besteht, und die durch Bewegung alle Gestalten annehmen kann, einen Irrthum der scholastischen Philosophie, legte Cartes zum Grunde seiner Physik (*). Seine Welt entsteht, indem diese Theile allerley andere Bewegungen bekamen, als sie zuvor hatten, die gröbsten sich zu Kügelchen abdreheten, zwischen ihnen sich Schräubchen durchwunden, und die abgehenden Spänchen allerley Häkchen gaben. Das war in Cartesens Erdichtung nur deßwegen die erste Welt, die entstand, weil er alle Theilchen der Materie zuvor gleich und ähnlich annahm. Hatte jedes Theilchen schon ihm eigene Bestimmungen, Größe, Gestalt, und Lage, und die mußte es haben, wenn es ein wirklich vorhandenes Ding, kein Abstract des Verstandes, keine Erscheinung der Einbildungskraft, seyn sollte, so machten diese Theilchen zusammen, auch schon eine Welt aus, nur nicht die jetzige. Also giebt es gewiß eine Welt ohne Urheber, wenn Materie ohne Urheber vorhanden ist. Und, wenn ohne Beytritt eines Gottes, irgend eine Welt seyn kann, warum kann es nicht auch die gegenwärtige seyn? Denn, daß Er nöthig war, die gegenwärtige aus einem Chaos zu ordnen, das ist wieder nichts weniger, als ein philosophischer Gedanke. Der Philosoph sieht keinen Grund, warum vor der jetzigen Ordnung Unordnung

(*) Princip. Philos. P. III. 47. seq.

ordnung hätte seyn müssen. Nur der Dichter bildet sich ein, wie es aussähe, wenn in der gegenwärtigen Welt alles untereinander geworfen würde, nennt das Chaos, läßt da die Elemente mit einander streiten, und den Zwist durch einen Gott, und eine bessere Natur endigen.

Folglich haben diejenigen nicht recht zusammen hängend gedacht, die einen Gott verehret haben, der die Welt gemacht hätte, aber die Materie nicht. Und so haben doch die größten Geister des Alterthums gedacht (*).

Bey einem so deutlichen Schlusse, als der erste ist: daß die Welt entweder selbständig ist, oder daß sie von dem selbständigen Wesen nicht nur ihre Ordnung, sondern auch ihr Daseyn hat; bey demselben ist es gewiß kein Einwurf, daß wir begreifen, auf was für Art das Mögliche durch den Willen Gottes wirklich wird. Denn diese Begebenheit ist von Allem, was wir durch die Erfahrung haben kennen lernen, unendlich unterschieden, und die Erfahrung versichert uns von viel Begebenheiten, bey denen wir die Art, wie sie zugehen, nicht begreifen.

Lehren, denen ich allgemeinen Beyfall wünsche, vermenge ich nicht gern mit Sätzen, die unrecht verstanden und deßwegen bestritten werden, so richtig mir auch diese Sätze scheinen. Ich will also nur kurz anzeigen, daß niemand selbständige Materie glauben wird, der die Materie für eine Erscheinung hält, die uns Mengen

(*) Moshem. dissertatio: num philosophorum a vera religione auersorum aliquis, mundum a Deo ex nihilo creatum esse, docuerit. In eius versione Systematis Radulphi Cudworth p. 957.

einfacher Wesen darstellen. Sobald wir einfache Wesen nennen, denken wir bestimmte einzelne Dinge, deren jedes, entweder: von sich ist, und da würden wir uns nicht enthalten können, es für einen Gott anzunehmen, oder: wenn es entstanden ist, auf eine Art entstanden ist, die wir mit keiner, uns bekannten Art, vergleichen können, weil wir das, was wir entstehen nennen, nur bey zusammen gesetzten Dingen sehen. Wenn man die Erscheinung der Materie für Wahrheit annimmt, fällt man leicht darauf, unbegreiflich zu nennen, was man sich nicht einbilden kann; so hat man die Schöpfung aus Nichts, als unbegreiflich geläugnet, aber in der Monadologie ist sie ein Lehrsatz.

Was bringt es aber für Nutzen, eine Wahrheit einzusehen, bey der sich unsere Gedanken verlieren, so überführt wir auch von ihr sind?

Ist jedes Geschöpf nur durch den Willen Gottes, so kennt Er vollkommen, was er zur Wirklichkeit gebracht hat, giebt demselben die gehörige Stelle im Raume, und in der Zeit, und läßt es stets einen Gegenstand seiner Erhaltung bleiben. Es hört auf zu seyn, wenn Er aufhört zu wollen, daß es seyn soll (*).

Hat die Welt keinen Schöpfer, nur einen Baumeister, so muß er zuerst seinen Bauzeug studiren, der ihm unbekannt in die Hände kömmt, und ist immer in Gefahr, kleine Versehen zu begehen; etwa einen Stein, der Salz enthält, und im Trocknen noch gut genug

(*) Eine Anmerkung zu dieser Stelle verspare ich ihrer Weitläuftigkeit wegen ans Ende der Abhandlung.

genug dauren würde, feuchter Witterung auszusetzen (*). Ist aber das Gebäude einmal aufgeführt, so kann er es verlassen, ohne daran weiter zu denken: Nur etwa bey einem außerordentliche Zufälle, wie z. E. Phaethons Ungeschicklichkeit verursachte, reiset Jupiter herum, zu sehen, ob die Himmelsmauern Risse bekommen haben.

Unter diesen beyden Vorstellungen, vom Ursprunge der Welt, giebt also nur die erste solche Begriffe von der Vorsicht, die einem Beherrscher der Welt anständig sind, und von denen man wünschen muß, daß sie richtig seyn mögen. Sie allein versichert uns, daß der Urheber der Welt nicht nur für das Ganze sorge, sondern an jeden einzelnen Theil denke; sie zeigt uns die wahre besondere Vorsicht, nicht die, da ein Mensch seiner eingebildeten Wichtigkeit wegen verlangt, daß ihm zu Gefallen die Ordnung der Natur gestört werde, sondern die, da ein Mensch, so gering er auch unter seines gleichen geschätzt wird, lebhaft empfindet, sein gütiger Schöpfer kenne ihn, habe ihn zu einem Werkzeuge weiser Absichten gewählet, und werde ihn zu Ausführung derselben unterstützen, wenn er sich selbst nicht dazu untüchtig macht.

Also; Nicht daß die Schöpfung aus Nichts eine tiefsinnige philosophische Wahrheit ist, sondern; daß

(*) Malebranche hat schon geschlossen: Gott würde die Materie nicht kennen, die er nicht gemacht hätte, weil er alle seine Erkänntniß aus sich selbst habe, nichts Ihn lehren, nichts in Ihn wirken könne. Die Stelle steht in Leibnitzens Theodicee 398. §.

sie unsere Handlungen, unsere innerste Gesinnungen regiert; darinnen möchte wohl der Grund liegen, warum sie immer den Verehrern des wahren Gottes eigen gewesen zu seyn scheinet; dem Volke, dessen Religion sich über alle Götzendienste so sehr erhebt, so tief es in Absicht auf Wissenschaften und Geschmack, unter den Anbetern des Osiris, Mithra und Zeus stand; den ersten Bekennern eines Glaubens, der den Griechen eine Thorheit war.

Diese Leute kannten einen Gott, der dem, was nicht ist, zu seyn gebietet. Konnte bloße Metaphysik sie zu einer Wahrheit bringen, die Plato und Aristoteles verfehlet hatten?

Auch waren ihnen, wie es scheinet, großentheils mehr die praktischen Folgen dieser Wahrheit, als dieser Folgen theoretischer Grund bekannt gemacht worden. Sie dienten, sie vertrauten einem Gotte, dessen Kenntniß und Macht sich auf das Kleinste, wie auf das Größte erstrecket: Aber manche von ihnen hatten wohl nie von Einem reden hören, der das Mögliche wirklich machen kann. Und was hätten auch bey dem Möglichen und Wirklichen diejenigen gedacht, die um ein goldenes Kalb tanzen konnten? oder die Kirchenväter, die sich nichts vorzustellen wußten, was nicht körperlich wäre? (*)

(*) Cudworth Syst. Int. cap. V. Sect. III. §. 26. et Mosheim. ibid. in not.

* * *

Was in der Anmerkung (*) S. 8. ist versprochen worden.

Die Scholastiker haben sich so ausgedruckt: die Erhaltung sey eine fortgesetzte Schöpfung. Das Daseyn der Geschöpfe, vergleicht Thomas von Aquin mit dem Lichte in der Atmosphäre, das von der Sonne herrührt, und aufhört wenn die Sonne nicht mehr scheint. Dieses meldet Bilfinger diluc. philos. §. 468. In der Gegend der Schriften des englischen Lehrers, wo ich diese Vergleichung zu suchen Ursache hatte, (Summae Theol. P. I. qu. 45; 46; it. qu. 9. art. 2. ed. Lugd. 1541. fol.) wo von der Schöpfung und Erhaltung die Rede ist, suchte ich sie vergebens. Suarez aber Disput. Metaph. 21; Sect. 1. art. 6. setzte mich in den Stand sie zu finden. Sie heißt im angef. Theile, qu. 8. art. 1. Hunc autem effectum causſat Deus in rebus non solum quando primo esse incipiunt, sed quamdiu in esse conseruantur, sicut lumen causatur in aere a sole quamdiu aer illuminatus manet.

Leibnitz hat bekanntermaaßen die Scholastiker gelesen, wie Virgil den Ennius. Man wird also leicht sehen, woher er einen ähnlichen Ausdruck hat. (in der Causſa Dei adserta per iustitiam eius, die sich bey der Theodicee befindet 9. §.) "Die Erhaltung sey eine "fortgesetzte Schöpfung, wie der Strahl beständig "von der Sonne ausgeht, obgleich die Geschöpfe weder "aus dem Wesen Gottes, noch nothwendig ausgehen." Diese beygefügte bedächtige Erinnerung wird in einer besondern Anmerkung bey der Steinhöferischen lateinischen

schen Ausgabe der Theodicee (Leibn. Tentamina Theodicaeae Frf. L. 1739.) umständlicher erläutert.

Stellte man sich vor: als ob Gott in abwechselnden Augenblicken, wollte, und nicht wollte, daß ein Geschöpf seyn sollte, so würde es einen Augenblick um den andern entstehen, und vergehen: Und wenn man sich der nur angeführten Vergleichung hiebey in den angezeigten Schranken bediente, so wäre ein Bild von diesen Abwechselungen, Licht, das einen Augenblick um den andern durch die Atmosphäre glänzte und verschwände. Eine solche Erscheinung, würde man wohl Blitze nennen. Und nun wird man sogleich verstehen, was Leibnitz mit dem Ausdrucke anzeigt: "die erschaf-"fenen Monaden, entstehen, daß ich so rede durch "unaufhörliche Blicke der Gottheit" nascuntur, vt ita loquar per continuas diuinitatis fulgurationes.

Diese Stelle befindet sich im 48. §. der Principior. philosophiae die man in den Leipziger Actis Erud. Tom. VII. Supplementor. Sect. II. und vor Hanschens principiis philos. mor. geom. demonstrat. liest, auch deutsch in den Lehrsätzen von den Monaden, die Köhler übersetzt hat. (des Freyh. v. Leibnitz kleinere philosophische Schriften Jen. 1740.) Köhler giebt es durch: "unun-"terbrochene Strahlen oder fulgurationes" Blitze nämlich, wären nur das Bild eines abwechselnden Entstehens und Vergehens: dauert die Erhaltung ununterbrochen fort, so verwandelt sie sich in Strahlen. Die Principes de la nature et de la grace, in der Europe Savante Novembre 1718. 101. S. und in des des Maizeaux Recueil de diverses pieces T. II. p. 485. enthalten diese Stelle nicht. Hansch hat auch aus

diesen

diesen Blitzen wie billig, weil sie nur ein Bild sind, keinen der Lehrsätze gemacht, die er geometrisch zu beweisen glaubte. Es ist endlich offenbar, daß dieser Ausdruck nicht zur Monadologie, sondern zur Schöpfung aus Nichts gehört, und von jedem kann gebraucht werden, der die Erhaltung für eine fortdauernde Schöpfung erkennt, wenn er auch gleich die Monaden nicht annimmt.

Leibnitz brauchte ihn nur deswegen von den Monaden, weil nach seinen Begriffen die Monaden das sind, was eigentlich erschaffen wird, übrigens die Welt aus ihnen entsteht.

Im Artikel Leibnitz des dictionaire encyclopedique heißt Gott der Ursprung der erschaffenen Monaden, die aus ihm so zu reden durch beständige Fulgurationen ausgeflossen sind. Leibnitz redet nicht vom ausfliessen, auch nicht in der vergangenen Zeit ausgeflossen sind, sondern in der gegenwärtigen nascuntur, und aus dem vorhergehenden erhellt, daß er so reden mußte, wenn er das Bild der Blitze brauchen wollte, welches die Encyclopädisten gar nicht verstanden haben, und sich ganz fälschlich einbilden, hiemit einen Hauptsatz anzuführen, der Leibnitzens Monadologie eigen sey. Hr. Bailly, dessen Lobschrift auf Leibnitzen die Königl. Preuss. Akademie, mit der gegründeten Erinnerung gekrönet hat: daß er freylich gewisse Systeme Leibnitzens nicht recht verstanden habe, borgt diesen Ausdruck der Encyclopädie, und verschönert solchen noch (Eloge de Leibniz, Berl. 1768. pag. 24.) Er mag keine Blitze gekannt haben, als die bey Gewittern; bey denen fällt ihm ein, was Leibnitzen nicht einfallen konnte,

konnte, daß die Materie dieser Blitze elektrisch ist, also nennt er: Gott den Ursprung aller Monaden, die aus seinem Schooße durch eine Art von Fulguration, ausgeflossen sind, wie der Blitz, "der aus einer sich "öffnenden Wolke heraus bricht, die elektrischen Theil- "chen über die Erde verbreitet, und damit alle Kör- "per durchdringt." (Dieu, principe de toutes les monades, emanées de son sein par une espece de fulguration, semblable à l'eclair, qui s'echappant du nuage entrouvert, repand sur la terre les particules electriques, et en penetre tous les corps.) Also macht Hr. B. den Schöpfer zu einer Gewitterwolke, und setzt mit seinem Blitze, der alle Körper durchdringt, uns alle in Gefahr vom Wetter erschlagen zu werden. Leibnitz und Wolf, die behaupteten, der Ursprung der Monaden lasse sich nicht erklären, die erklären ihn gewiß nicht so ungereimt schrecklich.

Sowohl die Encyclopädisten als der Lobredner Leibnitzens, haben diese Blitze ohnstreitig angeführt, um dadurch einen Begriff von den Grundsätzen der Monadologie zu geben; und dieser Begriff, kann wohl Leibnitzen nicht vortheilhaft seyn; so wenig als es unserer Theologie vortheilhaft wäre, wenn jemand einen Begriff von ihr, aus den Schriftstellen gäbe, die von Gott menschlicher Weise reden, und diese Stellen im eigentlichen Verstande nähme, allenfalls noch, wie Hr. B. ihnen seine eigenen Erweiterungen befügte.

Der Deutsche borgt von dem Patriarchen der Thomisten ein Bild, das er nur ein wenig ausmahlt, und unsere neumodische witzige Philosophen fühlen nicht wie sehr dieses, nur Bild ist, sehen die liebe Sonne für

eine

eine Wolke an, und wagen es, Leibnitzen zu beurtheilen, den sie verstehen, wie mancher deutsche Pedant den Horaz.

Hr. Bailly, der seinen Helden meistens nur aus dem großen französischen Universallexicon kennet, hat mich mit seiner Lobrede an einen Rath erinnert, der mir in meinen jüngern Jahren gegeben ward.

Ich sagte einmal Gottscheden, daß ich mir wohl so viel Muße von andern Geschäften wünschte, zu versuchen, wie sich etwas auf die tragische Schaubühne bringen ließe, von der ich nicht zu entscheiden brauche, ob es Geschichte oder Mährchen ist, die Befreyung der Schweiz durch Wilhelm Tellen. Man wird leicht erachten, daß er mich aufmunterte: Aber ich kenne die Erzählung nur obenhin, war meine Einwendung, und ich habe jetzo keine Zeit, einer Tragödie wegen, die schweizerische Historie zu studiren?

O! da schlagen sie nur Zieglers Schauplatz der Zeit auf, da steht die Geschichte drinnen.

Zieglers Schauplatz der Zeit! den hatte ich als Knabe gelesen; das wußte ich wohl, daß er in seiner geschmückt seyn sollenden Schreibart, was ihm andere erzählt hatten, wenigstens historisch getreu nacherzählt, ein Vorzug, den der deutsche Compilator, noch immer vor dem Französischen behauptet; aber Sitten, Charaktere, Bemerkungen über die Ursachen und Entwickelungen der Begebenheiten, die wußte ich von Zieglern nicht zu lernen, und ohne die wollte ich keine Tragödie machen. Hätte ich in willens gehabt, was von Tellen zu schreiben, und hätte was Ziegler, von Tellen geschrieben hat, mich mehr als einmal zu dem

Gedanken

Gedanken veranlaßt, meine Arbeit abzubrechen; Hätte ich ihn als meinen Meister betrachtet, ihm nur von weiten zu folgen gewußt, ihn bewundert, und verzweifelt ihm nachzuahmen (so drückt sich Hr. B. vom Artikel Leibnitz der Encyclopädie aus) so hätte ich gewiß auch nur zur Uebung in der Gottschedischen Rednergesellschaft, keine Lobschrift auf Wilhelm Tellen verfertigt.

II.

Ob die Physik Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit giebt?

In der deutschen Gesellschaft den 28. Jul. 1770. vorgelesen.

Es sind kaum funfzig Jahre, als man noch in einer Menge von Naturbegebenheiten, Strafgerichte und Drohungen des göttlichen Zorns fand. Ein Komet verkündigte Theurung, Krieg, Pest; aber ein Kalb, das mit einer Fontange aus dem Kuhleibe kam, das erinnerte die Dames, ihre Hoffart abzulegen.

Eine richtigere Kenntniß der Natur, hat solche erbauliche Anwendungen ausserordentlicher Vorfälle sehr vermindert. Bey einem Kometen fürchten wir jetzo keine Landplagen, das schlimmste das er uns thun kann, ist: allenfalls die Erde zu zerstören. Zwischen einem Kalbe, dessen Gehirn in Wasser zerflossen ist, und dem frisirten Kopfe der Dame, oder des Chapeau, sehen

sehen wir jetzo keine Aehnlichkeit mehr, wenigstens diſſeits der Hirnſchale.

Seitdem wir ſolchen Vermahnungen kein Gehör mehr geben, haben wir die Naturkunde auf eine richtigere und edlere Art zu ihrem erhabenſten Gebrauche anwenden gelernt. Sie zeigt uns überall unendliche Vollkommenheiten des Schöpfers.

Solche Vollkommenheiten zeigt ſie uns bey Geſchöpfen, die entweder gar leblos, oder doch ohne Vernunft und Freyheit ſind. Bey dieſen alſo, laſſen ſich gewiß keine Vorſchriften wahrnehmen, deren Uebertretung Verbrechen iſt, und Strafe nach ſich zieht. Und ſo ſcheint es nicht, als zeigte uns die körperliche Natur etwas von der Gerechtigkeit Gottes.

Fehlet dieſe Eigenſchaft würklich, in der Erkenntniß Gottes, zu der uns die ſinnliche Welt führt, ſo wird ſich jemand ſehr irren können, der dieſe Erkenntniß für hinlänglich hält. Er ſchafft ſich gar leicht einen Gott, der die Welt zum Vergnügen der Menſchen gemacht hat, dafür Verehrung und Dank verdient, aber nicht ſehr furchtbar iſt, weil er ſich nicht ſehr darum bekümmert, wie die Menſchen die Welt gebrauchen wollen, allenfalls es ihnen anheim ſtellt, wenn ſie ſich mit einer Handlung Schaden gethan haben, ſolche ein andermal bleiben zu laſſen.

Mich dünkt dieſer Gedanke, daß unſere freyen Handlungen, dem höchſten Weſen ziemlich gleichgültig ſind, daß es dadurch, menſchlicher Weiſe zu reden, entweder gar nicht erzürnt wird, oder doch leicht von uns ſelbſt kann befriediget werden, dieſer Gedanke muß bey allen denen zum Grunde liegen, die eine Offenba-

rung, wie sie die Christen annehmen, für überflüssig halten.

Es ist daher möglich, daß der bloße Naturkundige, der Naturalist, in der französischen Bedeutung dieses Wortes, auch ein Naturalist, in der einen deutschen Bedeutung desselben wird.

Ich sage in der einen, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden. Wer die andere noch nicht weiß, dem will ich nur Folgendes erzählen: Ich hörte einmal einem Gellert zu; Er predigte lange und eifrig, wider die Thorheit der Naturalisten; über die Gefahr, der sie aus unverständiger Verwegenheit sich und andere aussetzen: Es war aber nicht mein Freund, Gellert der Dichter, sondern mein Lehrer, Gellert der Fechtmeister.

Ob Gerechtigkeit des Schöpfers sich in der sinnlichen-Welt zeige, das zu entscheiden, muß wohl zuerst ausgemacht werden, was Gerechtigkeit hier bedeutet. Erfordert der Begriff von ihr unumgänglich ein hochnothpeinliches Halsgericht, oder wenigstens Execution und Immission, so wage ich es nicht, ihn in der Physik aufzusuchen; oder ich muß mir zu dieser Absicht die frommen Zeiten zurück wünschen, die ich im Anfange meiner Abhandlung erwähnt habe. Das thue ich gleichwohl nicht, ich behaupte vielmehr, jene wohlmeynende Bußprediger, hätten den Richter der Welt, in den ordentlichen Naturbegebenheiten, viel rührender und erhabener gezeigt, als in Erdbeben, Pestilenzen, Mißgeburten und Feuerzeichen, wenn sie um den Begriff der Gerechtigkeit, Leibnitzen gefragt hätten, und nicht Carpzoven.

Straf-

Strafgesetze drohen dem, der seinen Mitbürger Glück stören will, sie lassen ihn das gedrohte Uebel empfinden, um ihn oder wenigstens andere künftig von Beleidigungen abzuhalten, sie befreyen den Staat von einem Mitgliede, das nur schädlich seyn konnte. Also ist ihr Entzweck allemal das Glück des größten Theils der Bürger, das heißt: der Quell der strengsten Gesetze ist Güte.

Dieses ist so offenbar, daß gegentheils Gelindigkeit gegen Verbrecher, nichts anders seyn würde, als Grausamkeit gegen Unschuldige. Einem gefangenen Wolfe die Freyheit schenken, heißt, die Heerde seinen Anfällen und den Anfällen mehrerer aussetzen. Daß man Gerechtigkeit ohne Weisheit nicht denkt, braucht gewiß keiner langen Ausführung.

Gerechtigkeit wird also wohl nichts anders seyn, als weise Güte. Eine Erklärung, die ich freylich gleich hätte aus Wolfs Metaphysik §. 1084. nehmen können, wenn Wolfs Metaphysik ein Buch wäre, das man zu unsern schönschwatzenden Zeiten anführen dürfte.

In der größten Schärfe, möchte sogar noch von den zwey Worten dieser Erklärung eines, welches man will, überflüßig seyn. Der Gütige will den Gegenstand seiner Neigung glücklich machen, handelt er nicht weise, wählt er nicht die gehörigen Mittel zu seiner Absicht, verhält er sich, wie eine Mutter, die ihr liebes Söhnchen verzieht, so schadet er dem, dem er dienen will, und ist also in der That ungütig.

Eben so glaube ich auf der andern Seite, Weisheit sey allemal gütig, denn ich kann mir keinen Weisen vorstellen, der zur Hauptabsicht hat, Unglückliche zu

machen. Klug kann er allenfalls heißen, aber nur wie die Kinder dieser Welt.

Dieses beydes zusammen würde in der That nur so viel heißen, daß im strengen Verstande jede moralische Vollkommenheit, jede andere in sich schließt, daß eigentlich nur eine Tugend ist, die nach den unterschiedenen Arten und Gelegenheiten sich zu äussern, unterschiedene Namen bekömmt, daß für einen empfindungsvollen Reichen (wenn es einen solchen Reichen giebt?) der Dank des Armen eine Wohlthat ist.

Die Erläuterung läßt sich allenfalls noch beybringen, daß Gerechtigkeit in dem gemeinsten Sprachgebrauche genommen, nur gegen Wesen, die frey handeln, ausgeübt wird. Es würde den meisten fremd klingen, zu sagen: man handele gegen ein Thier ungerecht. Aber daß Menschen gegen ein Thier grausam handeln können, daran zweifelt niemand. Und Grausamkeit ist doch wohl noch etwas abscheulichers, als Ungerechtigkeit, in der That ein höherer Grad von ihr. Denn nicht das Physische in der Handlung des Grausamen, verdammt man, nicht die Quaal, die ein Verbrecher verdient hat; nicht die Kaltsinnigkeit, mit welcher der Wundarzt zur Rettung des Kranken wütet, sondern das Moralische, Marter, die ein Mensch ohne Ursache zufügt.

Wenn es uns also ein ungewohnter Ausdruck ist: gegen ein Thier gerecht oder ungerecht seyn, so kömmt das blos daher, weil der gemeine Mann, und mancher Gelehrte, der es am besten wissen sollte, was Gerechtigkeit ist, darüber nie philosophisch nachgedacht hat, und seine Gerechtigkeit nur auf seines gleichen einschränkt. Man

darf

darf diese Schranken nur ein wenig enger zusammen ziehen, so hat man das heidnische Verfahren, der Römer gegen ihre Knechte, und das unmenschliche Verfahren, der americanischen Christen gegen ihre Schwarzen.

So wird es wohl dürfen angenommen werden, daß Güte durch Weisheit regiert, Gerechtigkeit ist, und es wird nun darauf ankommen, ob das beydes sich in der Natur zeigt? und wenn es sich in ihr zeigt, wenn der Urheber der Natur, für sich betrachtet, gerecht ist: so werden unsere Handlungen sich vornämlich noch nach der Entscheidung richten müssen, ob Er eben seine Gerechtigkeit gegen uns auszuüben, Neigung und Macht hat. Denn es könnte Ihm ja wohl eins von beyden fehlen. Den Tamerlanen und Bajazethen, oder der Tamerlane und Bajazethe westlichen Copien in Miniatur, könnte Er ja wohl vom Himmel herunter zusehen, wie ich Buben, die sich auf der Gasse mit einander balgen, vom Fenster herunter zusehe. Er könnte auch etwa Gleims Jupiter seyn, der sich von Lysipps Alexander sagen läßt:

> Zevs herrsche dort auf deiner Himmelsbühne.
> Herunter aber komm mir nicht!

Alles dieses nun deucht mich, muß bey der Untersuchung, die ich vorhabe, auseinander gesetzt werden.

So viel ist doch nicht zu läugnen, daß wir in der Welt Ordnung entdecken; weise Absichten, durch Mittel erreicht, die wir immer desto mehr bewundern müssen, je besser wir sie kennen lernen. Ob nun diese Ordnung unterhalten, oder zerstört wird; ob diese

Absichten erreicht werden oder nicht, das ist doch wohl Demjenigen nicht gleichgültig, der diese Einrichtung gemacht hat. Aus dem, was wir von den Geschöpfen erkennen, aus ihrem Verhalten gegen uns, läßt sich einsehen, was für einen Gebrauch wir von ihnen machen sollen. Brauchen wir sie anders, so können wir doch wohl von ihrem Urheber keine andere Gesinnungen erwarten, als wir von einem Künstler erwarten dürften, dessen Werk wir zu etwas, wozu er es nicht bestimmt hatte, mißbrauchen: Also dächte ich, wäre aus Betrachtung der körperlichen Natur doch wohl offenbar, daß wir Handlungen vornehmen können, dadurch wir dem Urheber der Natur mißfallen. Und demjenigen mißfallen, der auch unser Urheber ist, das hat doch wohl etwas zu bedeuten?

Der Mißbrauch der Geschöpfe kann von unterschiedener Art seyn. Ein Aufseher einer Bibliothek brachte die alten Manuscripte seinen Kindern, daß sie sich an den gemahlten und goldenen Buchstaben belustigen sollten; die Kinder schnitten die Bilderchen gar aus den Büchern heraus. Deßwegen verdiente nun freylich der Bibliothecar Schläge, oder noch was härteres. Indessen waren die Manuscripte vermuthlich nur Gebetbücher, und also war das Verbrechen noch nicht so groß, als wenn ein Archivarius, statt Mönchpergaments, dem Buchbinder Urkunden verkaufte, und dadurch seinen Fürsten um die Beweise von Prätensionen brächte, die der Fürst, mit aller Diplomatik, bey Ermangelung der Artillerie nie ausführen wird.

Wäre ich das einzige empfindende Wesen in der Welt, so sähe ich ohne Bedenken alle Geschöpfe für

alte

alte katholische Gebetbücher an, aus denen ein guter lutherischer Junge die Bilderchen, wie er will, ohne Verletzung seines Gewissens heraus schneiden mag. Das werde ich mich aber nicht unterstehen, wenn ich erfahre, daß es Gelehrte giebt, denen die Bücher mit unverletzten Anfangsbuchstaben wehrt sind; und wie würde ich die Scheere fallen lassen! wenn der goldene Heilige, den ich jetzo ausschneiden wollte, zu bluten anfinge?

Ohne Zweifel hat man hauptsächlich die empfindenden Geschöpfe zu beobachten, wenn man will kennen lernen, wornach sich unser Gebrauch der Güter der Natur richten muß. Ihnen zu dienen, ist, soviel wir einsehen, alles Sinnlose da. Wenn selbst unter ihnen, eins des andern Opfer wird, so gründet sich auch eine solche Gewaltthätigkeit, auf das, was das Schwächere mit dem Stärkern gemein hat, auf Selbsterhaltung und Bedürfnisse. Wer Geschöpfe gemacht hat, von denen die Einen ohne Untergang der Andern nicht bestehen konnten, dem kann es nicht zuwider seyn, daß jedes die Kräfte, die Er ihm gegeben hat, braucht, sich so gut es kann, zu unterhalten oder zu schützen; und wenn es sich nicht unterhalten oder schützen kann, ohne einem andern Schmerzen zuzufügen, so hat sich das Leidende nicht über das Mächtigere, sondern über die Ordnung der Natur zu beklagen.

Dem ersten Ansehen nach ist etwas hartes in dieser Ordnung der Natur, die immer ein Thier durch des andern Zerstörung unterhält. Man kann sich vielleicht eine Welt vorstellen, in der sich nichts Fühlendes von einem andern Fühlenden nährte. Sterben müßten

die Thiere dieſer Welt doch, und wie ſelten kann der Tod ohne Schmerzen ſeyn? Wie viel Menſchen würden nicht einen Freund bitten, ihre Pein durch einen wohlthätigen Mord zu endigen, wenn Sterben für uns nichts mehr wäre, als was es für das Thier iſt! Der Tod iſt alſo vermuthlich einer der leichteſten, bey dem ein Thier zugleich einem andern nützlich wird. Gewöhnlich erfolgt dieſer Tod unverſehens und plötzlich. Denn, zuſehen, wie ein lebendes Geſchöpf ſich ſterben fühlt, das iſt, ſo viel ich die Natur kenne, keine Ergötzung unvernünftiger Seelen, die genießt nur der zweybeinigte Tyran der Thiere; an ſeines gleichen als Nero; an niedrigern, geängſteten Flüchtlingen, als Picqueur und Fuchsjäger.

Solchergeſtalt iſt wohl kein Zweifel, daß das Vergnügen empfindender Geſchöpfe eine Abſicht des Schöpfers geweſen iſt. Alle ſtreben darnach, alle genieſſen welches, und manche vielleicht bis auf den Augenblick, da der Endzweck ihres Daſeyns erfüllt war. Durch dieſes Beſtreben, durch dieſen Genuß, wird jedes angetrieben und in den Stand geſetzt, das zu verrichten, warum es in der Welt iſt. Es iſt ſo glücklich als es an der Stelle, die ihm in der Welt gehörte, ſeyn kann; Es iſt glücklich, damit auch andere glücklich ſeyn können, und aus dem Glücke der einzelnen Geſchöpfe entſteht die Vollkommenheit des Ganzen.

So iſt die Güte des Schöpfers beſchaffen, nicht die falſche Güte eines Sterblichen, die ſich auf einen oder wenige Gegenſtände einſchränkt, und je eifriger dieſe ihre Partheylichkeit iſt, deſto härter gegen alles andere wird.

Das

Das Thier kennt nur sehr wenig von dem Zusammenhange der Welt; es wird blos durch das geleitet, was es fühlt, und wessen es sich Zeit seines kurzen Lebens erinnert; in die Zukunft sieht es vielleicht gar nicht. Wovon es aber selbst keine Vorstellung hat, das zeigt es doch dem Menschen, einen Schöpfer, der jedem Wurme sein Schicksaal weise und gütig geordnet hat, das ist, der jedem Wurme Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die Gerechtigkeit die sich bey Thieren zeigt, wird sich also wohl auch auf Menschen erstrecken. Hier deucht mich übergiebt die Physik ihr Lehramt der Physiologie und Moral.

Nur eine Betrachtung, die mir die Naturkunde darbietet, will ich noch beyfügen. Die Menschen an der Macht eines gerechten Beherrschers der Welt zu erinnern, braucht man gern, schreckliche Naturbegebenheiten, die desto mehr Eindruck machen, weil sie auch selten sind.

Ich verwehre niemanden, erbauliche Gedanken bey solchen Gelegenheiten zu haben. Ob sie aber allein mächtig genug sind, was Gutes zu stiften, daran zweifle ich sehr. Mir fällt dabey immer die Geschichte eines bekannten französischen starken Geistes ein. Er hatte sich in der Fasten ein Essen machen lassen, das ihm seine Kirche verbot. Es entstand ein heftiges Gewitter. Was das nun für ein Lärmen um einen Eyerkuchen ist! sagte er, und warf die Schüssel zum Fenster hinaus. Das Gewitter ging vorbey, und

Des Barreaux bestellte sich einen neuen Eyerkuchen (*).

Gesinnungen, die alles, was wir thun regieren sollen, müssen beständig in uns leben, nicht sturmweise erregt werden. Dem Naturforscher zeigt sich die Gewalt des Schöpfers über uns in seinen Wohlthaten, ohne die wir keinen Augenblick sind. Derjenige, durch dessen Wort die Erde sich um die Sonne wälzt, braucht mich an seine Macht nicht durch ein Erdbeben zu erinnern.

III.

Ueber Tychos de Brahe Wahlspruch.

In der deutschen Gesellschaft den 10. Februar 1770. vorgelesen.

Man findet oft bey Tychos de Brahe Bildnisse einen Spruch, den Tycho selbst durch seine Handlungen immer ausgedrucket hat. Er befiehlt: Nicht zu scheinen, sondern zu seyn; Non haberi, sed esse.

Wann ich diesen Satz auch nur in der gelindesten Bedeutung nehme, in der: daß man nicht betrügen, nicht

(*) Den letzten Umstand hielt jemand, der diese Vorlesung angehört hatte für meine Erfindung. Ich versicherte ihn aber, daß ich es aus dem Vademecum für lustige Leute (II. Th. 272.) beweisen könnte, und ein gelehrter Kenner der Geschichte gestand mir zu, diese Autorität sey nach dem neuesten historischen Geschmacke vollkommen zulänglich.

nicht bemüht seyn soll, etwas zu scheinen, das man nicht ist, so erinnere ich mich, nur so weit ich denken kann, von meinen Jugendjahren der mathematischen Methode, bis auf die jetzigen kunstreichen Zeiten der Gemmen, Torsoe und Caricaturen, einer Menge berühmter Gelehrten, deren keiner diesen Spruch unter sein Bildniß hätte setzen lassen. Oder, daß ich recht sage, mancher dieser Gelehrten hätte den Spruch in aller Unschuld seines Herzens unter sein Bild setzen lassen, weil er so weit noch nicht gekommen war, zu unterscheiden, was er wußte, und was er nicht wußte.

Mir aber kömmt es vor, als empföhle dieser Satz noch was vollkommeners: Auch wahre Verdienste zwar nicht zu verdecken, doch nicht eifrig bemüht zu seyn, daß man damit glänze; bey einer guten Handlung das Lob nicht zu vermissen, das sie nur verdiente, nicht erhält; sich zu begnügen, daß wir es sind, auch wenn wir es nicht scheinen; kurz, gegen den Ruhm gleichgültiger zu seyn, als daß auch Ruhmbegierde, die von den Sittenlehrern erlaubt wird, für uns eine der mächtigsten Triebfedern seyn sollte.

Gegen den Ruhm gleichgültig seyn, das nenne ich nicht: gegen die Urtheile anderer von uns gleichgültig seyn, auf welche unsere Glücksumstände, das Vertrauen, das man in uns setzt, der Erfolg unserer Unternehmungen, der Nutzen den wir stiften können, beruht. Gewöhnlichermaaßen aber denkt man auch bey dem Ruhme an etwas erhabeners, als an solche gemeine Geschäfte. Der Kaufmann, der das Zutrauen zu seiner Geschicklichkeit, seiner Redlichkeit, selbst seinem Glücke im Handel, auf alle Art zu unterhalten

halten und zu vergrößern sucht, läßt sich deßwegen nicht Weltberühmt nennen, wenn gleich sein Name in Welttheilen bekannt wäre, wo man von unsern berühmtesten Gelehrten nichts weiß. Es war eine Zeit, da es mir nichts weniger als gleichgültig war, daß mich die Buchhändler Arkstee und Holle in Leipzig für einen brauchbaren Uebersetzer hielten, aber Ruhm suchte ich in diesem Urtheile so wenig, daß ich ihnen nur alsdann recht viel übersetzte, wenn ich nicht aufräumt war, was Klügers selbst zu machen.

Diese bürgerliche Ehre gehört mit zu unserer Leibesnahrung und Nothdurft, nach ihr zu streben, ist so eine Pflicht, wie um sein Brod zu arbeiten, denn ohne sie hat gewöhnlichermaaßen niemand sein Brod der es erwerben muß. Wenn man den Gelehrten, weil er ein nützlicher Mann ist, der sein Handwerk wohl versteht, berühmt nennet, so geschieht es des Wohlklanges wegen, wie das Geld das ich mir vor diesem als Notarius verdiente, ein peculium quasi castrense hieß. Denn daß diese Ehre, die uns Brod verdienen hilft, nicht das ist, was man insgemein Ruhm nennt, das beweise ich daraus, weil die, welche am stärksten durch den Ruhm begeistert werden, die Helden, die in den Tod gehen, um unsterblich zu seyn, die Dichter, die von dem Ueberflusse ihrer Unsterblichkeit andern mittheilen, weil diese alle, sage ich, bey ihren übrigen Vorzügen, auch noch den besitzen müssen: Hunger ausstehen zu können.

Wenn wir uns durch Geist und Fleiß über das erheben, was unser Stand gewöhnlich von uns fordert, wenn wir edle Handlungen vornehmen, die wir, nach

der

der Menschen gewöhnlichen Denkungsart, ungeschol-
ten unterlassen dürften, da, deucht mich, soll der
Ruhm für uns der schwächste Bewegungsgrund seyn.

Vielleicht erwartet man hier, daß ich Demuth
predigen werde. Doch ich muß bekennen, es ist Stolz,
der mich so reden läßt. Soll ich denn den Werth
meines Bestrebens, meiner Handlungen erst von an-
dern lernen? Wenn ich glaube Lob verdienen zu können,
so darf ich mir gewiß auch die Einsicht zutrauen, daß
ich mich selbst zu beurtheilen im Stande bin, und warum
soll mein eigener Beyfall mir unwerth seyn, und eines
andern seiner kostbar? Warum soll ich meine Zufrie-
denheit, meine Gemüthsruhe, dem Ausspruche von
Richtern überlassen, welche, Gefahr zu irren und
Leidenschaften mit mir gemein haben, und überdieß,
mich so sicher, als ich mich selbst, nicht zu beurtheilen
wissen, weil sie mich nicht so vollkommen kennen.
Gern werde ich ihr Lob annehmen, wenn es einer Ueber-
zeugung, die ich schon hatte, Beyfall giebt; aber sie
erst zu befragen, was ich von mir denken, was ich thun
soll, diese Unterwürfigkeit scheint mir einen Geist zu
erniedrigen, der selbst frey denken und handeln kann.

Verfährt man nicht so, räumt man der Ruhmbe-
gierde die erste Stelle unter seinen Bewegungsgründen
ein, so kann man einer Bemühung, einer Tugend,
bald überdrüßig werden, die man nicht so gelobt sieht,
wie man erwartete; man wendet seine Kräfte nicht so
an, wie man sie nach eigenem Triebe anwenden würde,
sondern, wie Andre es verlangen. Man zwingt viel-
leicht seine natürlichen Gaben zu etwas, wodurch man
Lob zu erhalten glaubet, und verliert den Ruhm, weil

man

man ihn eifrig sucht. Gleichgültiger gegen ihn hätte man seinen Neigungen gefolget, glücklicher gearbeitet, und Ruhm erlangt, oder wenigstens, wenn man keinen erlanget hätte, seine Arbeit nicht bereuet.

Tycho de Brahe sollte zu Leipzig sich zu Staatsbedienungen geschickt machen. Sein Hofmeister (*) hielt ihn an, ganz Jurist zu seyn. Seines Hofmeisters Vermahnungen statt zu geben, dazu hatte Tycho nicht mehr Lust, als noch jetzo manche junge Edelleute haben, ob wohl aus etwas andern Ursachen. Wenn der Mentor schlief, schlich sich Tycho aus dem Hause, und wandte Nächte an, wie in den zweyhundert Jahren seit dem, wenig Nächte von Cavalieren, die ihren Hofmeistern entschleichen, in Leipzig oder auf andern Universitäten mögen seyn angewandt worden: den Himmel zu betrachten. Tycho verlangte nach seiner Rückkunft keine Ehrenstellen, die ihn der Wissenschaft entzogen hätten. Was für Ehrenstellen, was für wahre und große Verdienste als Staatsmann, hätten ihm den allgemeinen, den ewigen Ruhm geben können, den der Vater der heutigen Astronomie hat?

Unbesorgt berühmt zu werden, ergötzte sich ein Jüngling mit mathematischen Erfindungen. Sein Lehrer sah etwas davon von ohngefähr, bewunderte es, und zog den Schüler mit Gewalt aus seiner Einsamkeit. Der Jüngling war Newton; und beklagte als Mann: daß er das Wesentliche sanfter Vergnügungen des Geistes,

(*) Vermuthlich der nachmals berühmte dänische Geschichtschreiber M. Andreas Sörensen Vedel. S. Lebensbeschreibung Tycho von Brahes, aus dem Dänischen, übersetzt durch Philander von der Weistritz 2. Th. 31. und 37. S.

stes, für beunruhigenden Schatten des Ruhmes vertauscht hatte.

Für die größte Menge der Gelehrten, sind freylich Newtons Sätze fast alle zu hoch: Der aber, möchte wohl am allermeisten für sie zu hoch seyn.

Indessen, sind außer Newton, auch mehr Freunde der Weisheit, berühmt geworden; nicht, weil sie es zu werden suchten, sondern, weil sie sich mit einer Wissenschaft, die ihnen gefiel, auch auf einer öden Insel die Zeit vertrieben hätten, weil ihr Fleiß für sie das war, was der Putz für das Frauenzimmer, nach dem Ausspruche des größten Mägdchenkenners ist:

Rure latent, finguntque comas, licet arduus illas
Celet Athos, cultas altus habebit Athos.

Der Gelehrte, bey dem Ruhm der vornehmste Antrieb zum Fleiße ist, läßt sich mit dem Mägdchen vergleichen, das sich nur putzt, Herzen zu erobern. Ihm zur Warnung diene eines von des nur erwähnten Philosophen Recepten wider die Liebe.

Proderit et subito, cum se non compserit vlli
Ad dominam celeres mane tulisse gradus (*).

Man kann, um die Allegorie noch weiter fortzusetzen, annehmen: daß der Gelehrte in seinem Fleiße nachlassen

(*) Im Vorbeygehen bemerke ich zur Ehre unserer Zeiten, daß die Damen die französische Lebensart besitzen, von den Wirkungen ihrer Reitze viel sicherer sind, als es die alten Römerinnen waren, (ich nehme das Beywort bey Römerinnen in dem Verstande, in dem wir Gelehrte es nehmen) denn die Letztern wagten also nach Ovids Zeugnisse sehr viel, wenn sie von jungen Herrn Besuche bey der Toilette annehmen.

lassen wird, wenn er nun glaubt, des Ruhms sicher zu seyn, um den er gearbeitet hat, und ihm das prophezeyen, was dem Mägdchen begegnete, wenn es nun einen Mann hatte, und in einer Stadt lebte, wo sich die Weiber sonst für niemand putzten, als für ihre Männer; denn, daß es solche Städte in Deutschland wirklich gegeben hat, davon findet man noch dunkle Spuren in der historia medii aeui.

Es giebt zweyerley Arten vom Ruhme, die man, deucht mich, besser als insgemein geschieht, unterscheiden könnte. Bey dem einen ist mehr laute Bewunderung, bey dem andern mehr stiller Beyfall. Der ältere Plinius sagt irgendwo; wo er es sagt, um das sagen zu können, habe ich nicht Lust, jetzo seine Welthistorie durchzublättern: alia facta maiora esse, alia clariora. Der rauschende Ruhm gehört für Weltbezwinger, die nichts weiter als Weltbezwinger sind; der sanfte Beyfall, für gute Regenten. Gern hören wir diesen, wie er aus der Flöte des glücklichen Hirten tönt, mit jenem betäubt uns eine pausbäckichte Fama aus ihrer schmetternden Trompete.

Orion ist das prächtigste Gestirn am ganzen Himmel, aber nie nennt ihn ein Dichter (ich meyne einen von den alten Dichtern, die noch Sternbilder zu nennen wußten) ohne ihn: stürmisch, den Schiffern feindseelig, zu nennen: Unweit des Orions zeigt sich das Siebengestirn, kaum wie ein blaßes Wölkchen; aber sein matter lehrreicher Schimmer regierte den Fleiß des Ackermanns; so ward es, ich weiß nicht, ob berühmt, aber gewiß bekannt, und mit Vergnügen betrachtet, ohne groß zu seyn, ohne zu glänzen. Das

ist

ist eine antiquarisch-astronomisch-moralische Paraphrase eines Verses des Aratus von den Plejaden:

Αἱ μὲν ὁμῶς ὀλίγαι καὶ ἀφεγγέες ἀλλ' ὀνομαστοί.

Arat. Phaen.

Auch mit den Schriftstellern verhält es sich so. Leicht liesse sich ein Dichter nennen, und vielleicht nicht nur einer, den Deutschland mehr für erhaben, hinreißend, göttlich, gepriesen hat, als Gellerten. Aber, welcher ist mehr der Liebling Deutschlands? welcher hat mehr Herzen gebildet? welchem werden für die Rührungen, durch die er sie zu ihrem wahren Glücke bereitet hat, mehr Geister da danken, wo der Ilias und der Henriade nicht mehr gedacht wird?

Ruhm, wie man dieß Wort insgemein versteht, läßt sich nicht anders erlangen, als daß man durch was Neues, und Sonderbares die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehet. Das Neue wird alt, das Sonderbare gemein, und Unzählige bemühen sich beständig, die Aufmerksamkeit ihrer Mitbürger, einer dem andern zu entreißen.

Es giebt einen Richter, dem nichts neu, nichts sonderbar ist, bey dem aber auch Mengen und Zeiten einander nicht verdrängen. Er kannte auf der Flotte, die zu erst die neue Welt beseegelte, den untersten Matrosen, so gut als den Colon; für Ihn, sind Alle, nur Werkzeuge; Ein Friedrich, Ein Leibnitz; Legionen Musketirer, Myriaden Nachschreiber; Ihm scheine ich nicht, Er sieht mich, weder besser noch schlechter, als ich bin, richtiger, als ich mich selbst sehe. Wenn Er von mir urtheilt, daß ich in dem Wenigen, daß Er mir anvertrauet hatte, getreu gewesen bin; was ist gegen diesen Beyfall, die Bewunderung einer Welt?

IV.

Einladung zu einer öffentlichen Rede des Herrn v. Döring.

Auf Verordnung und im Namen des damaligen Prorectors, Herrn Dr. Walchs, und des akademischen Senats abgefaßt. 1762.

In einer Ruhe, die wir seit verschiedenen Jahren nicht genossen haben, bleiben uns doch noch Eindrücke von den Begebenheiten, von denen wir so lange Zeugen und Opfer gewesen sind: und wer sich größtentheils mit den Wissenschaften beschäftiget, bey dem ist es natürlich, das Verhalten solcher Begebenheiten, und des Krieges, zu dem sie gehören, gegen die Wissenschaften, zu erwägen.

Es wird daher niemand befremden, wenn in gegenwärtiger Schrift einige Betrachtungen über die Ursachen, die ein Gelehrter haben kann, sich um eine Kenntniß des Kriegswesens zu bemühen, angestellet werden.

Wäre die Absicht dieser Blätter, Lehrstunden über die Kriegeswissenschaften anzukündigen, so müßte bey der Ausführung des angezeigten Satzes, der Gelehrte ohnstreitig nach der auf Universitäten wohlhergebrachten Eintheilung betrachtet, und der Nutzen, den jede Facultät von dieser Kenntniß hätte, gewiesen werden: So haben einige Lehrer der Mathematik, die unschul-

dige List gebraucht, Studierende, die vor höherm Fleiße, durch diese Wissenschaft ihren Verstand zu schärfen, die Kunst der Menschen und die Größe des Schöpfers kennen zu lernen, nie Zeit genug übrig behalten hätten, doch dadurch an sich zu locken, daß sie ihnen begreiflich machten: die Geometrie sey bey der Arche Noah, und die Regula Societatis bey der Concurs- und Distributionsrechnung nöthig. Zu gegenwärtigem Endzwecke ist es genug, den Gelehrten allgemeiner zu betrachten, in so fern er sich von Sachen, die für die menschliche Glückseeligkeit wichtig sind, durch Belesenheit und eigne Erfahrung unterrichtet hat, und vermittelst eines geübten Verstandes, diesen Unterricht anzuwenden, und zu erweitern weiß. Bey den so verschiedenen und weitläuftigen Gegenständen, deren jeder ihn mit Nutzen beschäftigen kann, muthet ihm niemand zu, allwissend zu seyn: Aber das kann man doch von ihm erwarten, daß er von Sachen, die die Aufmerksamkeit der ganzen Welt so sehr auf sich ziehen, die er aus den Gränzen seiner Betrachtungen nicht ganz ausschließen kann, weil sie mit dem Schicksaale ganzer Völker oft auch sein eigenes ändern, sich nicht ganz ungereimte Vorstellungen machen soll.

Das würde ihm desto unanständiger seyn, wenn diese Unternehmungen, die Fürsten verewigen, und Völker unglücklich machen, selbst ohne eine vielfache Gelehrsamkeit nicht auszuführen sind.

Die mathematischen Wissenschaften sind schon seit Tausenden von Jahren mit der Kriegskunst verbunden gewesen. Eine der berühmtesten Aufgaben, damit sich die Scharfsinnigkeit der größten Geometern be-

schäftigte, und die dem Alterthume so erhaben vorkam, daß es sie durch den Apollo vorlegen ließ, findet sich in den Schriften der Griechen, die von den Wurfzeugen handeln: der griechische Zeugmeister mußte die Vervielfältigung des Würfels, wie der jetzige den Caliberstab, verstehen. Es ist nicht nöthig, die zur Kriegskunst gehörigen mathematischen Wissenschaften weitläuftig zu erzehlen, da sie oft von Leuten, die selbst diese Wissenschaften nur sehr wenig kennen, allein für Mathematik angesehen werden. Außer ihnen, ist bekanntermaßen, Geschichte, ältere und neuere, Erdbeschreibung, Einsicht in die Rechte und Vortheile der Beherrscher der Erde, Kenntniß der Sprachen, Sitten und Denkungsarten verschiedener Völker, vieler zur Oekonomie, zu mancherley Künsten und Manufacturen gehörigen Dinge, zu unsern Zeiten auch vornämlich des Geldcourses, einem Kriegsmanne nöthig, wenn er sich über den gemeinen Soldaten, über das Geschöpf erheben will, das vor der bloßen Maschine doch den Vorzug hat: elend seyn zu können. Zu den erzehlten Kenntnissen, die man schon schwerlich alle bey einer Person erwarten wird, setzte man vor einiger Zeit, es wird nun beynahe hundert Jahr seyn, auch noch die Religion.

Ist also der gehörig unterrichtete Kriegsmann nicht eine Art von Gelehrten? Es sollte wenigstens nicht schwer fallen, Leute zu nennen, die als Gelehrte ihr Brod essen, und sich bey weitem nicht mit so vielerley den Kopf zerbrochen haben. Dem wahren Gelehrten aber, dessen Geist nicht klein, nicht träg genug ist, sich auf einen einzigen mittelmäßigen Gegenstand einzuschränken,

zuschränken, und von allen übrigen in einer schändlichen Unwissenheit zu bleiben; wird es dem nicht anständig seyn, sich manchmal von dem Krieger belehren zu lassen, wie dieser sich von ihm belehren läßt?

Diese Vertauschung des Unterrichts, ist desto angenehmer, je weiter die Gattungen desselben von einander entfernt scheinen. Auch sie giebt ein Beyspiel, daß alle Länder des Reichs der Gelehrsamkeit, wie alle Theile der bewohnten Erde, mit einander in Verbindung stehen: Es war eine Zeit, da man von beyderley Verbindungen wenig wußte, da jeder Gelehrte nur ein einziges Stückchen der Gelehrsamkeit auswendig lernte, und jedes Land, nur was in ihm wuchs, kannte und verzehrte: Diese Zeit heißt in der gelehrten und politischen Welt: die barbarische. Wenn damals der bußfertige Ritter auf dem Todbette, die Hälfte seines Vermögens, nicht denen, von denen er sie geraubt hatte, sondern zu Seelmessen vermachte, so ward sein Testament lateinisch aufgesetzt; denn wäre es auch in seiner Muttersprache geschrieben gewesen, so hätte er es doch nicht lesen können: Und in eben den Zeiten, da Schwert und Feder von ganz verschiedenen Händen geführt wurden, verfaßten die Geschichtschreiber, Heiligenlegenden, und Chroniken eines Klosters, von Anbeginn der Welt, aber von den Begebenheiten, wodurch die Schicksaale der Länder entschieden werden, beschrieben sie die Triebfedern und das Räderwerk höchst unvollkommen. Was für ein Unterschied unter diesen Schriftstellern und einem Polyb? Wo hätte Folard bey allen denen, die die Thaten Gottes durch die Franken aufgezeichnet haben, etwas zum Unter-

richte der neuern Krieger gefunden? Denn Schwertstreiche, die Mann und Roß spalteten, die kannte er ihnen nicht zur Nachahmung vorlegen.

Wäre nicht schon erklärt worden, daß einzelne Gattungen von Gelehrten hier nicht sollen betrachtet werden, so ließen sich bey dieser Veranlassung, die Geschichtschreiber, und die Geschichtschreiber der möglichen Welt, die Dichter, besonders erwähnen. Aber wenn diese oft zu anderer Unterrichte und Vergnügen, verbunden sind, von Sachen, die den Krieg angehen, zu reden, so steht es dem Gelehrten für sich selbst an, davon richtig zu denken, in sofern er die Welt besser kennen soll, als der Pöbel. Was für einen beträchtlichen Theil von dieser Kenntniß machen nicht die Begriffe von der Regierung der großen Maschine aus, die man ein Kriegsheer nennt? Nur eine geschicktere Regierung dieser Maschine, gab, erst Macedonien, und nachgehends Rom, die Herrschaft über eben so tapfere und viel zahlreichere Völker; und die Vernachläßigung dieser Geschicklichkeit, machte die Welt zum Raube des wilden Nordens. Bey diesen Besiegern Roms, vertrat, wie es scheint, noch viel Jahrhunderte nach ihren Eroberungen, die persönliche Tapferkeit die Stelle der Kriegskunst; es fochte nicht das Heer, sondern der einzelne Soldat. Ein chymischer Versuch, der gewiß keine so große Absicht hatte, änderte die Sache wieder, und machte die Armeen zu feuerspeyenden Maschinen.

Wäs für eine Menge von Betrachtungen bietet nicht einem nachdenken Geiste, die Ausführung, und vielleicht die Verbesserung, dieser wenigen Sätze dar! Und

was haben die Gelehrten gethan, die, ohne was vom Kriege zu verstehen, etwa einen oder den andern davon berührt haben? Allenfalls den ehrlichen Barthold Schwarz in die tiefste Hölle verflucht! da sie ihm doch danken sollten, daß seit seiner Erfindung, Wissenschaft im Kriege wieder wichtiger geworden ist, als Stärke des Leibes, und der Heerführer, der sich sonst von seinen Begleitern nur durch bessere Rüstung und einen sehnichtern Arm zu unterscheiden wußte, jetzo seinen Vorzug in einem mit mehr Kenntnissen bereicherten Verstande, und einem fertigern Nachdenken setzt.

Soll nicht der Gelehrte, stolz auf diese Aehnlichkeit mit dem Helden, ihn richtiger kennen zu lernen suchen, dessen Andenken er der Nachwelt zu empfehlen vielleicht bestimmt ist? der deutsche Gelehrte, hat die Ehre seines Volkes zu schätzen, so viel Ursache, daß er sich um die Kenntniß des Kriegswesens bemüht, als irgend ein anderer; mit einem kleinen Nationalstolze würde man sagen: Mehr, als irgend ein anderer. Doch man muß billig seyn, und den Fremden, besonders den Nachbarn Deuschlandes, die Witz und Waffen in gleichem Werthe halten, zugestehen, daß sie die Geschützkunst, den Krieg mit besoldeten Schaaren, und Deutsche mit Deutschen zu bestreiten, die Befestigungskunst und was sie sonst von den Deutschen erhalten, allerdings beträchtlich verbessert haben. Sie selbst sind bey der vortheilhaften Vorstellung, die sie sich von ihrer Kriegskunst machen, doch gegen die Deutschen nicht ganz ungerecht. Mit einem doppelten Vergnügen, mit dem, daß ihr Wunsch ein Ruhm, und daß ihr Wunsch vergeblich ist, hört der deutsche Patriot sie den

Marschal von Sachsen sich noch wünschen, aber mit Entzückung hört er sie ihren unnachahmlichen Meistern in der Kriegskunst Friedrichen und Ferdinanden, Lobsprüche weihen, die sie so theuer zu stehen kommen.

Diese Lobsprüche waren noch vor wenig Wochen, fast das einzige, was uns bey unsern Bedrückungen aufrichtete: Nun danken wir der Vorsicht, daß wir sie nicht mehr hören, und flehen, sie nie mehr von solchen Beherrschern zu hören.

Als sollte eine vielfache Freude, uns das, was wir bisher erlitten haben, desto eher vergessen machen, können wir zu gleicher Zeit, dem Könige die ersten öffentlichen Beweise unserer unterthänigsten Treue, die ein langwieriger Zwang zurück hielt, geben, eine Fürstinn, die seines Herzens würdig war, verehren, und das Glück, das wir genießen, unsern spätesten Nachkommen durch einen Prinzen versichert sehen. Ausser den Empfindungen, die unsere Universität bey diesem Zusammenflusse freudiger Begebenheiten geäusert hat, treibt ein patriotischer Eifer den Hochwohlgebohrnen Herrn Johann von Döring die seinigen in einer deutschen Rede auszudrücken. Er und zweene Brüder, die schon rühmliche Belohnungen ihres hiesigen Fleißes erhalten haben, vereinigen die Vorzüge der Geburt mit der Gelehrsamkeit, und verdienen als nachahmungswürdige Beyspiele Studirenden von erhabenerm Stande, vorgestellt zu werden. Bey der Feyerlichkeit, die er jetzo veranstaltet, ist man ihm desto mehr Aufmerksamkeit schuldig, weil er seinen Fleiß bey uns zu einer Zeit fortgesetzt hat, da unmännliche Zaghaftigkeit und Weichligkeit, lieber unsern

Musensitz

Musensitz zu einer Einöde gemacht hätte. Ihm, und denen, die mit ihm geglaubt haben, daß der Beruf eines Studierenden, ihm auch bey Gefahren den Schutz der Vorsicht versichere, und daß die Gelegenheit den Wissenschaften ununterbrochen obzuliegen schon werth sey, auch große Unbequemlichkeiten zu überstehen, die noch dazu Angesessene vielmehr, als Fremde, treffen; wird selbst das künftig angenehm seyn, daß sie nicht durch eine übereilte Flucht, sich um die Gelegenheit gebracht haben, auch von dem Kriegswesen einige einem Gelehrten so anständige Kenntnisse zu erlangen.

Zu der Rede ist die zwote Stunde Nachmittags, Mittwochs den 13. October, und das größere Juristen Auditorium angesetzt.

Die hier befindlichen Freunde der Wissenschaften, insbesondere der Hochgebohrne Herr Reichsgraf und unsere übrigen gelehrten Mitbürger, alle, die sowohl Geburt und Stand, als Kenntniß und Liebe der Gelehrsamkeit edel machen, werden durch ihre geneigte Gegenwart, ihre Gewogenheit gegen den Redner, ihre Ehrfurcht gegen die hohen Gegenstände der Rede, ihren Beytritt zu Wünschen, die uns allen angelegen sind, entdecken.

Gegeben auf der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen; den 11. October 1762.

V.

Gesinnungen eines deutschen Gelehrten bey der Erinnerung Sr. Excellenz des wohlseel. Premierministers v. Münchhausen.

In einer Versammlung der königl. deutschen Gesellschaft den 15. Dec. 1770. vorgetragen von Abraham Gotthelf Kästnern.

Ein Gegenstand kann so groß, so erhaben seyn, daß nicht jeder, der von ihm reden will, alle Vorzüge desselben, richtig zu erkennen, anständig zu erzählen, vermag. In einem solchen Falle, wird es vernünftig seyn, sich bey diesem Gegenstande, auf das einzuschränken, wovon man sich getraut, mit der meisten Einsicht und Empfindung zu reden, das Uebrige Andern zu überlassen, und, anstatt daß die Fabel, ihren Herkules aus vielen zusammensetzte, einen wahren ausserordentlichen Mann, in viel Große zu theilen.

So will ich mich jetzo, bey dem Gegenstande verhalten, von dem allein sich gegenwärtig reden läßt, der aller Herzen mit dankbarer Wehmuth füllt. Von allen Gedanken, die Er erregen kann, will ich nur die verfolgen denen ich mich am liebsten überlasse, die, welche Münchhausens Namen in einem Gelehrten erregen muß, der, so stolz als ich, darauf ist; ein Deutscher zu seyn!

Nie

Nie habe ich den Ausländer um die Gaben seines Geistes beneidet. Nicht, den sanft, gefällig lehrenden Italiäner; nicht, den lebhaften sich alles erleichternden Gallier, nicht den tiefdenkenden Britten; Wenn ich einen von ihnen gelesen habe, ist mir immer ein Deutscher eingefallen, der dabey sagen könnte was einer meiner verstorbenen Freunde einmal sagte, der Leipziger Lehrer der Anatomie, Janke: Man bewunderte in seiner Gegenwart die Abbildung eines sehr feinen und künstlichen Präparats (*): Er sahe es an. — So einen Kopf möchte ich wohl auch einmal machen!

Seiner Geschicklichkeit, seines Eifers war er gewiß, aber nicht ob es ihm Zeit und Umstände erlauben würden.

Nur eine Erinnerung dieser Art demüthiget mich, wenn ich die grossen Ausländer sehe; Einen Newton, der sich in der Einsamkeit, wo ihn Erfindungen ergötzten, so wohl befand, daß sich Barrow mehr Mühe geben mußte ihn zu Annehmung eines Lehramts zu bewegen, als ein deutscher Magister sich giebt, ein Lehramt zu erhalten;

Und gegen Newton, den, welcher gewesen seyn mußte, wenn Newton seyn sollte, Keplern! Er erweiterte nicht Wissenschaften, er erfand neue: Theorie der Planeten, anziehende Kraft, Dioptrik, selbst Rechnung des

(*) Die Nerven des Angesichts, von Hr. Meckel, Hist. de l'Ac. R. des Sc. et des B. L. de Prusse, Tome VII. (der Titel hat durch einen Druckfehler Année 1752. statt 1751.) Ich gebe diese Anzeige hier mit desto mehr Vergnügen, weil auch das Präparat selbst von einem Deutschen war.

des Unendlichen; ohne alle die grossen Männer vom Cartes bis auf Hugen zu kennen, durch deren Bemühungen Newton sich über sie erhob, ohne Werkzeuge zu Versuchen und Beobachtungen, — wie nenne ich so entbehrliche Dinge? ohne Brod.

Freylich, hat Deutschland nicht eine Menge Kepler; Aber Britannien auch nicht eine Menge Newtone; Und so wird diese Vergleichung, eine von vielen, die ich beybringen könnte, immer den Deutschen berechtigen zu sagen: So einen Kopf wollte ich wohl auch machen.

Was wird er aber wünschen, wenn dieser sein Gedanke, nicht immer nur ein beunruhigendes, fruchtloses, endlich niederschlagendes Bestreben bleiben soll?

Zuerst freylich, weil wir nicht blos Geister sind, die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Körpers. Und, muß er diese Bedürfnisse, durch das erwerben, wodurch Monarchen, wenn es gute Monarchen sind, die ihrigen erwerben, durch Geschäftigkeit die den Menschen nützt? so ist er bey solchen Geschäfften glücklich, die seinen Fähigkeiten, seinen Neigungen gemäß sind, wo auch sein beßrer Theil Nahrung findet, wo er Veranlassung und Muße hat, bekannten und lange gebrauchten Wahrheiten, neue Anwendungen, neue Einsichten beyzufügen.

Seine Bemühungen können Hülfsmittel erfordern, die er selbst sich nicht so leicht verschaffen könnte: Werden ihm dergleichen dargeboten, so vergrössert diese Freygebigkeit, den Eifer, den sie unterstützt.

Zum Wesentlichen, würde er nun eben nicht viel mehr verlangen. Wenn nicht der Gelehrte, so gut

als

als Der, dessen Werkzeug ihm auch ein Ehrenzeichen ist, seinen Stand, für einen Stand der Ehre hielte, wenn nicht auch ihn, schon ohne weitern Vortheil, auch nur Aufmerksamkeit und Achtung des Großen anfeurete.

Daß der deutsche Gelehrte, alles dieses in Göttingen genossen hat, ist bekannt; daß er etwas davon sonst nirgends genossen hätte, dieses zu sagen, wäre unanständig, selbst es mit einiger Zufriedenheit zu denken, niedrig, unter den Gedanken eines Geistes der den Werth der Wissenschaften kennt, und ihnen überall Ausbreitung und Schutz wünscht.

Die Gnade der Großen, sie äusere sich nun durch wirkliche Beförderung gelehrter Bemühungen, oder, wenigstens durch Beyfall, der den Gelehrten seine Kräfte anzustrengen treibt, ist allerdings wichtig für die Unterhaltung und das Wachsthum der Gelehrsamkeit. Der deutsche Gelehrte klagt doch oft in dieser Betrachtung über Kaltsinn, der bey den andern Nationen nicht seyn soll; ich kann nicht völlig urtheilen, wie weit seine Klagen gegründet sind, weil ich den Zustand der auswärtigen Gelehrsamkeit nur aus Nachrichten kenne: Manche dieser Nachrichten scheinen mir, wenigstens von den jetzigen Zeiten ohngefähr das zu sagen, was jener sagte, der aus dem Monde zu kommen vorgab: Es ist dorten alles so wie hier!

Aber, welcher deutsche Gelehrte, wünscht sich nicht in seine Zeiten, den römischen Mäcen zurück? statt Dessen, den er etwa so nennen muß. Man hat eine deutsche Lebensbeschreibung, wie der Titel heißt, der welt-

weltberühmten Person des Mäcenas, die ich vor diesem gelesen habe, nicht viel mehr aus ihr weiß, und sie nicht wieder nachzuschlagen verlange: Was ich von ihm, vor diesem im Horaz gelesen habe, das weiß ich noch, und lese es noch immer wieder. Der Minister eines Beherrschers der Welt, ein Mann dem Könige Cour machten, ergötzt sich mit den schönsten Geistern seiner Zeiten die aller nachfolgenden, noch unerreichte Vorbilder bleiben. Mit mehr Geschmacke, kann man sich nicht leicht ergötzen, und, nach meiner Empfindung, die freylich nicht die Empfindung aller Gelehrten seyn kann, ist nur noch eine Erhohlung von Regierungssorgen, die dieser gleichzustehen, allenfalls mit ihr abzuwechseln verdiente: die Betrachtung der Wunder der Natur, die Beobachtung des Himmels, die Erhohlung Julius Cäsars, Carl des Fünften, und Georg des dritten.

Indessen weil doch selbst Vitruv, seine Bücher nicht an den Mäcen, sondern an den Kaiser richtet, der ein hölzernes Rom fand, und ein marmornes hinterließ, so sehe ich nicht, warum Horazens Freund, eben der Heilige des Mathematikverständigen seyn soll? oder des Philosophen, oder des Geschichtschreibers, zumal dessen, der sich mit dem medio aevo beschäftigt; am allerwenigsten was die drey obern Facultäten mit ihm zu thun haben?

Allen gelehrten Beschäftigungen Aufmerksamkeit gönnen; denen, die sich durch Reitz zu empfehlen suchen, und denen, die glauben ihre Wichtigkeit könne der Anmuth entbehren; denen, die allgemeiner Beyfall für nützlich erklärt, und denen, die wie Schutzgeister

die

die Sterblichen leiten, ohne von gemeinen Augen bemerkt zu werden; In allen diesen Wissenschaften, Leute die sich über das Mittelmäßige erheben, aufsuchen, sammlen, versorgen, unterstützen; Jedem von ihnen die Verrichtungen bestimmen, die ihm seine eignen Neigungen, seine gezeigten Geschicklichkeiten bestimmten, und dadurch sicher seyn daß er die Erwartung von ihm erfüllt, die sich auf seinen Charakter gründet; ohne Partheilichkeit für eine Wissenschaft, für einen Mann, jedem was er zu Beförderung seiner Untersuchung wünschet, gewähren; die Entdeckung dieser Wünsche von ihm verlangen; von dem Lehrer, der die Wissenschaften ausbreitet, von dem Erfinder der sie erweitert: Größe des Geistes in Regierung des Ganzen, mit unglaublicher Arbeitsamkeit in Lenkung aller einzelnen Theile verbinden; nicht die äuserlichen Handlungen durch Befehle, sondern die Herzen durch Leutseeligkeit beherrschen; selbst, wie die Gottheit Mängel der Menschen duldet, die sie zu Ausführung ihrer Absichten braucht; auch die Mängel der Gelehrten dulden; langmüthig, huldreich, ihre Unzufriedenheiten, ihre Uneinigkeiten, beruhigen, wenn gleich der Platz zwischen denselben bey weiten nicht so unterhaltend ist, als des Augustus Platz zwischen Maros Seufzern und Horazens Thränen. Allenfalls, Den, der übermenschliche Geduld mißbraucht, nur so strafen, wie auch die Gottheit, den unzufriednen Trotz aufs gelindeste straft, durch Erfüllung seines Verlangens; Und so, der ersten Stelle in der Verwaltung des Staates, gleich eifrig, den nicht so prächtigen, aber eben so mühsamen Schutz einer Universität beyfügen;

beyfügen; beyde, unverdroſſen, unentkräftet, im ſpäten Alter, bis an den Uebergang in ein beſſeres Leben fortſetzen; Das ſind Züge einer Schilderung, zu der, jetzo noch, keine Zeit, keine Nation, einen Namen ſchreiben kann, als die unſrige.

Und dieſer Deutſche, im Dienſte eines Fürſtenſtammes, der ſeine Macht, ſeine Weisheit, ſeinen Eifer, ſein Blut, allemal zu Germaniens Vortheil, Ehre, Rettung, angewandt hat, den Britannien rufte, Freyheit und Religion zu beſchirmen; da beſtimmt er den Wiſſenſchaften einen Sitz, will, daß das Land, das noch immer Hermanne gezeugt hatte, auch Druiden und Barden haben ſoll! Fühlt, deutſche Gelehrte, den Werth den Er euch gab!

Bey dem Verluſte eines verehrten Gegenſtandes, verſtatteten ſie Thränen, dem weichern Geſchlechte, Andenken empfohlen ſie Männern; die Deutſchen des Tacitus, Sie, für die doch, im Munde der Nachwelt leben, nicht die ganze Unſterblichkeit war, wie für philoſophirende Römer, ſie, die richtiger, erhabner, von der Unſterblichkeit dachten.

Andenken erhalten, heißt nicht: den Namen nennen, wie ihn ein Stein nennt. Es heißt: Handlungen unternehmen, wie dem Geiſte, den wir ehren, gefallen würden, wenn Er ſie ſähe; was er veranſtaltet hat, ferner ſeiner Beſtimmung gemäß anwenden, Wohlthaten die er uns erzeigt hat, durch fortgeſetzte Wirkſamkeit derſelben der ſpätern Nachwelt übergeben. So; nicht mit Worten, mit Tugenden, ſegne der deutſche, der göttingiſche, Gelehrte, Münchhauſen!

VI.

Der Erinnerung Sr. Excell. des Wohlseel. Hrn. Cammerpräsidenten von Behr; als Oberältesten der kön. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gewidmet.

In einer feyerlichen Versammlung der Gesellschaft, den 11. Jan. 1772.

Von Jemanden, der unserer Verehrung und Liebe ist entrissen worden, sich zu unterhalten, ist eine traurige Wollust, der man sich wohl überlassen darf, wenn man auch seine eignen und die allgemeinen Empfindungen, für allen Ausdruck durch Worte, zu stark fühlt, wenn man auch nicht glaubt, daß sich mit Geiste und Kunst des Gelehrten, eine Lobrede machen lasse, die so viel sagt, als der Schmerz ganzer Provinzen.

So wird es der deutschen Gesellschaft verstattet seyn, sich Desjenigen jetzo zu erinnern, der an ihren allerersten Bemühungen als Mitarbeiter Theil genommen hat, dessen Schutze sie wesentliche Vortheile verdankt, und der ihr erlaubte, Ihn unter einer Benennung, die noch immer eine Fortdauer der alten Verbindung mit ihr anzeigte, zu verehren.

Es sind noch Mitglieder vorhanden, die der ersten Zeiten unserer Gesellschaft gedenken (*): diese versichern, daß nicht Geburt und Rang, allein, der Gesellschaft ihren ersten Aeltesten, nachmaligen Oberältesten verehrungswerth gemacht haben, daß Er auch in den schönen Wissenschaften, den anhaltenden Fleiß, den feurigen Geist, gezeigt hat, durch die er sich in ernsthafterer Gelehrsamkeit, unter den damaligen edlen Jünglingen auszeichnete, bald Einsichten und Eifer wieß, denen Länder ihr Wohl anvertrauen durften, der erste unter Georgiens Augustens Söhnen war, der sich so weit erhob, — und zu kurz ihr Pflegevater (**)!

Damals

(*) Die Gesellschaft entstand 1738; damals waren ihre ordentlichen Mitglieder Studierende, die sich unter Gesners und anderer hiesigen Gelehrten Aufsicht übten, man nannte daher Gelehrte, die nicht mehr Collegia hörten, wenn sie ihr beytraten, Ehrenmitglieder. Von diesen alten Ehrenmitgliedern führen einige Auswärtige immer noch diesen Titel, die ihn nach der jetzigen Verfassung der Gesellschaft wohl nicht erwarten würden, da die jetzigen ordentlichen Mitglieder, lauter hiesige Professoren sind.

Bey dieser ersten Einrichtung der Gesellschaft war der Hr. v. B. vom May bis Sept. 1738 Aeltester, und als Er nachdem anfing Staatsgeschäfte zu verwalten, suchte die Gesellschaft durch die Benennung des Oberältesten, zu erhalten, daß Er sich ihrer ferner erinnerte. Man s. Pütters Geschichte der Georg Augustus Univ. 145. §.

(**) Der Hr. v. B. hatte die Curatel der Universität im Anfange des Jahres 1771 übernommen; Er befand sich den 26. Nov. dieses Jahres zu Göttingen, (an eben dem Tage des vorigen Jahres war der Hr. v. Münchhausen gestorben) und starb den 26. Deremb.

Damals bin ich nicht gegenwärtig gewesen, und doch weiß ich von dem, was unsere Mitglieder rühmen, etwas mehr, als nur aus ihren Zeugnissen.

Ich verlohr im Jahre 1758, die Person, deren beständige Gesellschaft ich mir zu meiner Zufriedenheit gewünscht hatte: Einige Zeilen, die ich darüber aufsetzte, und die sich wenigstens durch die Wahrheit der Empfindung empfehlen müssen, übersandte ich dem Herrn v. Behr (*).

Seine leutseelige Antwort begleitete ein Gedicht, darinnen Er vordem den Verlust eines ihm sehr werthen Freundes beklagt hatte. Man lase es mit Rührung unter den Werken jedes unserer guten Dichter;

Aber welches Gefühl, welche Denkungsart, setzt bey seinem Verfasser derjenige Gebrauch zum Voraus, den er davon als Minister machte!

Bey diesem Vorfalle, war alles, wodurch sein Herz sich äusern konnte, ein edles Mitleiden. Für unzählig andere Gelegenheiten, hatte die Gottheit diesem Herzen, das ihr an Güte so ähnlich war, auch Etwas von ihrer Macht zu helfen vertrauet, und ihm dadurch das gröste Vergnügen gewähret, dessen menschliche Empfindung fähig ist. Vermag Etwas, einem solchen Geiste den Uebergang in ein besseres Leben schwer zu machen, so ist es nur der Wunsch, in einer Welt zu bleiben, wo er noch wohlthun könnte.

Dieser Theil des Herrn v. Behr Charakter, will nicht beschrieben, nur empfunden seyn. Man verstatte mir also von desselben Betrachtung, mich durch

(*) Die beyden Elegien, die in gegenwärtiger Sammlung unter den Gedichten die sechste Stelle einnehmen.

V.

ſinnungen eines deutſchen Gelehrten bey der Erinnerung Sr. Excellenz des wohlſeel. Premierminiſters v. Münchhauſen.

i einer Verſammlung der königl. deutſchen Geſellſchaft den 15. Dec. 1770. vorgetragen von Abraham Gotthelf Käſtnern.

Kein Gegenſtand kann ſo groß, ſo erhaben ſeyn, daß nicht jeder, der von ihm reden will, alle orzüge deſſelben, richtig zu erkennen, anſtändig zu ählen, vermag. In einem ſolchen Falle, wird vernünftig ſeyn, ſich bey dieſem Gegenſtande, auf s einzuſchränken, wovon man ſich getraut, mit der eiſten Einſicht und Empfindung zu reden, das Uebrige ndern zu überlaſſen, und, anſtatt daß die Fabel, en Herkules aus vielen zuſammenſetzte, einen ahren auſſerordentlichen Mann, in viel Große theilen.

So will ich mich jetzo, bey dem Gegenſtande verlten, von dem allein ſich gegenwärtig reden läßt, aller Herzen mit dankbarer Wehmuth füllt. Von en Gedanken, die Er erregen kann, will ich nur verfolgen denen ich mich am liebſten überlaſſe, welche Münchhauſens Namen in einem Gerten erregen muß, der, ſo ſtolz als ich, darauf ein Deutſcher zu ſeyn!

Nie

Nie habe ich den Ausländer um die Gaben seines Geistes beneidet. Nicht, den sanft, gefällig lehrenden Italiäner; nicht, den lebhaften sich alles erleichternden Gallier, nicht den tiefdenkenden Britten; Wenn ich einen von ihnen gelesen habe, ist mir immer ein Deutscher eingefallen, der dabey sagen könnte was einer meiner verstorbenen Freunde einmal sagte, der Leipziger Lehrer der Anatomie, Janke: Man bewunderte in seiner Gegenwart die Abbildung eines sehr feinen und künstlichen Präparats (*): Er sahe es an. — So einen Kopf möchte ich wohl auch einmal machen!

Seiner Geschicklichkeit, seines Eifers war er gewiß, aber nicht ob es ihm Zeit und Umstände erlauben würden.

Nur eine Erinnerung dieser Art demüthiget mich, wenn ich die grossen Ausländer sehe; Einen Newton, der sich in der Einsamkeit, wo ihn Erfindungen ergötzten, so wohl befand, daß sich Barrow mehr Mühe geben mußte ihn zu Annehmung eines Lehramts zu bewegen, als ein deutscher Magister sich giebt, ein Lehramt zu erhalten;

Und gegen Newton, den, welcher gewesen seyn mußte, wenn Newton seyn sollte, Keplern! Er erweiterte nicht Wissenschaften, er erfand neue: Theorie der Planeten, anziehende Kraft, Dioptrik, selbst Rechnung des

(*) Die Nerven des Angesichts, von Hr. Meckel, Hist. de l'Ac. R. des Sc. et des B. L. de Prusse, Tome VII. (der Titel hat durch einen Druckfehler Année 1752. statt 1751.) Ich gebe diese Anzeige hier mit desto mehr Vergnügen, weil auch das Präparat selbst von einem Deutschen war.

des Unendlichen; ohne alle die groſſen Männer vom Cartes bis auf Hugen zu kennen, durch deren Bemühungen Newton sich über sie erhob, ohne Werkzeuge zu Versuchen und Beobachtungen, — wie nenne ich so entbehrliche Dinge? ohne Brod.

Freylich, hat Deutschland nicht eine Menge Kepler; Aber Britannien auch nicht eine Menge Newtone; Und so wird diese Vergleichung, eine von vielen, die ich beybringen könnte, immer den Deutschen berechtigen zu sagen: So einen Kopf wollte ich wohl auch machen.

Was wird er aber wünschen, wenn dieser sein Gedanke, nicht immer nur ein beunruhigendes, fruchtloses, endlich niederschlagendes Bestreben bleiben soll?

Zuerst freylich, weil wir nicht blos Geister sind, die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Körpers. Und, muß er diese Bedürfnisse, durch das erwerben, wodurch Monarchen, wenn es gute Monarchen sind, die ihrigen erwerben, durch Geschäftigkeit die den Menschen nützt? so ist er bey solchen Geschäfften glücklich, die seinen Fähigkeiten, seinen Neigungen gemäß sind, wo auch sein beßrer Theil Nahrung findet, wo er Veranlassung und Muße hat, bekannten und lange gebrauchten Wahrheiten, neue Anwendungen, neue Einsichten beyzufügen.

Seine Bemühungen können Hülfsmittel erfordern, die er selbst sich nicht so leicht verschaffen könnte: Werden ihm dergleichen dargeboten, so vergröſſert diese Freygebigkeit, den Eifer, den sie unterstützt.

Zum Wesentlichen, würde er nun eben nicht viel mehr verlangen. Wenn nicht der Gelehrte, so gut

als

als Der, dessen Werkzeug ihm auch ein Ehrenzeichen ist, seinen Stand, für einen Stand der Ehre hielte, wenn nicht auch ihn, schon ohne weitern Vortheil, auch nur Aufmerksamkeit und Achtung des Großen anfeurete.

Daß der deutsche Gelehrte, alles dieses in Göttingen genossen hat, ist bekannt; daß er etwas davon sonst nirgends genossen hätte, dieses zu sagen, wäre unanständig, selbst es mit einiger Zufriedenheit zu denken, niedrig, unter den Gedanken eines Geistes der den Werth der Wissenschaften kennt, und ihnen überall Ausbreitung und Schutz wünscht.

Die Gnade der Großen, sie äusere sich nun durch wirkliche Beförderung gelehrter Bemühungen, oder, wenigstens durch Beyfall, der den Gelehrten seine Kräfte anzustrengen treibt, ist allerdings wichtig für die Unterhaltung und das Wachsthum der Gelehrsamkeit. Der deutsche Gelehrte klagt doch oft in dieser Betrachtung über Kaltsinn, der bey den andern Nationen nicht seyn soll; ich kann nicht völlig urtheilen, wie weit seine Klagen gegründet sind, weil ich den Zustand der auswärtigen Gelehrsamkeit nur aus Nachrichten kenne: Manche dieser Nachrichten scheinen mir, wenigstens von den jetzigen Zeiten ohngefähr das zu sagen, was jener sagte, der aus dem Monde zu kommen vorgab: Es ist dorten alles so wie hier!

Aber, welcher deutsche Gelehrte, wünscht sich nicht in seine Zeiten, den römischen Mäcen zurück? statt Dessen, den er etwa so nennen muß. Man hat eine deutsche Lebensbeschreibung, wie der Titel heißt, der welt-

weltberühmten Person des Mäcenas, die ich vor diesem gelesen habe, nicht viel mehr aus ihr weiß, und sie nicht wieder nachzuschlagen verlange: Was ich von ihm, vor diesem im Horaz gelesen habe, das weiß ich noch, und lese es noch immer wieder. Der Minister eines Beherrschers der Welt, ein Mann dem Könige Cour machten, ergötzt sich mit den schönsten Geistern seiner Zeiten die aller nachfolgenden, noch unerreichte Vorbilder bleiben. Mit mehr Geschmacke, kann man sich nicht leicht ergötzen, und, nach meiner Empfindung, die freylich nicht die Empfindung aller Gelehrten seyn kann, ist nur noch eine Erhohlung von Regierungssorgen, die dieser gleichzustehen, allenfalls mit ihr abzuwechseln verdiente: die Betrachtung der Wunder der Natur, die Beobachtung des Himmels, die Erhohlung Julius Cäsars, Carl des Fünften, und Georg des dritten.

Indessen weil doch selbst Vitruv, seine Bücher nicht an den Mäcen, sondern an den Kaiser richtet, der ein hölzernes Rom fand, und ein marmornes hinterließ, so sehe ich nicht, warum Horazens Freund, eben der Heilige des Mathematikverständigen seyn soll? oder des Philosophen, oder des Geschichtschreibers, zumal dessen, der sich mit dem medio aevo beschäftigt; am allerwenigsten was die drey obern Facultäten mit ihm zu thun haben?

Allen gelehrten Beschäftigungen Aufmerksamkeit gönnen; denen, die sich durch Reitz zu empfehlen suchen, und denen, die glauben ihre Wichtigkeit könne der Anmuth entbehren; denen, die allgemeiner Beyfall für nützlich erklärt, und denen, die wie Schutzgeister

die

die Sterblichen leiten, ohne von gemeinen Augen bemerkt zu werden; In allen diesen Wissenschaften, Leute die sich über das Mittelmäßige erheben, aufsuchen, sammlen, versorgen, unterstützen; Jedem von ihnen die Verrichtungen bestimmen, die ihm seine eignen Neigungen, seine gezeigten Geschicklichkeiten bestimmten, und dadurch sicher seyn daß er die Erwartung von ihm erfüllt, die sich auf seinen Charakter gründet; ohne Partheilichkeit für eine Wissenschaft, für einen Mann, jedem was er zu Beförderung seiner Untersuchung wünschet, gewähren; die Entdeckung dieser Wünsche von ihm verlangen; von dem Lehrer, der die Wissenschaften ausbreitet, von dem Erfinder der sie erweitert: Größe des Geistes in Regierung des Ganzen, mit unglaublicher Arbeitsamkeit in Lenkung aller einzelnen Theile verbinden; nicht die äuserlichen Handlungen durch Befehle, sondern die Herzen durch Leutseeligkeit beherrschen; selbst, wie die Gottheit Mängel der Menschen duldet, die sie zu Ausführung ihrer Absichten braucht; auch die Mängel der Gelehrten dulden; langmüthig, huldreich, ihre Unzufriedenheiten, ihre Uneinigkeiten, beruhigen, wenn gleich der Platz zwischen denselben bey weiten nicht so unterhaltend ist, als des Augustus Platz zwischen Maros Seufzern und Horazens Thränen. Allenfalls, Den, der übermenschliche Geduld mißbraucht, nur so strafen, wie auch die Gottheit, den unzufriednen Trotz aufs gelindeste straft, durch Erfüllung seines Verlangens; Und so, der ersten Stelle in der Verwaltung des Staates, gleich eifrig, den nicht so prächtigen, aber eben so mühsamen Schutz einer Universität beyfügen;

beyfügen; beyde, unverdroſſen, muntkräftet, im ſpäten Alter, bis an den Uebergang in ein beſſeres Leben fortſetzen; Das ſind Züge einer Schilderung, zu der, jetzo noch, keine Zeit, keine Nation, einen Namen ſchreiben kann, als die unſrige.

Und dieſer Deutſche, im Dienſte eines Fürſtenſtammes, der ſeine Macht, ſeine Weisheit, ſeinen Eifer, ſein Blut, allemal zu Germaniens Vortheil, Ehre, Rettung, angewandt hat, den Britannien rufte, Freyheit und Religion zu beſchirmen; da beſtimmt er den Wiſſenſchaften einen Sitz, will, daß das Land, das noch immer Hermanne gezeugt hatte, auch Druiden und Barden haben ſoll! Fühlt, deutſche Gelehrte, den Werth den Er euch gab!

Bey dem Verluſte eines verehrten Gegenſtandes, verſtatteten ſie Thränen, dem weichern Geſchlechte, Andenken empfohlen ſie Männern; die Deutſchen des Tacitus, Sie, für die doch, im Munde der Nachwelt leben, nicht die ganze Unſterblichkeit war, wie für philoſophirende Römer, ſie, die richtiger, erhabner, von der Unſterblichkeit dachten.

Andenken erhalten, heißt nicht: den Namen nennen, wie ihn ein Stein nennt. Es heißt: Handlungen unternehmen, wie dem Geiſte, den wir ehren, gefallen würden, wenn Er ſie ſähe; was er veranſtaltet hat, ferner ſeiner Beſtimmung gemäß anwenden, Wohlthaten die er uns erzeigt hat, durch fortgeſetzte Wirkſamkeit derſelben der ſpätern Nachwelt übergeben. So; nicht mit Worten, mit Tugenden, ſegne der deutſche, der göttingiſche, Gelehrte, Münchhauſen!

VI.

Der Erinnerung Sr. Excell. des Wohlseel. Hrn. Cammerpräsidenten von Behr; als Oberältesten der kön. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gewidmet.

In einer feyerlichen Versammlung der Gesellschaft, den 11. Jan. 1772.

Von Jemanden, der unserer Verehrung und Liebe ist entrissen worden, sich zu unterhalten, ist eine traurige Wollust, der man sich wohl überlassen darf, wenn man auch seine eignen und die allgemeinen Empfindungen, für allen Ausdruck durch Worte, zu stark fühlt, wenn man auch nicht glaubt, daß sich mit Geiste und Kunst des Gelehrten, eine Lobrede machen lasse, die so viel sagt, als der Schmerz ganzer Provinzen.

So wird es der deutschen Gesellschaft verstattet seyn, sich Desjenigen jetzo zu erinnern, der an ihren allererstен Bemühungen als Mitarbeiter Theil genommen hat, dessen Schutze sie wesentliche Vortheile verdankt, und der ihr erlaubte, Ihn unter einer Benennung, die noch immer eine Fortdauer der alten Verbindung mit ihr anzeigte, zu verehren.

Es sind noch Mitglieder vorhanden, die der ersten Zeiten unserer Gesellschaft gedenken (*): diese versichern, daß nicht Geburt und Rang, allein, der Gesellschaft ihren ersten Aeltesten, nachmaligen Oberältesten verehrungswerth gemacht haben, daß Er auch in den schönen Wissenschaften, den anhaltenden Fleiß, den feurigen Geist, gezeigt hat, durch die er sich in ernsthafterer Gelehrsamkeit, unter den damaligen edlen Jünglingen auszeichnete, bald Einsichten und Eifer wieß, denen Länder ihr Wohl anvertrauen durften, der erste unter Georgiens Augustens Söhnen war, der sich so weit erhob, — und zu kurz ihr Pflegevater (**)!

Damals

(*) Die Gesellschaft entstand 1738; damals waren ihre ordentlichen Mitglieder Studierende, die sich unter Gesners und anderer hiesigen Gelehrten Aufsicht übten, man nannte daher Gelehrte, die nicht mehr Collegia hörten, wenn sie ihr beytraten, Ehrenmitglieder. Von diesen alten Ehrenmitgliedern führen einige Auswärtige immer noch diesen Titel, die ihn nach der jetzigen Verfassung der Gesellschaft wohl nicht erwarten würden, da die jetzigen ordentlichen Mitglieder, lauter hiesige Professoren sind.

Bey dieser ersten Einrichtung der Gesellschaft war der Hr. v. B. vom May bis Sept. 1738 Aeltester, und als Er nachdem anfing Staatsgeschäfte zu verwalten, suchte die Gesellschaft durch die Benennung des Oberältesten, zu erhalten, daß Er sich ihrer ferner erinnerte. Man s. Pütters Geschichte der Georg Augustus Univ. 145. §.

(**) Der Hr. v. B. hatte die Curatel der Universität im Anfange des Jahres 1771 übernommen; Er befand sich den 26. Nov. dieses Jahres zu Göttingen, (an eben dem Tage des vorigen Jahres war der Hr. v. Münchhausen gestorben) und starb den 26. Decemb.

Damals bin ich nicht gegenwärtig gewesen, und doch weiß ich von dem, was unsere Mitglieder rühmen, etwas mehr, als nur aus ihren Zeugnissen.

Ich verlohr im Jahre 1758, die Person, deren beständige Gesellschaft ich mir zu meiner Zufriedenheit gewünscht hatte: Einige Zeilen, die ich darüber aufsetzte, und die sich wenigstens durch die Wahrheit der Empfindung empfehlen müssen, übersandte ich dem Herrn v. Behr (*).

Seine leutseelige Antwort begleitete ein Gedicht, darinnen Er vordem den Verlust eines ihm sehr werthen Freundes beklagt hatte. Man läse es mit Rührung unter den Werken jedes unserer guten Dichter;

Aber welches Gefühl, welche Denkungsart, setzt bey seinem Verfasser derjenige Gebrauch zum Voraus, den er davon als Minister machte!

Bey diesem Vorfalle, war alles, wodurch sein Herz sich äusern konnte, ein edles Mitleiden. Für unzählig andere Gelegenheiten, hatte die Gottheit diesem Herzen, das ihr an Güte so ähnlich war, auch Etwas von ihrer Macht zu helfen vertrauet, und ihm dadurch das größte Vergnügen gewähret, dessen menschliche Empfindung fähig ist. Vermag Etwas, einem solchen Geiste den Uebergang in ein besseres Leben schwer zu machen, so ist es nur der Wunsch, in einer Welt zu bleiben, wo er noch wohlthun könnte.

Dieser Theil des Herrn v. Behr Charakter, will nicht beschrieben, nur empfunden seyn. Man verstatte mir also von desselben Betrachtung, mich durch

(*) Die beyden Elegien, die in gegenwärtiger Sammlung unter den Gedichten die sechste Stelle einnehmen.

alte Geschichte zu zerstreuen, an die Seine Verbindung mit unserer Gesellschaft mich erinnert hat.

Es war eine Zeit, da Höfe deutscher Kaiser und Fürsten, der Aufenthalt der deutschen Dichtkunst waren. Helden und Heldentöchter sangen große Thaten, sanfte Empfindungen, Tugendlehren. Noch reitzen uns ihre Lieder, ihr Deutsch zu lernen.

List der Geistlichkeit entzog den Laien Witz und Wissenschaften; zwar gieng es hiebey denen, die den Laien diese Vorzüge raubten, wie jenen, die selbst nicht in das Himmelreich wollten, und die abhielten, welche hinein wollten. Indessen, vergaß doch darüber, der deutsche Adel, nicht nur zu dichten, selbst zu lesen, und die Dichtkunst erniedrigte sich zur Belustigung des Pöbels.

So verlohr die deutsche Muse ihre Würde, sie verlernte anständigen Ausdruck, feine Sitten, selbst Heldenthaten wußte sie nicht mehr zu singen, denn sie begleitete nicht mehr den Ritter in die Schlacht, sie schrieb nur nach, was der Landsknecht dem Meistersänger erzehlte.

Aber sie ward auch für diese Verachtung gerächt. Der Adel versank in Tummheit und Wildheit, und die niedrigste unter allen sinnlichen Ergötzungen, die Ergötzung, sich empfindungslos zu trinken, ward der Charakter der Großen in der Nation.

Das Licht der alten Gelehrsamkeit brach wieder hervor; Italien schickte es Deutschland zu, und erstaunte, als ihm Deutschland einen stärkern blendenden Glanz zurück sandte. Doch dieses Licht mußte seine völlige Stärke anwenden, die Finsternisse der vier Facultäten

zu

zu vertreiben; die es noch jetzo nicht ganz vertrieben hat; daher erheiterte es nicht den Adel, nicht das Volk;

Nur ein Ulrich von Hutten spottete über die gelehrten Barbarn, in Lateine, das sie nicht verstanden, und verdeutschte ihnen seinen Spott mit seinem Schwerte.

Endlich vereinigte doch, Achtung für den Werth und die Zierde unserer Sprache, die erste deutsche Gesellschaft; nicht auf einer Universität, sondern an einem sächsischen Hofe; bey ihr waren Fürsten und Edle, nicht wie sie sich jetzo noch gefallen lassen, gelehrten Gesellschaften beyzutreten, Ehrenmitglieder, sondern Stifter. Die Helden die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, für unser Vaterland fochten, durch deutsche Tapferkeit und Standhaftigkeit, gegen oft überlegene Macht, doch so viel noch erhielten, daß in Deutschland die Freyheit der Staaten und die noch kostbarere Freyheit der Gewissen, nicht gänzlich unterdruckt wurde, eben die, schützten auch Sprache und Witz des Vaterlandes, als Mitglieder des Palmenordens.

Es ist keine Schmeicheley von ihnen zu sagen, daß ihr patriotischer Eifer, ihr Ansehen, ihre Macht, die Barbarey zurück gehalten haben, die jener unglückliche Krieg, über Deutschlands Sprache zu bringen drohte. Denn, über andere Theile der Gelehrsamkeit hat er sie wirklich gebracht. Theologie und Jurisprudenz, die sich durch die alte Litteratur gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts etwas gehoben hatten, sanken wieder zu der Tiefe der Scholastiker und Glossatoren.

Die deutschen Schriftsteller dieser Zeiten, und das sind meistens die eigentlichen gelehrten Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft; die sind gegentheils besser,

als die deutschen Schriftsteller der nächstvorhergehenden Jahre; diejenigen unter ihnen, die vornämlich ernsthaften Unterricht zur Absicht hatten, behalten auch jetzo noch ihren Werth, dergleichen sind: v. Seckendorf, Schottel, Hortleder, Olearius; die deren Entzweck mehr Ergötzung war, haben mehr verlohren, auch deßwegen mit, weil Ergötzungen sich wie Moden ändern; an ihrem Witze, ist oft nur das tadelhaft, daß er nicht ganz deutsch ist; daß er lateinisch, italienisch, französisch seyn soll, daher kömmt er uns jetzo vor, wie unsern Nachkommen der jetzigen Deutschen brittisch und orientalisch seyn sollender Witz vorkommen wird.

Indessen sind diese veralterten deutschen schönen Geister, jetzo noch immer für uns lesbarer, als für den Franzosen seine gleich alten Landsleute: Ja, die Gallier haben nicht einmal jemanden in diesen Jahren unserm Opitz entgegen zu setzen.

Freylich, nicht alle dieser Schriftsteller, besaßen Opitzens philosophischen, durch alte Gelehrsamkeit gebildeten Geist, doch wären auch den deutschen Calpreneden, Saint Amands und Chapelains, schon damals gleich, deutsche Boileaus, Racinen und Voltären gefolgt, wenn der ansehnlichste Theil der deutschen Großen ferner gedacht hätten, wie ihre Vorfahren

Das Volk, das Helden zeugt, soll ihre Thaten singen;
So weit sein Ruhm erschallt, soll seine Sprache dringen.

Statt dessen machten sich viele von ihnen lieber dadurch lächerlich, daß sie Französisch mit Sprachschnitzern und deutscher Steifigkeit redeten.

Gäben

Gaben einer Nation, angenehme Schriftsteller, besonders in ihrer Sprache, auch nur eine unschuldige Ergötzung, so wäre, dieselbe zu lenken, dadurch die Erniedrigung zu schlechten, selbst schädlichen Ergötzungen zu hindern, so wenig unter den Geschäften derer, die für das Glück der Nation wachen, so wenig kluge, liebreiche Aeltern, auch die Spiele ihrer Kinder, ihrer Aufmerksamkeit unwerth achten.

Doch, Witz, Schönheit des Ausdrucks, Anmuth des Vortrages sind etwas mehr, als eine Geschicklichkeit Spielzeug zu schreiben, bey demjenigen, der mit ihnen gründliche Wissenschaften verbindet. Der macht durch Erleichterung des Nachdenkens nützliche Lehren, auch solchen Lesern begreiflich, die tiefsinnige Schlüsse nicht gefaßt hätten; er erwirbt der Wahrheit durch eine reizende Einkleidung Liebhaber, denen sie in ihrer ernsten Gestalt, anfangs nicht gefallen hätte; durch ihn, wird Lesen, Denken, Forschen, eine Ergötzung, die sich durch alle Stände des Staates ausbreitet, und in der aufgeklärten Nation erheben sich Künste und Gewerbe.

Schöne Wissenschaften, auf diese Art angewandt, dürfen wohl allezeit den Schutz patriatischer Minister hoffen; und wenn unsere Gesellschaft, immer Etwas dergleichen leistet, so wird sie allemal werth bleiben, daß ein von Behr ihr Oberältester gewesen ist!

VII.

Ueber den Werth der Mathematik, wenn man sie als einen Zeitvertreib betrachtet.

An Herrn Mestral v. St. Saphorin (*).

Hochwohlgebohrner Herr Cammerjunker,

Es ist ein besonderes Vergnügen für mich, Ihnen bey dem Fleiße, den Sie auf die Mathematik wenden, nützlich zu seyn: Dieses Vergnügen wird noch durch die Art, wie Sie meine Dienste brauchen, vergrößert; Ich bin bey Ihnen nicht verbunden als ein Lehrmeister dem Schüler alles nach der Ordnung vorzubuchstabiren; sondern ich darf nur einem Freunde da rathen, wo er Stellen antrift, die ihm bey seinem eignen Fleiße, oft nicht einmal für seine Kenntniß zu schwer, sondern nur, weil der Verfasser nicht den bequemsten Ausdruck gewählt hatte, zu dunkel sind.

Zu diesen Untersuchungen, bey denen ich Ihre Geduld öfters bewundert habe, treibet Sie keine Pflicht, keine

(*) Die Schrift ist 1759 zu Göttingen bey Rosenbusch gedruckt worden. Der Herr von St. Saphorin war damals Kön. Dänischer Cammerjunker; er ist nachgehends als K. D. Gesandter in Polen bekannt worden, und befindet sich jetzo, wo ich mich nicht irre, mit eben dem Charakter in Italien. Er hat die deutsche Sprache in Göttingen gelernt, ehe er darinnen fertig war, gab ich ihm die Erläuterungen, die sein Fleiß in der Algebra verlangte, in französischer Sprache.

keine Vorstellung einiges Nutzens, so wie dieses Wort von den meisten Menschen genommen wird. Es sind aber die meisten Menschen nach der Anmerkung meines verstorbenen Freundes Mylius, den kleinen Kindern ähnlich, die nichts zu brauchen wissen, als was sie ins Maul stecken können. Sie Hochwohlgebohrner Herr, reizet zu ihrem Fleiße nur die Wollust an, welche uns diese Untersuchungen gewähren; Eine Wollust, die dem gemeinen Haufen der Menschen so unbegreiflich ist, als einem Blinden die Schönheit der sichtbaren Welt. Auch hier vergnügt mich die Aehnlichkeit unserer Gesinnungen; Vor einigen zwanzig Jahren, ehe ich daran dachte, ob die mittelmäßigen Einsichten zu denen ich damals den Grund legte, mir je die Gnade großer Beförderer der Wissenschaften, und den Neid großer Pedanten zuziehen könnten, nahm mich die Mathematik ein, wie einen siebzehnjährigen Jüngling eine Schöne einnimt, ohne daß der kluge Rath wohlmeynender Eltern viel Eindruck bey ihm macht: sich auch um ihr Vermögen zu bekümmern. Vielleicht ist dieses Gleichniß etwas zu stark; denn ich muß es gestehen, daß ich meine Geliebte eben nicht vergötterte; Sie war für mich nur das, wofür sie der Hr. v. Haller erklärt hatte:

— Ein Zeitvertreib von recht vernünftgen Leuten.

Ich denke noch jetzo so von ihr, und da Sie Hochwohlgebohrner Herr auch dieser Meynung sind, so werden Sie am besten urtheilen können, wie richtig die Gründe sind, die mir allezeit darzuthun geschienen haben: Daß die Mathematik auch nur, in so fern sie als ein Zeitvertreib betrachtet würde, einen besondern Werth habe. Daß ich Ihnen diese Gründe gedruckt

vorlege, geschieht aus einer kleinen Eitelkeit. Ich suche die Freundschaft mit der Sie mich beehren bekannt zu machen. Ich wünsche aber auch zugleich, da Sie uns nun bald verlassen werden, mein Andenken einigermaßen bey Ihnen zu erhalten.

Was wir als einen Zeitvertreib ansehen, hängt mit den Geschäften, zu denen uns unsere Pflichten verbinden, nicht nothwendig zusammen. Wir setzen zum voraus, daß diese Geschäfte uns Augenblicke frey lassen, die wir zur Ruhe von Arbeit nach unserm Gefallen anwenden können. Für den Körper, besteht diese Ruhe im Schlafe; für die Seele, wenn sie nicht ihr Bewußtseyn einem abgematteten Körper zu Gefallen auf einige Zeit verlieren muß, in einem beständigen Wechsel von Vorstellungen. Daher nehmen wir zum Zeitvertreibe, oder, welches eben so viel gesagt ist, blos zum Vergnügen, oft Dinge vor, die nicht was Leichteres, sondern nur was Anderes sind, als unsere ordentlichen Arbeiten. Der Schriftsteller, der zum Zeitvertreibe einmal spielt, denkt oft mehr nach, wenn er den Pagat den wenig Tarocs bedecken macht, als wenn er einen belesenheitsvollen §. in sein Werk abschreibt. Kann uns etwas mehr Zeitvertreib in dieser Absicht gewähren, als die Mathematik? Kann uns etwas mehr abwechselnde Vorstellungen gewähren? Können wir irgendwo anders mehr als bey ihr

— — alles schön und doch verschieden finden
Und den zu reichen Schatz, stets graben, nie ergründen.
v. Haller.

Der

Der enge Kreis der Ergötzungen der Höfe, wo, wenn man Voltären glauben darf, oft die Langeweile zwischen Majestäten gähnt, verschwindet gegen den Veränderungen die sich dem Mathematikverständigen darbieten. Diese Veränderungen schildern, hieße Alles schildern, was die sinnliche Welt in sich faßt, das Werk eines Schöpfers, den Plato für einen ewigen Geometer erklärte, und damit ohne Zweifel würdiger von ihm dachte, als die christlichen Weltweisen, die diesen Schöpfer ohne Grund handeln, und damit Er frey bleibt, ja nicht das Beste wählen lassen. In dieser Welt, wird kein Platz so öde seyn, wo der Mathematikverständige nicht Größen, Figuren, Kräfte, abzumessen hätte. Die Kenntniß der drey Naturreiche, eine der anständigsten Unterhaltungen für den Menschen, verließ ihren Liebling Hasselquisten auf dem Meere; Eine See die von dem prächtigen Gewölbe des Himmels begränzt wird, war nur ein Schauspiel für seine Augen; der mathematische Kenner der Natur, hätte hier eine Ergötzung für den Verstand gefunden (*). Wären selbst alle sinnliche Gegenstände um den Freund der Mathematik erschöpft, so schaffen ihm seine Gedanken eine Welt voll Zahlen und Linien, die ihm unendliche Veränderungen darbietet. Ein sandichtes Ufer, diente dem rhodischen Geometer, wenigstens Figuren zu entwerfen, und dadurch dem schiffbrüchigen Philosophen zu entdecken, daß Menschen da wohnten (**).

Ich weiß es wohl, daß dieses, was ich eine Mannigfaltigkeit von Ergötzungen nenne, Vielen, und besonders

(*) Hasselquist, resa til heliga Landet; 1749. Sept.

(**) Vitruv. Praef. Lib. VI.

sonders vielen Gelehrten, als die beschwerlichste Bemühung vorkommen wird: Mir fällt es nicht ein, jemanden, nach dessen Geschmacke eine Sache nicht ist, zu beweisen, sie müsse nach seinen Geschmacke seyn; Ich befürchtete mich dadurch der Gefahr auszusetzen, daß man mir vordemonstrirte: Schnupftoback sey was Angenehmes, Tabackrauchen ein Zeitvertreib, und Weintrinken wie der Morgenländer, der noch keinen Wein trinkt, Opium nimmt, ein Vergnügen. Doch das, sollte ich meynen, ließe sich wohl aus der Erfahrung darthun, daß auch bey vielen, die nie den Namen Mathematik gehört haben, eine große Menge von Vergnügungen mathematisch ist. Alle Spiele, die ungleich voll von Nachdenken, in langer Ordnung vom Schach bis tief unter das Pochen hinunter gehen, vergnügen, weil man bey ihnen rechnet, und Fontenelle hat sie längst für eine natürliche Algebra erklärt (*). Ohne die natürliche Geometrie, vermöge der unsere Seele Proportion und Eurythmie bemerkt,

Das Maaß im Auge trägt die Größen zu vergleichen;

würde uns keine von den Künsten rühren, die nur für das Gesicht sind, weder die Mahlerey, noch die Bildhauerkunst, noch die Baukunst, noch die Tanzkunst, selbst diejenige unter den schönen Künsten nicht, wo uns die Meisterinn mit ihrem Werke zugleich gefällt, die Geschicklichkeit des Frauenzimmers sich zu putzen. Und bey jenen musikalischen Schönen, die, wenn sie von einer Harmonie anders urtheilten als Euler, die ganze Secte der Tonkünstler für sich haben würden, welche die Empfindung zur Richterinn annimt, ist das Ohr

(*) Eloge de Mr. d'Angeau.

Ohr ganz arithmetisch obgleich vielleicht unter zehen kaum eine das Einmaleins kann. Wenn ich bey den neunen nicht gar zu großen Zorn verdiente, daß ich sie mit einem Geschöpfe vergleiche, welches vor diesem auch ein Frauenzimmer war, und mit der Göttinn der Weisheit um den Vorzug der Kunst gestritten hat, so würde ich hinzusetzen, daß mir bey Ihnen die Spinne einfällt, die ohne Zirkel und Linial, Parallelen und ähnliche Polygonen macht.

Who made the Spider parallels design,
Sure as De Moivre without rule or line?

Pope.

So breitet die Mathematik; als eine bescheidene Wohlthäterinn, ihre Vergnügungen über das menschliche Geschlecht aus. Viele lernen die Hand nicht kennen, die ihnen Ergötzungen mittheilt: Nur aufmerksame Gemüther entdecken es, wem sie dafür zu danken haben; und ohne Zweifel wird ihnen ihre Dankbarkeit mit noch mehrern Ergötzungen vergolten.

So weit treibe ich zwar meine Dankbarkeit gegen die Mathematik nicht, daß ich von keiner Hand als von der ihrigen, Ergötzungen annehmen wollte. Seitdem ich habe kennen lernen, was mir die Vorsicht zum Wohl auf dieser Welt zugedacht hat:

Ein redlich Herz, genügsam im Begehren,
Und einen Geist, den Denken glücklich macht.

Seitdem habe ich geglaubt, Alles gehöre zu meinem Vergnügen, was einen denkenden Geist beschäftigen kann, und ich gerieth einmal auf die Eitelkeit, von

allen

allen Wissenschaften mit denen ich in einige Bekanntschaft kommen konnte zu sagen (*)!

Noster in has omnes ambitiosus amor.

Das war weiter nichts als ein Zeitvertreib für mich, denn so hauswirthlich gieng ich mit meinen Stunden nicht um, wie die Gelehrten, die von allen Wissenschaften die allererſten Anfangsgründe lernen, um darüber Leuten die noch nicht einmal so wenig als sie davon wissen, Collegia zu lesen. Aber die Erkenntniß habe ich meiner Eitelkeit zu danken: daß ganz verschiedene Wissenschaften einen Geist vergnügen können; daß der Grad des Vergnügens das ihm jede giebt, nebst andern vielleicht zufälligen Ursachen, auf den Geschmack ankömmt, den der Schöpfer aus sehr weisen und gütigen Absichten, bey verschiedenen Seelen so verschieden gemacht hat, und daß man also keine Ursache hat andere Wissenschaften zu verachten, wenn man zu einer gesagt hat, was bey dem nur angeführten Dichter, nach den Worten: Elige cui dicas (**) folgt, die ein Erzbischoff auf seine Münze setzen ließ, und damit einen großen Kenner der Geschichte verleitete sie in der Concordanz zu suchen (***). In der That erinnern mich die Gelehrten, die ihren Theil der Gelehrsamkeit allein hoch schätzen, allemal an die Zeiten der irrenden Ritter; und wenn ich mir das Glück versprechen dürfte, wie der Herr v. Bar, an Dinge die nicht lesen können, Briefe zu schreiben die jedermann liest, so würde mein erster Versuch an Don Quixote gerichtet seyn.

Held,

(*) Ouid. Amor. II. el. 4.
(**) Art. I. 42.
(***) Köhlers Münzbelust. 1746. 32. St.

Held, dessen Tapferkeit Cervantes Witz erhebt,
Du, der den Amadis und Arthur überlebt,
Man lacht, wenn man dich sieht Castillien durchreiten,
Der Allerschönsten Ruhm, Aldonsen (*) zu erstreiten;
Doch, dir an Eifer gleich, und oft mit schwächrer Kraft,
Kämpft jetzt noch ein Pedant, für seine Wissenschaft,
Die er doch, wenn er sie schwer, reizend, nützlich, nennet,
Wie du Dulcineen, vielleicht noch minder, kennet.

Von demjenigen, der alle Wissenschaften verachtet die der enge Raum seines Gedächtnisses nicht faßt, urtheile ich, dieser Raum sey selbst für seine Hauptwissenschaft zu enge. Er nennt Kenntnisse für sich zu schlecht, die er zu schwer nennen sollte. So hat derjenige nicht nöthig sich zu entschuldigen, den, eben die Stärke des Geistes, die ihn in einer Wissenschaft groß gemacht hat, in jeder andern, auch so groß würde gemacht haben, auf die ihn Neigung oder Umstände, statt jener gebracht hätten; Ein Lehrer des großen Germaniens in dem wahren Gebrauche und der würdigen Nachahmung der ewigen Muster des Alterthums, ein Melanchthon oder Gesner.

Den Vorzug, gestehen doch selbst billige Freunde der übrigen Wissenschaften, der Mathematik zu, daß sie uns mit lauter sichern Wahrheiten beschäftiget, da uns anderswo, eben soviel Scharfsinnigkeit und Fleiß, oft nur zu Muthmaßungen führen. Die ruhige Zufriedenheit, die der Mathematikverständige darinnen findet, daß er gewiß weiß, er denke richtig, ist der Natur

(*) Das Bauermägdchen das Don Quixote in seine Prinzessin verwandelte, heißt in der Grundsprache Aldonça Lorenço.

Natur einer menschlichen Seele, die zum Denken gemacht ist, ohne Zweifel gemäßer, als das Geräusche der Streitigkeiten, in dem andere Gelehrten oft ihre Ergötzung und ihre Nahrung finden. Die beyden Euklides werden uns, einer vom Pappus, der andere vom Diogenes Laertius, beschrieben; jener als ein sanftmüthiger und friedliebender Geometer; dieser als ein hitziger und zänkischer Philosoph. Sollte sich hier nicht der Einfluß der Wissenschaften gezeigt haben, mit denen sich jeder beschäftigte?

Der Geist, der sein Vergnügen darinnen findet, Wahrheiten zu erkennen und aus einander zu folgern, bildet sich dadurch einen Geschmack, dem auch außer der Mathematik nichts gefällt, wo er nicht Wahrheit, Zusammenhang und Vernunft antrifft. Denn auch da, wo keine geometrischen Beweise statt finden, läßt sich eine hypothetische Wahrheit, eine Uebereinstimmung des Folgenden mit dem Vorhergehenden, und eine Verbindung, die ein Ganzes macht, beobachten. So kann, vielleicht nicht eine Rechenmaschine, aber doch ein mathematischer Geist, an den Erdichtungen eines Poeten Gefallen finden, von dem Horaz sagen würde

— — ita mentitur, sic veris falsa remiscet
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Gegentheils würde mir ein Geometer, dem ungereimte Märchen eine langwierige Ergötzung geben könnten, vorkommen, wie ein guter Tänzer, der über das Taumeln eines Trunkenen länger als ein paar Minuten zu lachen im Stande wäre. Dieser Geschmack an der Wahrheit, schränkt sich nicht nur auf Bücher ein,

er

er erstreckt sich auch auf den Umgang und die Gespräche. Auch hier können sich nur Leute, die nie einige Uebung gehabt haben, vernünftig zu denken, die Zeit mit thörichten und sich selbst widersprechenden Erdichtungen vertreiben. Sie sind nicht nur deßwegen zu bedauern, weil sie keinen anständigern Zeitvertreib wissen, sondern noch mehr, weil sie sich dadurch übelern Urtheilen aussetzen, als sie wirklich verdienen. Wie unrecht geschiehet nicht oft denen, die erdichtetes Böses von andern reden. Man schreibt wohl gar ihr Verfahren einem bösen Herzen, einer Verderbniß ihrer eignen Sitten zu, nach der sie glauben, alle Leute sind so befleckt, als sie. Und doch muß man ihnen, wie Rabner dargethan hat (*), eine große Menschenliebe zugestehn, dabey ihr ganzer Fehler in der Schwäche ihres Verstandes beruhet. Ich wenigstes sehe bey dieser Begierde Böses von Andern zu reden, nichts weiter, als die unschuldige Sehnsucht sich die Zeit zu vertreiben, ohne Verstand, solches auf eine geschicktere Art zu bewerkstelligen. Daß Leute, bey denen diese Begierde herrscht, sehr wenig Verstand besitzen, erhellt aus ihrer Leichtgläubigkeit, mit der sie Erzählungen Beyfall geben, die ein zahnloses Mütterchen, das alle Hexen und Gespenstergeschichten glaubt, ohne Prüfung nicht würde angenommen haben, und aus ihrer Geschicklichkeit, über die bedeutungsleersten Umstände, Auslegungen zu machen, die närrischer sind, als die Auslegungen der Träume in Traumbüchern. Daß sie aber keine gefährlichern Absichten hegen, als die ich angezeigt

(*) sat. Schr. IIII. Th.

angezeigt habe, beweise ich unläugbar daraus, weil meistens von ihnen selbst mehr Uebels, und mit geringerer Unwahrscheinlichkeit gesagt wird, und weil ich sie doch für so gar einfältig nicht halte, daß sie nicht wissen sollten, wer selbst ein gläsern Dach hat, solle seinem Nachbar die Fenster nicht einwerfen, die man in allen Häusern ohne Bedenken zerbrechlich macht. Auch richten sie dadurch kein größer Unglück an, als nur, daß sie den Ohren ein wenig beschwerlich fallen, wie ungesittete Knaben aus keiner schlimmern Absicht schwärmen, als weil sie nichts klügers vorzunehmen wissen.

So unschädlich zu lügen ist ja wohl nicht strafbar; höchstens zeigt es nur einen elenden Geschmack in der Wahl des Zeitvertreibes an, und die Untersuchung hievon gehört weniger für den Moralisten, als für den Kriticus; wie dieses ein englischer Kunstrichter in der unten angeführten Schrift umständlich erwiesen hat (*). Der Kritikus selbst, wird nicht so unhöflich seyn, und mit einer allzumürrischen Verurtheilung dieses Zeitvertreibes, von dem größten Theile des schönen Geschlechtes, in den Spinnrockenstuben, wie in den Visitenzimmern, ein widernatürliches Stillschweigen erwarten.

Bey dem edlern Zeitvertreibe, den uns die Mathematik gewähret; bey dem erhabenen Geschmacke, den sie uns giebt, nur an Wahrheit Vergnügen zu finden, gestehe

(*) Jonathan Swift; historischkritischmoralische Abhandlung von den alten Weibern, männlichen und weiblichen Geschlechts, auch allerley Standes und Alters, mit wahren Exempeln erläutert, und mit Bildnissen der berühmtesten alten Weiber unter den Neuern, ausgeziert; aus dem Englischen übersetzt; mit Anmerkungen des Uebersetzers. Frf. und Leipzig 1760. III. Buch 4. Cap. 5. §.

gestehe ich gern, daß ihre Anwendung auf die wirkliche Welt, von der Gefahr zu irren nicht gänzlich frey ist. Aber die Irrthümer sind da wenig gefährlich, weil meistens bekannt ist, wo und wieviel man irren kann. Man weiß wie unvollkommen die Beobachtungen der alten Sternkündiger sind; also wendet man sie zu keinem andern Gebrauche an, als zu demjenigen, wo ihre Schärfe zureicht: Man berechnet die Bewegung der Körper, denen die Luft widersteht, nach Hypothesen, bey denen verschiedenes, das betrachtet werden sollte, aus den Augen gesetzt wird (*): Also sieht man auch diese Rechnungen nur als Näherungen an, die uns nach und nach den Weg zu einer vollkommenern Erkänntniß bähnen. Es ist was Unangenehmes, daß der Mathematikverständige, mit der völligen Gewißheit nur die befriedigen kann, die sich mit ihm an einer erhabenen Theorie vergnügen; und daß er nicht vollkommen so sicher ist, wenn er den Nutzen seiner Lehren denen begreiflich machen will, die nicht nachdenken, sondern nur empfinden können. Gleichwohl hat er auch hier vieles zum voraus; er kann das, was seine Maschine thun wird, meistens gewisser vorhersagen, als beyde Sittenlehrer, der philosophische und der christliche, die Frucht ihrer Vermahnungen: Er verkündiget die Verfinsterungen der Himmelslichter zuverlässiger, als der Geschichtschreiber die Begebenheiten des jetzigen Krieges erzählt.

Diese Unvollkommenheit der angewandten Mathematik, ist nicht ihr eigen; Sie ist, wie es mir scheinet,

(*) Euler Recherches plus exactes sur les moulins à Vent; §. 1. Mem. de l'Ac. de Pr. 1758.

das Loos aller Wissenschaften, die man im gemeinen Verstande nützlich nennt: keine kann sich rühmen, daß sie ihre Kenner in den Stand setzt, ihre Absichten allemal gewiß zu erreichen, und die Unsicherheit ist desto größer, je wichtiger diese Absichten sind. Diejenigen, welche durch Gesetze und Erklärungen derselben, Ordnung und Ruhe im bürgerlichen Leben zu erhalten bemüht sind, wie gefährlich finden sie nicht etwas mit Gewißheit zu entscheiden (*)? Der gelehrteste Urtheilsverfasser, der sein V. R. W. mit eben der Zuversicht hinschreibt, wie der Geometer sein W. Z. E. und doch solches durch ein: Nunmehr aus den Acten soviel zu befinden, oder übel gesprochen und wohl appellirt, umgestoßen sieht, und der geschickteste Sachwalter, der die Sache, die ihm am gerechtesten scheint, verlieren kann: Und die Ungewißheit der Aerzte, ... die brauche ich nur zu nennen, denn von ihr ist schon alles Mögliche auf alle mögliche witzige und unwitzige Arten gesagt. Die Anmerkung muß ich nur noch zu Erläuterung meines Satzes beyfügen, daß ihre Ungewißheit in der Verhältniß größer ist, als die Ungewißheit der Rechtsgelehrten, in welcher das Leben wichtiger ist, als das Eigenthum.

Ich weiß nicht, ob mein Einfall die Untersuchung gründlicher Philosophen aushalten wird: Es kann wenigstens nicht schaden, ihn derselben hier vorzulegen. Der Schöpfer, der unsere Seelen in einen Stand der Prüfung setzte, war zu gütig, als von ihnen zu verlangen,

(*) Omnis definitio in iure periculosa, habe ich gelernt, als ich noch ein Knabe war. Wo es steht, werden die wissen, die es angeht.

langen, daß sie ein Menschenalter ohne Ergötzungen, zubringen sollten: Deßwegen umgab er uns mit einer Menge von Gütern, und ließ uns zu Einsichten gelangen, die solche zu erhalten und zu gebrauchen dienten. Aber der Genuß dieser Güter sollte nicht unser wahres und beständiges Glück seyn. Daher giebt er sie nicht völlig in unsere Gewalt, und läßt uns nie soviel lernen, als uns ihren Gebrauch vollkommen versicherte; wir sollen sie als etwas Geliehenes, nicht als ein Eigenthum ansehen, bey dem uns unsere Wachsamkeit beständig schützen könnte; wir dürfen nach ihnen mit einer Hoffnung streben, die sich der Vorsicht unterwirft; nicht mit einem Vertrauen, das sich auf die Unfehlbarkeit unserer Kenntnisse gründete. Deßwegen finden unsere Untersuchungen da am ersten ihre Schranken, wo die Neigung zum Irdischen, sie am liebsten recht weit treiben wollte, und der Gelehrte, muß immer da seine Unwissenheit gestehen, wo eine untrügliche Wissenschaft, ihn bey denen, die ihn brauchen, zum Gotte machen würde. Die Wissenschaften, bieten ihm nach des Herrn v. Maupertuis sehr richtigen Gedanken (*) das Ueberflüßige dar, und versagen ihm das Nothwendige: Sie entdecken ihm einige Wahrheiten von geringer Wichtigkeit, und lassen die, welche für uns die wichtigsten wären, im Dunkeln. Nur bey solchen Kenntnissen kann er sich höher erheben, wo ihn die Bewunderung der Welt eben nicht stolz machen darf, weil sich die Welt ordentlich dabey erklärt, daß sie ihn wegen seiner Größe, nicht wegen seines Nutzens, ohnge-

(*) Epitre à Mr. Du Velaër; Oeuvr. de M. de M. T. I. ed. de Lyon.

fähr wie der Pöbel einen Straus oder einen Rhinocetos, bewundert. Auch gelingt es ihm nicht einmal, allezeit Bewunderung zu erhalten. Er muß alsdann blos mit seinem Vergnügen zufrieden seyn, und es machen wie unsere Grillen, die eben so lustig singen, ob sie gleich nicht die Ehre haben, wie die spanischen von Vornehmen in Bauern gefüttert zu werden (*).

Die Zeit sich in der eigentlichen Bedeutung vertreiben, wie diese Redensart von vielen Leuten genommen wird; und wie das Französische die Zeit tödten mit mehrerm Nachdrucke anzeiget, scheinet mir vernünftigen Wesen höchst unanständig, und bey einer Klage, welche zum voraus setzt: daß man zuviel Zeit haben kann, bey der Klage gedankenloser Menschen, daß ihnen die Zeit lang wird, freue ich mich allemal, daß doch noch kein Studirender so ein Klos gewesen ist, darüber zu klagen, daß er einen gar zu starken Wechsel bekommen hätte, da ihm bange wäre, wie er solchen tödten wollte. Am allersonderbarsten ist es, daß oft diejenigen am meisten auf Zeitvertreib sinnen, deren Leben nicht für den zehnten Theil der Pflichten zureichen würde, die sie über sich genommen haben: Ohngefähr wie ein Vornehmer kein Geld für seine Gläubiger, aber für seine Maitressen hat. Ich habe den Zeitvertreib vorhin als eine Ruhe angesehen. Die Ruhe der Seele hat noch etwas vor der Ruhe des Körpers zum voraus; bey der letztern, werden nur neue Kräfte gesammlet, bey der ersten kann die Seele zur Abwechslung etwas vornehmen, das sie selbst zu ernsthaftern Absichten geschickter

(*) Osbeck, Dagbok öfwer en Ostindisk Resa 1751. Feb. 10.

schickter macht. In allen Wissenschaften wären Lehren für die Ausübung und in allen Künsten nützliche Arbeiten, unentdeckt geblieben, wenn man sich nicht mit der Theorie, und mit künstlichen Spielwerken, die Zeit vertrieben hätte. Dieses gilt auch von dem Zeitvertreibe der blos theoretischen Mathematik, und ich weiß nicht, wo ich anfangen oder aufhören sollte, wenn ich erzehlen wollte, wie oft eine bloße Belustigung des Verstandes durch eine geschickte Anwendung ihre Ehre bey denen gerettet hat, bey denen eine bloße Belustigung des Verstandes unnütz heißt. Entdeckungen, die noch diesen Vorzug vor andern Entdeckungen haben, daß man auch Allen begreifliche Vortheile von ihnen erhält, geben ohne Zweifel dem Mathematikverständigen ein vergrößertes Ergötzen: und Hugen freute sich über seine Kenntnisse von der Radlinie gewiß noch mehr, als er sahe, wie diese Kenntnisse bey Uhren zu gebrauchen wären. So empfinden diejenigen unter den Göttingischen Bürgern, welche die Vorsicht doch noch eines menschlichen Herzens gewürdiget hat, das Vergnügen wohlzuthun, verdoppelt, bey schmachtenden Franzosen, die uns Friedrich von Roßbach, oder Ferdinand von Minden, zuschickt.

Sollte dieser Zeitvertreib, den ich bisher betrachtet habe, nicht noch einen wichtigern Vortheil bringen können? Dem Herrn v. Maupertuis, mißfällt es, daß man die Mathematik bisher nur entweder zu groben Bedürfnissen des Körpers, oder zu fruchtlosen Speculationen des Verstandes angewandt hat (*). Wie

(*) Essay de Cosmologie; Oeuvres de M. de M. Ed. de Lyon T. I. p. 22.

aber, wenn die Speculationen, ohne den groben Bedürfnissen des Körpers auch auf eine mittelbare und entfernte Art zu dienen, doch nicht so gar furchtlos wären? Geben sie uns nicht eine von den Vergnügungen, deren Geister als Geister fähig sind? Eine große Menge der mathematischen Wahrheiten ist nur für den reinen Verstand. Ihr mehr sinnlicher Theil, erhebt sich aus den engen Schranken des Irdischen, zu den größten und am wenigsten vergänglichen Gegenständen, die nur unsere Augen erreichen. An diesen Gegenständen, wird die Güte und Weisheit des Schöpfers, der sich jedem Wesen nach seiner Fähigkeit offenbaret, selbst von einem Engel gepriesen, wenn er, die Seele eines Christen abzuhohlen, sich durch unsere Sonnenwelt herabsenkt. In dem Zustande den die Philosophie hoffend wünscht, und die Religion verspricht, sollen wir zu einer höhern Erkänntniß gelangen. Würde ich denn mit so gar viel Unrechte behaupten, der Freund der Mathematik mache sich einigermaßen fähiger diese Glückseeligkeit zu empfinden, wenn er hier, so viel ihm andere Pflichten verstatten, sein Glück in seiner Erkänntniß sucht? Ich gebe es gern zu, jene Erkänntniß hat ganz andere Wahrheiten zum Gegenstande, als die jetzige; aber die künftige Erkänntniß übersteigt unsere jetzigen natürlichen Kräfte unendlich. Ihr würde die Metaphysik am nächsten kommen, nicht die Matäoonomatologie der alten und neuen Scholastiker, sondern die wahre Metaphysik, die sich nicht ganz unglücklich bemüht Gott und die Welt und die Seele kennen zu lernen, und nach den gegründeten Erinnerungen eines Gelehrten, der unsere hohe Schule

zieret,

zieret (*), noch viel unvollkommener seyn würde, als sie ist, wenn gar keine Offenbarung bekannt wäre. Ohne Zweifel ist sie eben deßwegen, auch nach den Bestrebungen so vieler Weltweisen, vom Plato und Aristoteles, bis zum Leibnitz und Wolf, noch so eingeschränkt, so dunkel, so ungewiß, weil sie uns an die Gränzen der Wissenschaft der Sterblichen, und wo möglich, darüber hinaus, führen will. So hoch geht der Flug der Mathematik nicht, aber sicherer. Sollte eine Beschäftigung mit der gewissesten und deutlichsten Erkänntniß deren Menschen fähig sind, gar nichts dazu beytragen, uns der Erkänntniß die Geistern bestimmt ist, fähiger zu machen? Die unendliche Güte gewährt einen höhern Beystand, wo er denen nöthig ist, die sich seiner nicht unwürdig machen, aber die unendliche Weisheit, hat ohne Zweifel auch in die Natur der Seelen, Vorbereitungen auf den Zustand der Engel gelegt; Ist doch von ihr die Raupe so gemacht worden, daß sie sich auf den Zustand des Schmetterlings bereitet, ob sie gleich keine Flügel schwingt die erst ihre Verwandlung entwickeln soll.

Soviel unterrichten doch den Mathematikverständigen seine Beschäftigungen gewiß, daß es erhabenere Wahrheiten giebt, als uns die sinnreichsten Kunstgriffe der Rechnung des Unendlichen entdecken, daß mit unserer Seele Veränderungen vorgehen können, welche sie zu Einsichten fähig machen, die alle ihre jetzigen Begriffe übersteigen, und daß es Lehren geben kann, von

(*) Io. Dau. Heilmanni Orat. de Commodis ex sacrar. litter. studio ad philos. redundantibus. p. 16. seq. Kahrel; Theol. naturalis ad consens. cum revelata reducta; Prooem. §. 7.

denen wir nur einen sehr kleinen Theil verstehen können, und doch das Wenige, was wir davon verstehen können, unserer Glückseeligkeit wegen zu lernen und zu glauben verbunden sind. Jenem Knaben den der Rechenmeister, bald so weit als er selbst ist, an die Multiplications und Divisions und Proportions Exempla, und die Regel Detri in gebrochnen Zahlen gebracht hat, ist die Exponentialrechnung was unbegreifliches: In einigen Jahren setzt er vielleicht Etwas zu Eulers Entdeckungen. Der gemeine Uhrmacher ist unfähig, die Theorien vom Falle schwerer Körper, der epicycloidischen Gestalt der Zähne, dem Mittelpuncte des Schwunges, der Gleichung der Zeit, im völligen Zusammenhange zu fassen: Wollte er aber die daraus hergezognen Regeln, so weit man sie ihm verständlich machen kann, nicht glauben und brauchen; spottete er über solche Geheimnisse, die die Mathematikverständigen nur ausgäben, sich bey dem Pöbel in Ansehn zu setzen, und glaubte er mit seiner natürlichen Uhrmacherkunst den Ruhm eines Grahams zu erreichen; Was wäre er alsdann? Unendlich weniger unvernünftig, als der Verächter der Offenbarung.

Unter den Menschen, welche Plato (*) von ihrer Kindheit an in einer Höhle hatte anschmieden lassen, beschäftigten sich die meisten, in dem Kothe, soweit sie ihn erreichen konnten zu wühlen, um sich ein weniger unbequemes Lager zu machen, Steine herzuschieben um auf selbigen zu sitzen, nach Gelegenheit auch einander damit zu werfen: In dem Theile der Gruft, welchen die Sonne durch des Berges Gipfel herab erleuchtete,

(*) Im 6. B. v. der Republik.

leuchtete, zeigten sich Schatten der oben vorbeygehenden Menschen und Thiere; auf diese Erscheinungen richteten einige Bewohner der Höhle ihre Augen; lernten ihre Gestalten kennen und unterscheiden, ihre Größen und Bewegungen nach dem Augenmaaße schätzen. Das ward von ihren Mitbürgern, als ein unnützer Zeitvertreib verlacht, der ihnen ihren gegenwärtigen Aufenthalt nichts bequemer machte. Als aber alle zusammen die Befreyung aus ihrer Gefangenschaft erhielten; so wurden diese so nützlich beschäftigten Leute, durch ein nie empfundenes Licht, geblendet, und hatten gar keine Begriffe von den Dingen auf der Oberwelt: Die Augen der Schattenmesser, waren wenigstens an soviel Schimmer gewöhnt, als sie unter der Erde erreichen konnte: Ihre Beobachtungen der Bilder, hatten ihnen freylich nur sehr unvollkommene Vorstellungen von den Sachen selbst gegeben; aber doch sie in den Stand gesetzt, diese Sachen leichter zu erkennen und den Unterricht den man ihnen von derselben wahren Beschaffenheit ertheilte, zu fassen. Weil sie sich stets bemüht hatten zu sehen, so fanden sie unendliche Ergötzungen an immer veränderten und immer prächtigern Aussichten, und genossen die Glückseeligkeit, die Sonne, selbst, und ganz, anzuschauen, von der sie vorhin nur einige schwache, durch die tiefe Höhlung des Berges hin und her reflectirte Strahlen empfunden hatten. Bey diesem Allen, ward den andern die Zeit lang, und sie wünschten sich in die Höhle zurück, wo ihnen die einzige Fertigkeit, die sie sich erworben hatten, die Fertigkeit zu wühlen genug war.

VIII.

Betrachtungen über Gottscheds Charakter.

In der deutschen Gesellschaft vorgelesen den 12. Sept. 1767.

Gottscheds Name ist in der neuen deutschen Litteratur einer der bekanntesten; bekannt mag nun berühmt oder berüchtigt heißen. Da ich diesen Gelehrten lange Zeit genau gekannt und selbst seinen Unterricht genossen habe; so wird man vielleicht einigen Betrachtungen, die ich über ihn anstellen will, eine kurze Aufmerksamkeit gönnen. Ich verspreche blos einzelne Betrachtungen, keine vollständige Ausführung, weder seines Lobes noch seines Tadels.

Er selbst glaubte, und andere mit ihm, er habe große Verdienste um den guten Geschmack in der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit. Man kann sagen, daß Deutschland eine Zeitlang ihm diesen Ruhm ziemlich einstimmig gegeben hat, daß nach und nach die Meynungen über ihn sind getheilt, und endlich beynahe auch ziemlich einstimmig das Gegentheil von ihm ist gesagt worden.

Diese Widersprüche lassen sich vereinigen. Gottsched machte sich zu einer Zeit bekannt, da Deutschlands Geschmack im höchsten Grade verderbt war. Der schwülstige Lohenstein, der Ziebeth- und Ambrareiche Hofmannswaldau, der politische Weise, waren die Muster der deutschen schönen Geister, und wenn diese Muster bey ihren Fehlern auch noch ein und

das

das andere Gute hatten; so wurden doch nur ihre Fehler nachgeahmt. Galante Leute redeten ein Deutsch davon die Hälfte französisch war, oder doch seyn sollte, und die Gelehrten — ja! die redeten damals noch Latein. Von so viel Wuste, die deutsche Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst zu reinigen, das war ja wohl eine Herkulische Arbeit! Wem dieser Ausdruck zu stolz vorkömmt, dem kann ich versichern, daß mein Held noch zu einer andern Arbeit des Herkules, zu der dreyzehnten, stark war.

Durch Satiren, die uns jetzt zum Theil weniger belustigen weil sie ganz vergessene Gegenstände betreffen, durch Schriften, die für ihre Zeiten keinesweges verwerflich sind, brachte Gottsched es dahin, daß die Deutschen wieder anfingen deutsch und vernünftig zu schreiben. Ich möchte den unter unsern großen Genies und feinen Geistern sehen, der es in eben den Umständen sogleich viel weiter gebracht hätte. Denn, wie Horaz sagt:

Der Weisheit erster Grad ist frey von Thorheit seyn.

Die Thorheit erinnert mich an den Harlekin, oder wie es in unserer deutschen Uebersetzung lautet; den Hanß Wurst. Gottsched verbannte ihn von unsern Schauplätzen, und führte die französische Regelmäßigkeit ein. Darinnen allein bestehen Gottscheds eigene Verdienste um das deutsche Theater, wie sehr richtig bemerkt wird. Nun kann man aber wohl erwarten, daß derjenige der dieses bemerkt hat, das deutsche Theater nach desselben jetzigen Verfassung durch

seine

seine dramatischen Arbeiten um eben so viel verbessert, um so viel es Gottsched damals verbessert hat.

Von denen, die Gottscheds kritische Dichtkunst verächtlich nennen, ohne sie je gelesen zu haben; hätte einer wohl was bessers zu der Zeit geschrieben, da Hübners poetisches Handbuch und Uhsens wohl informirter Poet klassisch waren? Da Neukirch, nachdem er lange als ein Dichter berühmt gewesen war, den man Opitzen vorzog, mit Betrübniß ausrufte:

Ach grausamer Horaz! was hat dich doch bewegt?
Daß du uns solche Last im Dichten aufgelegt?
Seit dem daß ich dein Buch mit Nutz und Ernst gelesen,
Ist bey mir alle Lust zum Dichten hin gewesen.

Zu diesen Zeiten war es wirklich ein Beweis von nicht gemeiner Einsicht, und ein Verdienst, den Deutschen zu sagen, daß sie aus den Alten und aus den Franzosen was anders als die Sprache lernen könnten, und ein Buch, das aus diesen Vorgängern gänzlich gesammlet war, und alles auf den Grundsatz brachte: Poesie sey Nachahmung der Natur, das kann schwerlich den Geschmack verderbt haben; sonst haben ihn auch Horaz und Boileau verderbt. Denn was in beyden zur Kritik der Dichtkunst gehörte, ist in dieses Buch völlig eingerückt.

Aber so vollkommen machte es den Geschmack vielleicht nicht, als er werden konnte. Dieses scheint der Fehler zu seyn, der das Meiste zu Gottscheds Falle beygetragen hat. Er blieb bey den Einsichten stehen, die er sich in seinen jüngern Jahren erworben hatte.

Um

Um 1730, als die kritische Dichtkunst zu erst herauskam, gaben ihm diese Einsichten vielleicht einen Vorzug, allein diesen zu behalten, sollte er sie beständig erweitern, und selbst das nicht aus der Acht lassen, daß es in Künsten, die zum Putze der Gelehrsamkeit gehören, veränderliche Moden geben muß. Diese natürlichen Betrachtungen anzustellen war er so weit entfernt, daß er nicht einmal begreifen konnte, wie seiner Schüler Arbeiten jetzo besser als die seinigen gefielen, da er doch zwanzig Jahre vor seinen Schülern mit allgemeinem Beyfall geschrieben hatte. Er hatte doch im Hagedorn gelesen:

Ein freyes Weib von zwanzig Jahren,
Spricht zwar von vielen unerfahren,
Doch was sie sagt gefällt,
Gebt ihr noch zwanzig Jahre drüber,
So hört man ihre Tochter lieber,
Das ist der Lauf der Welt.

Diese Nachläßigkeit und Unbiegsamkeit begehre ich nicht zu vertheidigen: Vielleicht ist sie aber auch, durch die Art, wie man mit ihm verfahren hat, oft vergrößert worden. Er dachte ohne Zweifel zu vortheilhaft von sich, aber seine Gegner dachten auch viel zu schlecht von ihm; und wenn man es unpartheiisch beurtheilen will, so war er nur heftig, und sie vielmals grob und ungerecht. Zwischen ihm und seinen ersten Bestreitern, den Zürchern, ward offenbar, aus Seckendorfs Lucan zu reden, der Bund ums Reich getrennt. Bodmer wäre gar zu gern Cäsar gewesen, wenn sich die Deutschen so leicht einen Dictator aufdrin-

gen

gen ließen, als die Römer. Dieser Krieg: den einige Historici, ganz unrichtig als einen helvetischen Krieg beschreiben, da doch der Canton Bern in der Streitigkeit viel billiger gedacht hat, und die catholischen Eidgenossen gar nicht daran gedacht haben. Dieser Krieg, sage ich, entbrannte am heftigsten zu den Zeiten der Belustigungen. Ich habe in dieser Monatsschrift sehr viele Aufsätze einrücken lassen, die Gottscheden höchst mißfällig waren. Ich billigte nebst vielen Mitarbeitern die Beyträge dazu gar nicht, in denen über die Zürcher gelacht ward, aber bey diesen Gesinnungen, konnte ich doch nichts anders sehen, als daß man über sie nur lachte. (Gerecht oder ungerecht, davon entscheide ich jetzo nichts,) und sie dagegen schimpften. In dieser Monatsschrift haben sich Gellert, Rabener, Gärtner, Ebert, Zachariä, die Schlegel, Gieseke, Spalding, Cramer, Schmidt, so gewiesen, daß Deutschlands Beyfall sie ermunterte, das zu werden, was sie nachgehends geworden sind. Diese alle nun, und mehr, nicht sogar verächtliche Schriftsteller, die ein frühzeitiger Todt, oder andere Geschäfte dem deutschen Witze entrissen haben, wie z. E. Pitschel, Zernitz, Mylius, Hommel, Straube, waren nichts weniger, als Gottschedianer; aber weil sie eine periodische Schrift unterstützten, die den Zürchern verhaßt war, hießen sie so inter ceteros: Belustiger. Wenn in den kritischen Beyträgen, von Gottscheden, oder seinen Gehülfen, ein elender Schriftsteller verurtheilet ward; so fand er seine sichere Zuflucht in Zürich. An einem Beyspiel hievon habe ich selbst Theil gehabt. Ein witziger Kopf in Dresden, hatte aus Neukirchs

Telemach

Telemach eine Tragödie gemacht, und dieses auszuführen, Neukirchs Verse mit seinen eigenen untermengt, die noch viel! viel! schlechter waren. Ich züchtigte ihn dafür in den kritischen Beyträgen. Der ehrliche Mann forschte nicht nach der Hand, von der die Schrift kam, er hätte es sonst leicht erfahren. Denn ich habe es allemal für niederträchtig gehalten, etwas zu schreiben, dazu ich mich nicht bekennen wollte: Statt dessen schickte er eine Schmähschrift auf Gottscheden nach Zürich, und sie ward da mit Beyfall bekannt gemacht. Die Zürcher richteten sich in allen solchen Fällen nach den Rechtsgutachten jenes römischen Juristen, der gefragt ward: an nux pinea pomum sit? Er verstand die Absicht, und sagte: si in vatinium ieceris.

So viel wird wohl genug seyn, jemanden vorsichtig zu machen, der Gottscheds Verdienste lediglich aus dem, was die Zürcher von ihm gesagt haben, beurtheilen wollte. Jetzo stehen die beyderseitigen Streitschriften in den Büchersälen ruhig beysammen voll Staub.

Von seinen übrigen Gegnern, waren ihm viele, nicht nur für seinen Unterricht, sondern auch für andere Gefälligkeiten verbunden. Seinen Empfehlungen, den Gelegenheiten, die er ihnen verschafft hatte, bekannt zu werden, hatten sie oft den Anfang ihres Glückes zu danken. Sie mußten deswegen nicht seine Meynungen annehmen, sie mochten solche selbst widerlegen, aber seine Person mehr zu schonen, wäre möglich und anständig gewesen.

Noch eine Art von Gegnern, die dergleichen Verbindlichkeiten nicht hatten, kannten ihn nur aus seinen letzten Schriften; bey deren Verfassung er lange zu studieren aufgehört hatte, und nach Gemüthsbewegungen schrieb, die Leute, welche so viel klüger seyn wollten, als er, nicht so viel hätten reitzen sollen. Wer eine vollständige Bibliothek von den Schriften wider Gottsched sammlen wollte, würde darinnen ungemein wenig lehrreiches für den Liebhaber der schönen Wissenschaften, fast lauter persönliche Satyren haben.

Ihre sinnreichen Verfasser glaubten, ganz Deutschland bewundere ihren Witz, und ganz Deutschland las sie nur, weil es Gottscheden kannte. Schon in den letzten Jahren seines Lebens, kam er in Vergessenheit, und mit ihm die Schriften wider ihn. Was für eine Demüthigung für diese Schriftsteller! Sie hatten ihren Ruhm nur dem zu danken, den sie verspotteten.

Man wird mich hoffentlich für keinen Anhänger von Gottscheden halten: Wer sich so irrte, den würde ich durch eine Sammlung von gedruckten und ungedruckten Aufsätzen widerlegen, die wenigstens zwey Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit füllen könnten. Weil ich aber von anderer Aufsätzen auf die nur erwähnte Art urtheilte; so habe ich aus den meinigen nichts weiter gemacht, als Belustigungen guter Freunde, oder Züchtigungen für Thorheiten, die mit dem Andenken dieser Thorheiten zugleich vergehen sollten. Auch befand ich mich zu unbequem in dem Gedränge der witzigen Jugend, die über Gottscheden herfiel. Es erinnerte mich an eine Gewohnheit bey dem Stiergefechte. Wenn der Stier in letzten

Zügen

Zügen liegt, eilt eine Menge beherzter Spanier hinzu, an ihm die Schärfe ihrer Klinge zu zeigen.

Nach dieser Erklärung, wird man mich wohl wenigstens nicht ungehört verdammen, wenn ich behaupte, daß Gottsched der deutschen Litteratur viel Nutzen gebracht hat. Er hat die Schriften der Alten und der Ausländer durch Anpreisen und durch Uebersetzungen bekannt gemacht: Freylich nicht allemal auf das vollkommenste. Allein, statt einer Haupt- und Staatsaction, die vergottschedete Iphigenia auf das Theater zu bringen, war doch schon eine Verbesserung.

Gottsched machte Deutschland von neuem auf die schönen Wissenschaften und auf die Ehre der deutschen Sprache und des deutschen Witzes aufmerksam. Er bereitete es vor, die schönen Geister zu verehren, die seinen Ruhm verdunkelt haben. Die Sprache selbst bekamen sie von ihm regelmäßiger, zierlicher, biegsamer. Aus der Menge junger Schriftsteller, die er unmittelbar oder mittelbar aufmunterte, erhoben sich viele, die Deutschland Ehre machen; wer der übrigen wegen Gottscheden gänzlich verurtheilt, der bedenkt nicht, daß große Künstler allemal aus einem Haufen mittelmäßiger und schlechter empor steigen, daß Nürnberg keine Preißler und Tyroffe hätte, wenn es nur Preißler und Tyroffe haben wollte.

Dichter Gluth fühlte er nicht, aber gute Gedanken in fließenden Versen vorzutragen, diese Geschicklichkeit hätte er, zur Ausbreitung nützlicher Wahrheiten, mehr ausbessern können. Er hätte Gedanken und Auszierungen eben so gut zusammen schreiben können, als sein Gegner, und seine Reime hätten sich immer noch

besser lesen lassen, als des Andern Hexameter. Hätte er aber vollends so viel Selbsterkänntniß gehabt, daß er sich nur mit Kritik und Litteratur beschäftiget hätte, und zufrieden gewesen wäre, daß die Carmina, die er vordem um die Gebühr gemacht hatte, einmal bezahlt, gedruckt, und verbraucht waren, o! so wäre er weiser gewesen, als der Schöpfer der Patriarchaden.

Gottscheds Verdienste schränken sich nicht auf deutsche Sprache, Litteratur, und, wenn man es mir in der erklärten Bedeutung zu sagen verstattet, Beredsamkeit und Dichtkunst ein; auch ernsthafte Wissenschaften haben ihm, wohl nicht Vermehrungen, aber Ausbreitung zu verdanken. Sein philosophisches Handbuch, hieß bey vielen Gelehrten, eine Frauenzimmerphilosophie: Es kann wohl seyn, daß ein Frauenzimmer dieses Buch mit mittelmäßiger Aufmerksamkeit und Geduld, verstreht und daraus viel Vernünftiges lernt, wenn die Schüler manches tiefsinnig redenden Weltweisen nur seine Töne nachsprechen. Auch hat man, lange, nachdem Gottscheds Philosophie vergessen ist, ein und das andere philosophische Lehrbuch bekommen und bewundert, das in Vergleichung mit dem Gottschedischen, gar eine Kleinemägdchenphilosophie heißen möchte.

Den deutschen Philosophen, zeigte Gottsched, glaube ich, zuerst, daß man Philosophie und schöne Wissenschaften verbinden könne. Denn weil die damaligen Philosophen, nur dachten, oder eigentlich: zu denken glaubten, und nicht empfanden; so hatten sie diese Wahrheit in Leibnitzens Schriften nicht gefühlt, und in Wolfs Metaphysik, entdeckte erst lange darnach ein

scharf-

scharfsinniger Geist die Anfangsgründe der Aesthetik. Diese Verbindung der strengern und angenehmen Wissenschaften war unsern Vätern so neu, daß Gottsched der deutsche Fontenelle hieß, ob er wohl dem Secretaire der Academie weder an tiefsinniger Kenntniß, noch am Witze glich, und nur einige seiner leichtern Schriften übersetzt hatte. Nachdenkliche Wahrheiten faßlich und selbst angenehm vorzutragen, ist seit ihm gewöhnlicher geworden. Auch in andern Theilen der Gelehrsamkeit änderte sich die Einkleidung, selbst der Canzleystil ward deutscher; und geistliche Reden, die es sind, und die es seyn sollen, würden wir schwerlich jetzo so viel haben, wenn nicht Gottsched, unbesorgt ob die Homileten ihn verketzerten, behauptet hätte, daß der Lehrer der Beredsamkeit den Prediger bilden müsse.

Endlich hat man ihm nicht nur für seine eigenen Arbeiten zu danken, sondern auch für solche, die er veranstaltete, unterstützt, dazu angetrieben hat. Ich kenne keinen Gelehrten, der anderer Fleiß zu befördern, so eifrig gewesen wäre, und dieser Eifer schien mir, so viel ich ihn habe beurtheilen können, keine unedlen Bewegungsgründe zu haben. Er war Aeltester der Leipziger deutschen Gesellschaft, die seinen Bemühungen gewiß das Ansehen zu danken hatte, in welchem sie damals stand. Man hat mir erzehlet (denn ich war damals noch in keiner Verbindung mit ihr) unter den Verdrüßlichkeiten, die ihn veranlaßten sich von ihr abzusondern, wären die meisten daher gekommen, daß er die Mitglieder zu mehrem Fleiße anstrengen wollen, als ihnen gefällig gewesen: Ein Beyspiel,

an dem sich jeder Aeltester einer deutschen Gesellschaft spiegeln mag. In den kritischen Beyträgen und den Sammlungen der Gesellschaft der freyen Künste, finden Liebhaber der deutschen Gelehrsamkeit allemal viel Unterrichtendes, deßwegen sie dem Herausgeber das Schlechte verzeihen, das er vielleicht nicht allemal billigte, aber da er sich vorgesetzt hatte, viel drucken zu lassen, nicht entbehren konnte. Seine neuen Monatsschriften sind ohne Zweifel auch mit deswegen viel schlechter, als die alten, weil er bey so sehr gefallener Achtung, keine gute Gehülfen mehr bekam, — und doch sein Wapen nicht ändern wollte: Es war ein redendes Wapen; Ein Pegasus, den der Gott der Handlung leitete. Ich kenne einige berühmte schöne Geister, die es jetzo, da es von niemand mehr geführt wird, wohl für sich nehmen möchten, und die, wenn sie auch sonst nichts von Gottscheden zu lernen haben; doch gewiß aus seinen Fehlern viel nützliche Warnungen ziehen könnten.

IX.

Ueber die Verbindung der Mathematik und Naturlehre.

1768.

Ich habe mir vorgenommen, nächstes halbe Jahr die Physik mit der Mathematik verbunden zu lehren; und will hievon jetzo einige Rechenschaft geben. Wer hierüber so einig mit mir ist, daß er glaubt ein solches Vorhaben sey weder Erläuterungen noch Rechtfertigungen benöthiget, der erinnere sich nur, daß es auch noch zu unsern Zeiten, nicht ganz überflüßig ist, manchen Lesern, und selbst Verfassern, von Geschichtbüchern, zu beweisen, daß eine Geschichte, nur nach Zeugnissen welche gehörige Prüfung zuverläßig befunden hat, soll erzählt werden.

Derjenige Theil der Naturlehre, welcher die Wirkungen der Schwere auf feste und flüßige Körper, die Gesetze der Bewegung, die Federkraft der Luft, die Eigenschaften des Lichts, und die himmlischen Körper betrachtet, wird in allen mathematischen Lehrbüchern, unter dem Namen der angewandten Mathematik vorgetragen, bald vollständiger, bald mehr abgekürzt, nachdem es die Kenntnisse und Absichten der Lernenden erfodern. Dieser Theil, gründet sich, wie alles was wir von der Natur wissen, auf Erfahrungen, aber

sonst nirgends sind die Erfahrungen so glücklich gebraucht worden, Folgerungen aus ihnen herzuleiten, den Zusammenhang und die Ursachen der Begebenheiten einzusehen, die Wirkungen der Natur zum Dienste des Menschen anzuwenden, und durch lange Reihen von Schlüssen, oft von ganz gemeinen Empfindungen, auf Kenntnisse zu gelangen, die den menschlichen Verstand zu übersteigen scheinen. Äußer der angewandten Mathematik, wissen wir fast nichts zuverläßig als was die Erfahrung uns unmittelbar lehrt, oder was sich zunächst aus ihr schliessen läßt. Daher ist einigen sehr wichtigen Untersuchungen, wie z. E. denen welche die magnetische und die elektrische Kraft betreffen, noch nicht die Ehre wiederfahren, zur angewandten Mathematik gerechnet zu werden. Bey den unzähligen Versuchen über die genannten beyden Gegenstände, fehlt es immer noch an richtiger Abmessung dieser Kräfte, an andern zur Größe gehörigen Umständen, und daher ist unsere Kenntniß davon noch so ungewiß, daß selbst Versuche Versuchen zu widersprechen scheinen. Unsere Elektricitätszeiger z. E. sind in ihrer Art noch lange nicht so gut wie das florentinische Thermometer in der ſinigen. Der Magnet ist, ausser dem, daß man ihn länger kennt, auch mehr in mathematischen Händen gewesen als die Elektricität, und nur dadurch, den Menschen schon viel nützlicher geworden. So ist bey den Theilen der Naturkunde, die man noch nicht zur angewandten Mathematik rechnet, doch die Mathematik wichtig und zu derselben Vollkommenheit unentbehrlich. Wolf sammlete, was man bis auf seine Zeiten von der Luft entdeckt hatte, und vermehrte

die

die mathematischen Wissenschaften mit der Aerometrie (*). Dieses gab, bey Wolfs Vortrage, der durch Kürze gewiß nicht undeutlich wird, ein mäßiges Duodezbändgen. Eine Sammlung der gewissen und brauchbaren Lehren von der Elektricität, würde jetzo noch nicht soviel ausfüllen. Denn das bedinge ich mir aus, daß die bloßen Spielwerke wegbleiben müssen, weil in Wolfs Aerometrie auch keine Springbrunnen sind.

Von den Wirkungen der Natur hat die angewandte Mathematik bisher meistens diejenigen betrachtet, die sich vornehmlich nach der Lage und Gestalt der Körper richten, und dieserwegen Abmessungen anzubringen verstatten. Es giebt andere bey denen hierauf weniger anzukommen scheint, wie z. E. Quecksilber sich mit Bley vereinigt, und an Eisen nicht so anhängt, wie bey Vermischung entgegengesetzter Salze, und andern Auflösungen, heftige Bewegungen entstehen. Man wird aus diesen Beyspielen sehen, daß sich diese Wirkungen etwa chymische nennen ließen, wenn man jene mechanische nennen wolte. Sie richten sich nach der Mischung der Materien wie jene nach der Zusammensetzung der Körper. Denn (es im Vorbeygehen zu erwähnen) ich dächte es wäre den Philosophen nicht unanständig, wenn sie diese Wörter in eignen bestimmten Bedeutungen gebrauchten, die sich, um mich hier in keine weitläuftige Erklärung einzulassen, kürzlich so angeben ließen, daß Gold die Materie, und

(*) Elementa Aerometriae in quibus aliquot aeris vires ac proprietates iuxta methodum geometrarum demonstrantur. Lipſ. 1709. 15. Bogen.

ein Ducaten ein Körper wäre. In diesem Unterschiede ist Carteſius mit den Scholastikern eins; beyde stellen sich eine erste Materie vor, die durch Formen oder Bewegungen in Körper gebildet wird.

Auch die chymischen Wirkungen kennt man desto vollkommener, je genauer man bey ihnen, Gewichte der Materien, Stärke des Feuers, und was sonst zur Größe gehöret angiebt, zu geschweigen daß bey ihnen selbst, und bey den Vorbereitungen dazu, sehr viel auf die mechanischen ankömmt. Erze reinigt man durch Waschen von tauben Bergarten, vermöge der jeder Materie eignen Schwere; Bley sondert man durch Abtreiben vom Silber, nach den Gesetzen der Schwungkraft.

Noch ist die Kenntniß der Thiere, der Gewächse, der Dinge die aus der Erde gegraben werden übrig, die man unter dem Namen der Naturhistorie versteht. In so fern die Merkmahle dieser Dinge auf Figuren, Verhältnisse, Dichtigkeiten u. d. g. ankommen, werden sie wiederum nur von dem mathematischen Auge gehörig betrachtet. So haben die alten Zergliederer, viel Theile des menschlichen Körpers, mit geometrischen Namen, zur Quaal ungeometrischer Nachfolger belegt. Und wenn die Gegenstände der Naturgeschichte zu gewinnen, oder zum Nutzen anzuwenden, immer Maschinen nöthig sind, wenn selbst von den chymischen Arbeiten die man etwa mit ihnen vornimmt, das wahr ist, was ich nur jetzo gewiesen habe, so wird wohl dieser Theil der Naturkunde, so wenig als einer von den zuvor genannten, der Mathematik entbehren können.

Man

Man kann also ohne Mathematik, nichts beträchtliches von der Natur, genau und brauchbar kennen lernen: Und wenn man nichts lehren kann was man selbst nicht recht versteht, so kann man ohne mathematische Einsichten, in keinem Theile der Naturlehre andere unterrichten.

Sind aber deßwegen auch tiefe Einsichten in die Mathematik jedem Lernenden nöthig, der sich aus Neugier, oder in irgend einer eingeschränkten Absicht, etwas von der Natur bekannt machen will?

Diese Forderung würde zu strenge seyn, da man viele Lehren sinnlich machen kann, zu deren Entdeckung, und nur zu einer Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit, tiefes Nachdenken gehört. Aber, eben das zu bewerkstelligen, ist nur derjenige vermögend, der von diesen Lehren gründliche Einsichten hat, deutlich weiß was sie zu verstehen nöthig ist, und die Begriffe, bis auf solche die seinem Zuhörer bekannt sind, zerlegen kann. Nur er kann Erfahrungen ausdenken, durch welche sich Lehrsätze empfinden lassen, diesen Erfahrungen die einfachste Einrichtung geben, und die Schlüsse daraus so vortragen wie sie am leichtesten, wo nicht überzeugen, doch die Möglichkeit darthun, daß sie jemanden überzeugen könnten, der sie mit den Kenntnissen die etwa voraus müssen gesetzt werden, verbinden wollte. Zuweilen gehört hiezu etwas Witz, ein Vermögen der Seele, davon mancher Metaphysicus sehr unrichtig glaubt, es diene nur zum Versmachen, zu dem es doch in der That ganz und gar entbehrlich ist. So weiß Fontenelle in der Geschichte der pariſiſchen Akademie

der

der Wissenschaften, auch tiefsinnige Lehren, für ein mittelmäßiges Nachdenken vorzutragen.

Hierinnen besteht eine der vornehmsten Geschicklichkeiten des Lehrers der Experimentalphysik, und dazu sind nicht allemal sehr gekünstelte Versuche nothwendig; oft ist es genug auf bekannte Begebenheiten, oder auf solche die sich leicht hervorbringen lassen, eine Aufmerksamkeit zu erregen, dadurch in ihnen wichtige Wahrheiten entdeckt werden, und der gute Geschmack verdammt überall das Gekünstelte, wo das Natürliche eben die Dienste thut. Die größten Meister in der Mechanik, richten mit ganz einfachen Hebezeugen das aus, wozu Stümper unzählige Räder und Schrauben ineinander schieben. Und wie eine solche übersetzte Maschine, doch oft nicht einmal zu der Absicht geschickt ist, zu der sie vorgeschlagen wird, so beweisen oft künstliche Versuche das nicht, was sie beweisen sollen, wie z. E. daß die Luft elastisch ist, die gewöhnlichen Versuche mit der Luftpumpe nicht beweisen, sondern diese Wahrheit, die schon bekannt seyn muß nur erläutern, und Anwendungen von ihr zeigen. Und das ist denn der Gebrauch den der Naturlehrer von mehr zusammengesetzten Versuchen macht, er zeigt dadurch wie die einfachen Wirkungen der Natur in allerley Verbindungen zum menschlichen Gebrauche angewandt werden, er bedienet sich selbst derer die nur das Auge ergötzen, oder durch einen unerwarteten Erfolg Bewunderung erregen, dazu, daß er zum Nachdenken anreitzet, die Scharfsinnigkeit in Erforschung der Ursache übt.

So verfährt derjenige der seine Lehrlinge nicht für Kinder denen er was vorspielen müßte, sondern für

ver-

vernünftige Leute hält, und sie anführen will, über die Natur zu philosophiren. Der kleinen Geschicklichkeit, die sich ohnedem versteht, die physischen Handgriffe fertig zu machen, (ich sage die physischen, daß man nicht etwa denkt ich meyne die Handgriffe des Musketirers, obgleich jene großentheils nicht schwerer sind als diese, und beyde das mit einander gemein haben daß zum Wesentlichen noch mehr gehört) dieser Geschicklichkeit wegen gelobt zu werden, wird er so gern sehen, so gern sich ein Dichter loben läßt daß er gut reimen kann. Freylich wissen manche Leute an einem Dichter nichts wichtigeres zu loben, die sind aber auch nicht werth Hagedornen oder Gellerten zu lesen, und daß ein Haller in der Welt ist, wissen sie gar nicht. Wäre es einerley: Physik lehren und die Handarbeit beym Experimentiren thun, welcher Lehrer der Physik könnte sich mit einem Taschenspieler oder Aequilibristen vergleichen? Ich erinnre mich noch seit vielen Jahren her mit Vergnügen eines Mannes in einem vielfärbigen Wammes und hohen zugespitzten Hute, der in einer Bude vor dem Leipziger Petersthore, Experimentalphysik, nicht lehrte, aber doch wies. Er elektrisirte, spann Glas, ließ Cartesianische Teufel tanzen, und wenn ich mich recht besinne, hatte er auch Petrefacta.

Ich rede im Vorhergehenden wie man leicht sieht von den Versuchen der gewöhnlichen physischen Lehrstunden, zumal für Zuhörer die sich durch keine Mathematik vorbereiten wollten; nicht von solchen die ein Naturforscher zu Erweiterung der Naturlehre anstellt; wie Newton die Refraction der Farbenstrahlen mißt;

Daniel

Daniel Bernoulli die Theorie vom Stoffe des Waſſers prüft; Aepin die Geſetze der Elektricität des Tourmalins entdecket.

Außer den Wahrheiten ſelbſt, welche die Mathematik enthält, iſt ſie dem Lehrer der Naturkunde zur Bildung des Geiſtes wichtig. Aber dieſes gehört nicht für den Lehrer der Naturkunde allein, und kann eine eigne Ausführung bey anderer Gelegenheit veranlaſſen.

X.

Ueber den Gebrauch des mathematiſchen Geiſtes außer der Mathematik.

In der deutſchen Geſellſchaft vorgeleſen den 26. März 1768.

Zu unſerer Väter Zeiten hat man ſehr darüber geſtritten, ob ſich die mathematiſche Methode außer der Mathematik anbringen ließe. Von dieſem ſo berühmten Zwiſt erfährt jetzo nur die geringe Zahl der Studierenden etwas, die vor ihrem unabläßigen Fleiße in höhern Wiſſenſchaften, auch noch Zeit übrig behält, die Vernunftlehre zu hören. Wenn man die Wahrheit geſtehen ſoll, ſo ſchienen der Bejahung der Frage nicht alle davon gegebene Proben vortheilhaft: am allerwenigſten der Umſtand, daß man Lehrbücher von unterſchiedenen Glaubensbekänntniſſen, und rechtliche Deductionen für entgegen geſetzte Partheyen, von beyden

den Seiten in der strengen mathematischen Methode verfaßt hat.

Soll aber auch die Wahrheit nicht nur halb gesagt werden, so muß man hinzusetzen, daß es zottichte Hündchen giebt, die um die Hälfte des Hinterleibes geschoren werden, und alsdann Löwen vorstellen; daß ein sechsjähriger Knabe, mit gelben Stiefeln, einem Mantel, einer steifen Mütze und einem hölzernen Säbel, den Husaren, bis auf den Knebelbart macht, daß es indessen sehr ungerecht seyn würde, mit diesen beyden Nachahmungen viele von den Schriftstellern zu vergleichen, welche die mathematische Methode außer der Mathematik angebracht haben, denn das Hündchen und der Knabe sind kurzweilig, die Schriftsteller aber meistens langweilig.

An dem Freyherrn von Wolf, der die mathematische Methode so fleißig empfohlen hat, liegt es nicht, wenn sie schlecht ist gebraucht worden. Er hat es genugmal erinnert, daß Stiefeln, Mütze, und Figur des Säbels, den Husaren nicht ausmachen, daß man selbst die mathematische Methode strenge beobachten könne, ohne Grundsätze, Lehrsätze und Beweise zu nennen. Auch wie man das Verfahren der Mathematikverständigen nachahmen solle, hat er deutlich genug gewiesen, so deutlich, als irgend in unsern ästhetischen Zeiten die Vorzüge großer Dichter, von Kunstrichtern entwickelt werden, und doch entstehen haufenweise Dichter, gegen die Wolfens scientifische Schüler noch lesbar sind.

Strenge

Strenge Beobachtung der Regeln, mühsame Nachahmung großer Muster, ersetzen den Mangel des Geistes nicht, und machen ihn oft nur kenntlicher.

Ein Uebersetzer von des Aristoteles Dichtkunst (*) machte eine Tragödie, die vollkommen regelmäßig, und vollkommen elend war. Er hatte unter allen Regeln eine einzige vergessen: Daß zum Dichten Geist gehört, und den so mühsamen Beobachtern der mathematischen Methode fehlte größtentheils auch der mathematische Geist.

Zu Beschäftigungen, wo man nicht schlechterdings bekannten und vollkommen deutlichen Vorschriften nur gehorchen darf, wo man, zu seinem Ziele zu gelangen, neue Wege sich machen, oder wenigstens bähnen muß, wird Geist erfordert, oder Genie, wenn jemanden das französische Wort energiquer ist.

Daß in dieser Bedeutung zur Mathematik ein eigener Geist erfordert werde, brauche ich den Gelehrten, welche die Mathematik kennen, oder kennen lernen wollen, nicht zu beweisen, und denen, welche sie nicht kennen lernen wollen, auch nicht, weil von ihnen, gewöhnlicher maßen, Mangel des zur Mathematik gehörigen Geistes statt Trägheit, sich wichtige Erkänntnisse zu erwerben, genannt wird.

Die Geschicklichkeit, Größen mit einander zu vergleichen; wahrzunehmen, wie sich durch die Menge der Theile, ein Ganzes von dem andern, durch ihre Lage, Ordnung und Gestalt, ein Zusammengesetztes von dem andern unterscheidet, das macht ohne Zweifel das Wesentliche desjenigen Geistes aus, der von der

(*) Der Abt Aubignac.

der Wissenschaft der Größen seinen Namen erhalten soll; man ist aber bey dem Worte Mathematik schon so gewohnt, an deutliche, und unwidersprechliche Einsichten zu denken, daß ich das Bestreben nach einer solchen Art der Erkenntniß auch sicher mit zu den Merkmahlen des mathematischen Geistes setzen darf.

Wollte man ihm dieses letztere Merkmahl nur deßwegen zugestehen, weil er auch ein philosophischer Geist ist, so würde ich damit ganz wohl zufrieden seyn, die Mathematik für die Philosophie der Größen zu erkennen; ich würde aber doch fragen, warum, nach dem einstimmigen Zeugniß aller, die die Mathematik achten, und die sie nicht achten, deutliche und gewisse Erkenntnisse in ihr, und bey weiten nicht so häufig in der übrigen Philosophie zu finden ist? Man mag nun die Philosophie verstehen, der man noch diesen Namen giebt, oder diejenige, die nach ihrer mannichfaltigen Anwendung, so vielerley Namen erhalten hat, so viel es Theile der Gelehrsamkeit giebt. Wenn man von einem dieser Theile ein Beywort nehmen soll, die deutlichste Erkenntniß, die gewisseste Ueberzeugung anzudeuten, wird man wohl: metaphysische? moralische? historische? medicinische? juristische? wählen?

Daß zu diesem Beywort mathematische ist gewählet worden, davon kömmt die Ursache ohne Zweifel zum Theile mit auf die Beschaffenheit des Gegenstandes der mathematischen Erkenntniß an. Nicht eben, als wäre dieser Gegenstand vorzüglich deutlicher, und sicherern Einsichten fähig, wie man öfters vorgiebt, sondern weil man bey Untersuchungen der Größen,

leichter, als bey andern Untersuchungen wahrnimmt, ob man gefehlet hat, und dadurch zu einer Vorsichtigkeit gewöhnt wird, die überhaupt unsere Einsichten zuverläßiger macht.

Vielleicht möchte aber selbst diese Zuverläßigkeit unserer Einsichten immer auf Etwas beruhen, das sich ohne Zwang als eine Größe ansehen ließe. Ist nicht ein Begriff deutlich, wenn wir Alles, was zu ihm gehöret, alle Merkmahle, die seinen Gegenstand von jedem andern unterscheiden, vollständig zu erzählen wissen? Ist er also nicht eine Summe, die wir nur alsdann recht wissen, wenn wir alle Zahlen, aus denen sie entsteht; anzugeben im Stande sind, und die wir uns desto vollkommener vorstellen, je weiter, wir selbst diese Zahlen in kleinere, aus denen sie wieder entstehen, bis auf ihre ersten Einheiten zerlegen können? Ist nicht ein Satz bestimmt, wenn wir die Gränzen, wie weit er sich erstrecket, genau anzugeben wissen? Dieses aber die Größe des Satzes zu nennen, berechtiget mich, wohl die Sprache aller Vernunftlehrer, bey denen allgemeine und besondere Sätze der Größe nach (quantitate) unterschieden werden.

Eine Sache mit einer andern verwechseln, weil man beyder Kennzeichen nicht gehörig durchgezählet hat, einen Satz über seine Gränzen ausdehnen, sind mathematische Fehler. Wer sich mit der Wissenschaft, wo sie nie begangen werden, bekannt gemacht hat, den beleidigen sie, wie das Ohr des Musikverständigen durch einen Uebelklang in der gemeinen Rede, das Auge des Zeichners durch einen ungestalten Körper beleidiget wird.

Gelehrte,

Gelehrte, welche der Mathematik gerne zugestehen, daß sie uns gewöhne, auch in andern Wissenschaften von der Gewißheit richtig zu denken, zweifeln doch oft, ob sie, die sich nur mit der gewissen Erkenntniß beschäftige, uns gleiche Dienste bey der Wahrscheinlichkeit, oder auch bey der historischen Gewißheit, leiste, nach der wir den größten Theil unserer Handlungen einrichten. Dieser Zweifel schließt wahrscheinliche und historische Kenntniß, ohne Grund von der Mathematik aus. In der That hat man in ihr Manches, das Anfangs unglaublich war, zur Gewißheit erhoben; die kopernikanische Weltordnung ist ein Beyspiel davon. In andern Wissenschaften geschieht das Gegentheil, man schämt sich Sätze zu sagen, die vor kurzem allgemein angenommen wurden. Allein auf eben die Art, wie die Wahrscheinlichkeit und historische Gewißheit, in allen menschlichen Handlungen und Kenntnissen, beurtheilet werden soll, muß sie auch bey den mathematischen Untersuchungen beurtheilet werden, die auf eignen Erfahrungen, oder auf Zeugnissen anderer beruhen. Wer eine astronomische Beobachtung gemacht zu haben vorgiebt, wird geprüft, wie man einen Erzähler prüfen soll? Ich sage prüfen soll, nicht wie man außer der Mathematik manchmal geprüfet hat. Hätte man in der Geschichte der Menschen, Zeugnisse, nur sehr oft so geprüft, wie man stets in der Geschichte des Himmels gethan hat; so wäre die Historie nicht, nach dem Geständniß ihrer größten Kenner, eine Gelehrsamkeit, wo ein erhabenes Verdienst darinnen besteht, alte Mährchen zu widerlegen, die kein Geist, den die Mathematik aufgekläret hätte, jemals für was

anders, als für Mährchen würde nacherzählt haben. Sie hätten bey mathematisch denkenden Geschichtschreibern ein Glück gemacht, wie der Komet, den der K. Pohln. Ch. S. Hofastronomus Kindermann in einer Nacht ganz allein gesehen hatte.

Nicht nur die Astronomie, die ganze angewandte Mathematik beruhet auf Erfahrungen, von denen ein großer Theil angenommen wird, ohne daß man sich allemal die Mühe nimmt, sie zu wiederholen, viele nicht von jedem können wiederholet werden, und doch alle sichere Gründe der Erkenntniß werden.

Die Fehler der Vorgänger dienen nicht, wie in andern Wissenschaften, durch ihre Widerlegung berühmt zu werden, sondern durch gehörigen Gebrauch dessen, was in ihnen wahr ist, den Weg zu einer vollkommenen Erkenntniß zu bahnen. Daher gleichet die Mathematik einem Pallaste, der immer nach einem fest gesetzten Plan zusammenstimmend erweitert, erhöhet, verschönert wird, wenn in andern Häusern bey jedem starken Winde eine Wand einfällt, oder von jedem neuen Bewohner ein Stück eingerissen wird, etwas anders eben so schlechtes dahin zu setzen. Ohne Zweifel hätten die Baumeister dieser Häuser, in Absicht auf die Anordnung, Wahl des Bauzeuges, und alles, was zur Festigkeit und Schönheit gehört, sehr viel von der Mathematik zu lernen.

Die Gewohnheit, nicht anders als deutlich, ordentlich und zusammenhängend zu denken, verstattet nicht, übereilte Urtheile von Sachen zu fällen, die wir nicht zulänglich untersucht haben. Behutsamkeit und Bescheidenheit sind also natürliche Folgen von ihr.

Sie

Sie verhindert uns, einen Vortrag Beyfall zu geben, der uns nicht überführt, aber sie erlaubt uns nicht, etwas zu verwerfen, das auf Gründen beruhen kann, die wir nicht einsehen. So verwahrt sie uns vor Leichtgläubigkeit, und vor ungerechten Tadel, und befiehlt uns dem Verstande und Fleiße Anderer auch alsdann Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wenn er auf Gegenstände angewandt ist, mit denen wir uns selbst nicht beschäftiget haben. Wer sich in der Mathematik die Gewohnheit erworben hat, von der ich diese Folgen erzähle, dem werden ohne mein Erinnern Erläuterungen hiezu beyfallen, die ich übergehe, weil ich nicht sowohl von den mathematischen Lehren an sich selbst rede, als von der Denkungsart, zu der sie uns gewöhnen.

Das muß ich doch wegen der Gegenstände erinnern, bey denen wir diese Denkungsart erlangen, daß ihrer so viel sind, als die Welt unsern Sinnen und unserm Verstande darstellet, und daß diese Mannichfaltigkeit den Mathematikverständigen gewöhnen muß, von mehr Sachen richtig zu denken, als der Gelehrte gewöhnt wird, der sich nur mit einer geringen Anzahl gewisser Arten von Gegenständen beschäftiget. Daraus wird begreiflich, warum Mathematici insgemein von andern Wissenschaften etwas verstehen, und andere Gelehrte von der Mathematik meistens gar nichts verstehen.

Damit man mir nicht ein allzugroßes Vorurtheil für meine Wissenschaft zuschreibe, so gestehe ich, daß es große Mathematikverständige giebt, die außer der Mathematik ziemlich schlechte Proben des mathematischen Geistes gewiesen haben; sie haben doch aber vor-

treffliche Proben davon in der Mathematik gegeben, und sind also noch nicht so unerwartet, als große Rechtsgelehrten, denen der Geist der Gerechtigkeit mangelt; berühmte Schriftausleger ohne den Geist der Religion; Geschichtschreiber ohne die Gabe zu erzählen.

Diejenigen aber, welche auf diese Art gefehlet haben, verletzten insgemein die erste Vorschrift, nach welcher der mathematische Geist handelt, sie urtheilten von Sachen, von denen sie nicht die gehörigen Begriffe hatten, so wie jemand, der gut Geometrie verstünde, von der Astronomie urtheilen würde, ohne jemals den Himmel betrachtet zu haben. Etwas, das zum Wachsthume der Mathematik sehr vieles beyträgt, kann dergleichen veranlaßt haben. Man hat mit großem Vortheile für die Entdeckung neuer Wahrheiten beynahe die ganze Mathematik in Rechenkunst verwandelt, in die Fertigkeit, durch Verbindung der Zeichen Folgerungen leicht zu erhalten, und zu übersehen, die oft unüberwindliche Mühe machen würden, wenn man stets die Begriffe der Sachen selbsten gegenwärtig haben müßte. Man darf sich nur der geringsten Rechnungen, ihrer Anwendungen auf die gewöhnlichsten Fälle erinnern, und sich vorstellen, wie man nur eine schlechte Regel Detri machen würde, wenn man nicht Ziffern gebrauchen, sondern die Menge der Thaler, Groschen, Pfennige, Pfunde, Loth, Quentchen, unabläßig selbst denken sollte. Rechnen ist eigentlich eine Sprache, wo sich die Verbindung der Sachen aus der Verbindung der Wörter herleiten läßt, die Syntax eine Syllogistik ist. Es ist von der Sprache, die in dem Reiche der Philosophie gewöhnlich seyn sollte, die

Mundart

Mundart für das Land der Meßkunst. Leibniz hatte an eine solche philosophische Sprache schon als Jüngling gedacht, aber alte Philosophen können sich noch jetzo keinen Begriff davon machen. Nun werden aber viel Sprachen, die an sich vollkommen verständlich und bedeutend sind, von manchen Leuten geredet, ohne allemal dabey zu denken. Beyspiele sind: die Sprache der Orthodoxie, und die Sprache der Höflichkeit. Wäre also jemand in der Mathematik an die Sprache des Rechnens gewöhnet, überdächte er nicht zu erst, was für Begriffe eigentlich seinen Zeichen zugehören, so könnte er selbst in mathematischen Untersuchungen leere Töne für Entdeckungen annehmen, und in andern Kenntnissen würde er aus Unachtsamkeit auf die Sprache, so leicht irren, als Cicero, wenn der ein Diplom aus dem medio aeuo auslegen wollte. Man hätte also den mathematischen Geist nicht nach dem Gebrauch zu beurtheilen, den von ihm manchmal große Rechner machen, die aber nichts weiter als Rechner sind. Mit gleichem Rechte beurtheilt man die Anmuth der Historie aus den Arbeiten der meisten Geschichtschreiber von den Folianten der Scriptorum rerum germanicarum bis zu den Compendien in Frag und Antwort.

Wenn die Mathematik auch nur unsern Verstand bildet, Wahrheiten zu lieben, zu beurtheilen, zu erforschen, so möchte sie doch wohl zu Aufklärung einer Nation nicht ganz unnütz seyn, und die Nation, der ganz Europa seine Aufklärung zu danken hat, möchte wohl nicht mit Unrecht die Geometrie vor ein paar tausend Jahren zu einem Theile einer guten Erziehung gemacht haben. Weil aber ohne Mathematik fast

keine Künſte und Wiſſenſchaften, keine Ordnung in den gewöhnlichſten Verrichtungen, keine Bequemlichkeit bey den allgemeinen Bedürfniſſen geſitteter Völker möglich ſind, ſo wird derjenige, der Nationen angeben will, zu deren Aufklärung die Mathematik ganz unnütz iſt, keine ſanftern Namen ſagen können, als Topinambous und Hottentoten.

XI.

Ueber ſinnliche Wahrheit und Erſcheinung.

In der deutſchen Geſellſchaft vorgeleſen den 23. März 1771.

Von Wahrheit und Erſcheinung iſt mehr geſchrieben worden, als ich leſen mochte, wenn ich Zeit übrig behalten wollte ſelbſt etwas davon zu ſchreiben.

Manche meiner jetzigen Zuhörer, und etwa künftigen Leſer finden vielleicht in dem Aufſatze, den ich hier vorlegen will, nichts das ihnen neu iſt; aber dieſen werden ſchon mehr Abhandlungen vorgekommen ſeyn in denen Ihnen nichts neu war, Sie werden mir alſo das Recht anderer Schriftſteller nicht verſagen, das ich wenigſtens nicht mißbrauchen will.

Ein paar auswärtige Philoſophen habe ich doch darüber nachgeleſen; meine Urſache hiezu war eben die, warum ich noch vor wenig Jahren einige Monate im Tanzen Unterricht nahm. Tanzen, hatte ich freylich

schon vorlängst gelernet, und konnte es gut genug für einen Gelehrten, der nie da tanzen wollte, wo die Musik von denen bezahlt wird, die erst gelehrt werden sollen: Ich wollte aber wissen, ob in den Theilen der Tanzkunst, die auch den Kopf des Philosophen und des Geometers beschäftigen kann, seit meiner Jugend was wichtiges wäre verändert worden. Ich fand noch eben die Positionen und eben die Pas; und bey den neuen Vernunftlehren, fand ich auch noch: Wahrheit sey die Uebereinstimmung unserer Empfindungen mit den Sachen selbst.

Diese Erklärung hat den kleinen Fehler, daß nach ihr unmöglich ist zu entscheiden, was wahr ist oder nicht. Denn wenn ich nun wissen will ob die Erzählungen von den patagonischen Riesen wahr sind, so sagt mir diese Erklärung auf gut deutsch: Alsdann sind die Erzählungen wahr, wenn es wirklich in Patagonien Riesen giebt die auf kleinen Pferdchen reiten, und die Füße hintennach schleppen. Aber ob es nun dergleichen dort wirklich giebt, wie erfahre ich das, ich, der ich keine Reise in Südamerica thun kann?

Die Körper außer mir kenne ich nur vermittelst meiner Sinne, wie ein Land in das ich nie kommen werde, aus Reisebeschreibungen. Wie kann ich also wissen ob mir meine Sinne die Körper so vorstellen wie sie sind?

Gar leicht, antwortet mir der Philosoph, denn man darf nur seine Empfindungen mit einander vergleichen, allenfalls über einen Gegenstand unterschiedene Sinne befragen u. s. w. Hiegegen habe ich nichts einzuwenden, aber das heißt nicht: Uebereinstimmung der Vorstel-

lungen mit der Sache, sondern Uebereinstimmung der Vorstellungen mit einander selbst; und auf diese Art hätte man die Wahrheit erklären sollen, auch wenn von sinnlichen Dingen die Rede ist. Denn die Metaphysische Wahrheit hatte schon Wolf so erkläret, und von den Wahrheiten, die aus allgemeinen Begriffen hergeleitet werden, wie z. E. die Geometrischen, ist offenbar daß nichts zu ihnen kann gerechnet werden, was sich nicht in ihren Zusammenhang bringen läßt, und davon ist man nur alsdann versichert, wenn es aus ihnen durch richtige Schlüsse folgt.

Was hat wohl die Philosophen veranlaßt, bey sinnlichen Dingen, die Wahrheit nicht in der Uebereinstimmung der Vorstellungen unter einander, sondern mit der Sache selbst, zu suchen? Vermuthlich weil sie angenommen haben wenn wir empfinden, so müsse was außer uns seyn, von dem die Empfindung herrührt, nnd das müsse doch so seyn wie die Empfindung es uns darstellt.

Den ersten dieser Sätze begehre ich nicht zu läugnen, denn er sagt nur etwas das die Philosophen erfordern wenn sie das Wort Empfindung brauchen wollen, und die Bedeutung der Wörter ist willkührlich. Aber für einen Grundsatz angenommen: Daß Empfindung nie ohne äuserliche Veranlassung ist, so kömmt bey jeder Vorstellung der Seele, die Frage vor, ob diese Vorstellung Empfindung oder nur Einbildung ist, und das läßt sich wieder durch nichts als durch den Zusammenhang der Vorstellungen unterscheiden.

Der Kranke, macht sich Vorstellungen, zu denen Gesunde um ihn herum keine Gegenstände wahrnehmen.

men. Ob er also wirklich empfindet, ob er wachend träumt, das beurtheilen die Umstehenden nur aus dem Zusammenhange ihrer Vorstellungen unter einander; er selbst, wenn er noch denken kann, beurtheilt es daraus wie diese seine Vorstellung mit seinen übrigen zusammenhängt, mit den Vorstellungen anderer denen er glaubt. Niemand kann die Sache selbst fragen ob sie da ist. Es läßt sich so gar nicht allemal zuverläßig entscheiden, was die Seele nur von ihr selbst hervorbringt und wozu sie in der That eine Veranlassung außer ihr hat, ob der Wahnwitzige, der Bilder an der Wand zu sehen glaubt, sich das nur einbildet, oder ob in dem zerrütteten Gehirne eben das vorgeht, was in einem gesunden vorgehen müßte, wenn die Bilder an der Wand stünden. (*)

Uebrigens,

(*) Ich hatte in Leipzig einen Zuhörer, der aus der Hauptstadt der östlichsten Provinz von Deutschland, aus einer Familie die in der gelehrten Geschichte berühmt ist, mit sehr viel Kenntnissen vorbereitet auf die Universität kam, und daselbst sich besonders auf Philologie, schöne Wissenschaften und Mathematik mit glücklichen Fleiße legte. Er ward Magister und fieng selbst an Collegia zu lesen, wobey er aber sehr einsam lebte, und stets studirte. Wenn ich ihn erinnerte sich zuweilen zu zerstreuen, so antwortete er mir; Zur Erholung läse er im Homer. (Unsere schönen Geister, wenn sie das thun können, so heißen sie es studiren, freylich schonen sie auch ihre Gemüthskräfte, daß ihnen das nicht wiederfahren kann, was dem guten Magister wiederfuhr.) Einen Winterabend bekam ich von ihm ein französisches Briefchen, des Innhalts; Es würden ihm an der Wand seines Zimmers durch eine Zauberlaterne Bilder dargestellt, deßwegen er mich bäte zu ihm zu kommen. Er wohnte drey Treppen hoch hinten hinaus im Hofe eines großen Hauses, in den aus benachbarten Häusern auch Fenster giengen. Ich fand

seine

Uebrigens, weil ich hier von Empfindungen rede, so verſteht ſich daß Sachen außer uns nur ſolche heißen, die Gegenſtände von Empfindungen ſeyn können, daß ich hier die Gedanken ausſchließe die man ſich von Gott oder andern Geiſtern macht.

Empfinden nämlich, heißt allemal ſich was Körperliches vorſtellen, in dem man nie alle Theile des Ganzen unterſcheidet, nie alle ſich einzeln vorſtellt. Empfindung iſt alſo zuverläßig eine Vorſtellung in der man nicht alles kennt was ſie enthält. So bald man eine Empfindung in einzelne zerlegt, aus denen ſie entſteht, ſo bald hört ſie auf dieſelbe Empfindung zu ſeyn. Alsdann

ſeine Stube von einem Windofen ſtark erhitzt, und es wurden ein paar Bouteillen Burgunder auf den Tiſch geſetzt. Nach dieſen Anſtalten hielt ich es nicht für unmöglich dieſen Abend ſelbſt Bilder zu ſehen. Sein Bericht war: Er ſähe an der Wand Bilder, deren Vorſtellungen er mir beſchrieb. Sie hiengen ziemlich untereinander darinnen zuſammen, daß ihm Anträge gethan würden, auswärts durch ſeine Geſchicklichkeiten Ehre und Vortheile zu erhalten. Ein paar Monate zuvor hatte er mir ein Papier geſchickt, in dem die Quadratur des Zirkels ſollte enthalten ſeyn; es war aber gar kein Verſtand darinnen: Dieſe Erfindung hatte er auch auf Anrathen der Bilder, ich weiß nicht an welche Akademie der Wiſſenſchaften geſandt, erkannte aber jetzo daß er ſich geirret hätte.

Ueber die Entſtehung der Bilder dacht er ſo:

In den erwähnten benachbarten Häuſern wären Zauberlaternen (das Wort bloß im Verſtande der jetzigen Naturforſcher genommen, nicht im Verſtande der vormaligen Hexenverbrenner) durch dieſe würden ihm die Bilder in ſein Zimmer geworfen. Dieſe Maſchienen müßten ſehr künſtlich ſeyn, weil ſie die Bilder ſo weit würfen, und auf eine ſo verſtockte Art entſtehen machten, der große

dazu, brennt die Nessel mich nicht mehr, sie verletzt mich nur mit unzähligen kleinen Stacheln.

Man wird schon hieraus sehen was die Forderung heißt: Wahre Empfindung soll uns die Sache so vorstellen wie sie ist. Wer diese Forderung thut, muß nie bemerkt haben, daß man zusammengesetzte Empfindungen in einfachere zerlegen kann, die ganz was anders darstellen. Das Frauenzimmer, das den Flügel spielt, weiß nicht wie viel Erschütterungen in einer Secunde jede Saite ihrem Ohre zusendet; und der Mathematikus, indem er es berechnet, hört er gewiß keine Musik. Indessen sind beyde Vorstellungen von der

groß Vorrath von Bildern, erforderte viel Aufwand, und die Leute, also, die so viel daran wendeten, ihm diese Vorstellungen zu machen, müßten damit sehr wichtige Absichten seinetwegen haben, ohne welche sie sich so viel Mühe nicht geben würden. Denn für natürlich sahe er alles an; er beschrieb mir was er, die Augen nach der Wand gerichtet, für Bilder in meiner Gegenwart sahe, wie man Gemählde beschreiben würde die man an der Wand hängen sähe, und ich schämte mich vor mir selbst, daß er dieses so gelassen erzählen konnte, denn ich fieng fast an mich zu fürchten.

Seinem Wirthe hatte er das Phänomen mit seiner Hypothese erzählt, und der, ein Kaufmann, hatte darüber gelacht: Von mir aber, der ich wußte was Zauberlaternen sind, erwartete er Beyfall. Laut ihm denselben zu ertheilen, dazu konnte ich mich nicht genug verstellen; er verlohr also das Vertrauen zu mir. Er hat die Bilder noch etliche Jahre darnach immer fort gesehen, auch eine Reise die er nach Hause, und wieder nach L. zurück that, brachte sie ihm nicht aus dem Kopfe. Er verfiel zuletzt in einen stillen Trübsinn, wo er nichts böses auch nichts gutes that, fast gar nicht zum reden zu bringen war, und darinnen ist er endlich in seiner Vaterstadt gestorben.

der Musik wahr: Die, welche das feinste Gehör erfordert, und die, welche elastische Erschütterungen, auch einem Tauben sichtbar und fühlbar machen lassen.

Empfindung zeigt uns, nicht was der Gegenstand ist, sondern wie er in unsere sinnlichen Werkzeuge wirkt. Zweene Gegenstände, die in unsere sinnliche Werkzeuge auf einerley Art wirken, sind für unsere Empfindung einerley, so unterschieden sie an sich selbst seyn mögen. Einen von dem andern zu unterscheiden, nimmt man vielleicht zweene Sinne zusammen; man versichert sich durchs Gefühl daß die Mahlerey nicht erhoben ist wie sie aussieht, das heißt man hat sich zuvor eine Definition vom Erhobenen gemacht, in der enthalten ist, wie das Erhobene aussehen und wie es sich anfühlen soll, und so nennt man das nicht erhoben, wo man das Anfühlen vermißt. Diese Definition sagt aber nicht, was das Ding ist, das wir erhoben nennen, sondern wie sich dieses Ding zweenen unserer Sinne zugleich darstellt. Der junge Engeländer dessen Blindheit Cheselden hob, hatte Gemählde lange Zeit für nichts anders angesehen, als für Tafeln auf denen bunte Flecke wären; ohngefähr mochte er einmal die gehörige Stellung treffen, wahrzunehmen, daß das Gemählde erhoben aussähe: Er befühlte es, und fragte: Welcher von beyden Sinnen der Betrüger wäre? Eine Frage, die den Philosophen welche diese Begebenheit erzählen, sonderbarer vorgekommen ist, als mir.

Denn so oft ich einem kleinen Mägdchen gezeigt habe wie ein Gegenstand zwischen zween Spiegeln vervielfältigt erscheint, so oft hat es hinter die Spiegel

gegriffen

gegriffen und gegukt: Also that es diese Frage, nicht mit dem Munde, denn es konnte die gelehrten Wörter noch nicht aussprechen, sondern wie kleine muntere Mägdchen reden, mit Hand und Augen.

Und wir Erwachsene, thun dergleichen Fragen nicht mehr, weil wir uns längst der Zeit nicht mehr erinnern, als wir sie thaten. Gegentheils setzen wir das Gefühl zum Richter über die andern Sinne; ohne daran zu denken, daß ein Sinn so gut als der andere Gefühl ist, nur Gefühl, dessen Nerven nicht durch den ganzen Körper ausgebreitet sind;

Das Gefühl stellt uns so gut Verhalten der Sache außer uns gegen unsern Körper dar, als alle übrige Sinne. Bey manchen Blinden hat es Farben unterschieden, und in der Hand des Schmiedes verträgt es ein fast glüendes Eisen.

Die Philosophie, nach der das Gefühl allein Wahrheit lehrt, nach der sich der Regenbogen von den Regentropfen so unterscheidet, wie Erscheinung vom Wirklichen; die muß das Complementum possibilitatis, das den Metaphysikern so schwer anzugeben ist, ohngefähr so erläutern: Naß machen, oder ein Loch in den Kopf stoßen.

Auch bey dem Gefühle giebt jedermann Erscheinungen zu, z. E. daß ein Keller uns im Sommer kühl, im Winter warm vorkömmt. Was man hier Erscheinung nennt, das besteht nicht darinnen, daß die Luft des Kellers kühler oder wärmer ist, als die äusere, das erkennt man für wahr, sondern darinnen, daß Uns, die wir an diesen Unterschied nicht denken, eben deßwegen

wegen die Luft im Keller eine andere Empfindung erregt, als wir erwarteten.

Eine unerwartete Erscheinung ist offenbar eine Empfindung, die mit dem Gewöhnlichen, in deren Reiche sie vorkömmt, nicht übereinstimmt. Eben deßwegen erregt sie unsere Neugier, zu erforschen, wie sie entsteht, das heißt, wie sie sich in den Zusammenhang der übrigen Empfindungen bringen läßt; sind wir darüber befriedigt, so glauben wir nun zu wissen, was in der Erscheinung wahr ist.

Oft stimmen auch in einer großen Menge von Empfindungen, nicht alle mit einander überein; oder manche stimmen mit den Schlüssen nicht überein, die wir aus andern ziehen. Die erste Empfindung, die wir von den Bewegungen der himmlischen Körper haben, ist so, wie die Empfindung einer hohlen Kugel seyn würde, die sich um uns drehte: Je mehr wir Empfindungen von den himmlischen Körpern bekommen, je mehr Schlüsse wir aus ihnen herleiten, desto mehr bemerken wir, das uns bey der hohlen Kugel nicht so vorkommen könnte: So kommen wir nach und nach auf das, was wir die wahre Weltordnung nennen, und das Merkmahl ihrer Wahrheit ist kein anders, als daß in sie alle himmlische Erscheinungen, alle Folgen daraus, passen.

Was im Himmel selbst vorgeht, (ich meyne den astronomischen Himmel, nicht den theologischen,) das wissen wir nicht, nur wie sich das uns vorstellt, was da vorgeht, oder vielleicht schon lange vorgegangen ist. Denn daraus, daß das Licht Zeit braucht, von einem Sterne zu uns zu kommen, und aus der unermeßlichen

Weite

Weite der Fixsterne von uns, folgt, daß das Licht, vermittelst dessen ich gestern Abend einen Stern sahe, von ihm vielleicht vor mehr als einen halben Jahrhunderte ausgegangen ist: Und weil innerhalb dieser Zeit, kein Bewohner der Erden andere Nachricht von ihm hat haben können, als vermittelst des Lichtes, das von ihm anlangt, so habe ich vielleicht gestern, mit großer Sorgfalt und Richtigkeit einen Stern beobachtet, der, ehe ich das Wort Astronomie nennen hörte, verloschen, zerborsten, was weiß ich wie? untergegangen ist.

Man bilde sich Menschen ein, die von ihrer Kindheit an, in eine unterirdische Höhle eingesperrt gewesen sind, nur so viel Licht bekommen, als eine enge Oeffnung oben im Gipfel des Berges herabläßt, und von dem, was bey dieser Oeffnung vorbey geht oder getragen wird, in die Tiefe ihrer Gruft fallende Schatten beobachtet.

Gesetzt es stünde unter ihnen ein Philosoph auf, und belehrte sie mit einer tiefsinnigen Mine: Diejenigen Schatten sind wahr, die uns die Sache oben auf dem Berge so vorstellen, wie diese Sachen wirklich beschaffen sind: Sollte keiner seiner Mitgefangenen so viel natürlichen Verstand haben ihn zu fragen: Aber woher weiß man denn hie unten wie die Sachen beschaffen sind?

Und wenn unsere Philosophen, die Wahrheit eben so definiren wie der Troglodyte, so müssen sie sich nicht erinnern, daß Plato zu ihrem Unterrichte dieses Märchen ein paar tausend Jahre eher erzählt hat, als Leibnitz sagte:

Daß die ganze sinnliche Welt nur Erscheinung ist.

Was man in dieser Welt der Erscheinungen Wahrheit nennen darf, habe ich vorhin angezeigt; und wer hievon mehr Erläuterungen und Beyspiele verlangt, findet sie in der Optik, in der Astronomie, in der ganzen angewandten Mathematik, wo die sichersten Kenntnisse auf lauter Erscheinungen gegründet sind.

Der, welcher sich mit diesen Kenntnissen beschäftiget, kann von ihnen überzeugt seyn, sie zum menschlichen Nutzen anwenden, sie erweitern, ohne daß er weiß, daß es nur Erscheinungen sind, mit denen er zu thun hat.

Nur alsdann wird er irren, wenn er Sätze, die in der scheinbaren Welt richtig sind, in die wahre bringen will.

Man hat Seecharten, welche die Erde vorstellen, als wäre sie eine ebene Fläche. Der Schiffer, der stets nahe am Aequator bleibt, bedient sich ihrer ohne Nachtheil, auch wenn er nicht weiß, wie falsch das ist, was sie voraussetze. Aber bey dieser Unwissenheit mag er sich mit ihnen nicht gegen die Pole zu wagen.

So ist es noch zu unsern Zeiten, dem größten Mathematikverständigen gegangen, wenn Er die einfachen Wesen, und den Satz, daß es nicht vollkommen ähnliche Dinge giebt, bestritt, wenn er die Immaterialität der Seele beweisen wollte.

Solche metaphysische Versehen begieng Euler nicht als Mathematicus, sondern als Philosoph, der die gemeine Definition der Wahrheit annahm, Empfindungen glaubte, dadurch die Sache so vorgestellt wird wie sie ist.

Eben aus dieser Definition so angenommen, entspringen die Untersuchungen über das Kennzeichen der Wahrheit. Diese Untersuchungen erinnern mich oft an eine arme blinde Frau, die ihr leinen Zeng selbst wusch. Wenn sie es ihren Gedanken nach lange genug im Wasser handthiert hatte, nahm sie es heraus, und sagte: Nun mag es gut seyn! Die Weiber um sie herum, lachten, denn sie hatten keine philosophische Theorie von den Kennzeichen der Reinigkeit der Wäsche für eine blinde Wäscherinn.

Für die Sinne gehört nur Wahrheit in den Erscheinungen. Was in den Sachen selbst wahr ist, das lehrt uns nur der Verstand; Er lehrt uns davon sehr wenig, aber genug für unsere jetzigen Bedürfnisse.

XII.

Etwas zum Lobe St. Martins.

In der deutschen Gesellschaft vorgelesen den 11. Nov. 1769.

Ob wir Protestanten gleich den heiligen Martin nicht verehren, so weyhen wir doch seinem Andenken um gegenwärtige Zeit jährlich Hekatomben von Gänsen. Das ist eben so ein Stück der evangelischen Freyheit, wie wir in einem andern Monate ausüben. Die frommen Catholiken bereiten sich durch allerley Lustbarkeiten zur Casteyung ihres Leibes: zu eben der

Zeit, tanzen wir auch, wie sie, aber darnach fasten wir nicht mit ihnen.

Sie dürfen nicht befürchten, M. Herren, daß mich zu dem Aufsatze, den ich Ihnen vorlege, etwan eine gelehrte Untersuchung über den Ursprung der Martinsgänse veranlasset hat: Ich begreife, daß man ganz wohl Gänse genießen, und tanzen kann, ohne sich mit Alterthümern zu beschäftigen, wenigstens mit historischen Alterthümern; denn allerdings bekömmt man bisweilen alte Gänse. Sanct Martin hat im vergangenen Sommer an einem schönen Mittage meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich bin gewohnt, bey dem Essen zu lesen, damit ich nichts tiefsinniges denke. Zu dieser Absicht wählte ich einmal die Werke des Sulpicius Severus, vorzüglich weil ich sie in einem Duodezbande besitze. In der heiligen Geschichte dieses Geistlichen fand ich eine Nachricht, die mir von dem Bischofe Martin einen vortheilhaften Begriff gab. Was ich dieserwegen zu sagen habe, würde wohl nicht allen meinen Zuhörern verständlich genug seyn, wenn ich nicht von den vorhergehenden Begebenheiten so viel beybrächte, als der Zusammenhang erfordert.

Der Aberglaube der Gnostiker hatte sich aus Aegypten in Spanien verbreitet (*). Sie wurden in einer Synode zu Saragosa (Caesar augusta) von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen (**). Aber der Eifer von zween Bischöfen, Ithacius und Idacius, gieng noch weiter, und erlangte vom Kaiser Gratian Befehl, daß die Anhänger dieser Secte aus dem Lande weichen sollten.

(*) Sulp. Seu. Hist. Sacr. L. II. c. 46.

(**) cap. 47.

ſollten. Die Gnoſtiker ſahen ſich genöthiget zu gehorchen, wußten aber bald darauf geneigtere Richter zu erlangen, und ſelbſt ihren Gegnern Furcht zu erregen. Endlich gelang es dem Ithacius den Kaiſer Maximus wider die Secte einzunehmen. Der Biſchof Martin billigte dieſes Verfahren nicht (*). Er drang in den Ithacius, von der Anklage abzuſtehen, bat den Kaiſer, der Unglücklichen Blut nicht zu vergießen, es ſey genug, daß man ſie von der Kirche ausſchlöſſe, wenn der Biſchöfe Spruch ſie für Ketzer erklärt hätte; daß ein weltlicher Richter in einer Sache der Kirche ſpreche, ſey ein neues und unerhörtes Unrecht. So lange er ſich auch zu Trier aufhielt, wo ſich der Kaiſer befand, ward nichts in der Sache vorgenommen, und als er abreiſete, verſprach ihm Maximus: es ſollten keine Blutürtheile über die Angeklagten gefällt werden. Biſchöfe von grauſamern Geſinnungen, als Martin, änderten des Kaiſers Entſchluß, unterſchiedene von der Secte wurden hingerichtet, andere aus dem Lande vertrieben, mit dem Erfolge, daß ſich dieſer Irrthum nur weiter ausbreitete, der getödete Anführer Priſcillian als ein Märtyrer verehret ward, und jene Eiferer neues Blutvergießen nöthig fanden (**). Indem ſie dieſerwegen des Maximus Befehle zu erlangen bemüht waren, erſchien Martin am Hofe. Sein Geſchäft war, für einige zu bitten, die auf Gratians Seite geweſen waren, den Maximus beſiegt hatte. Voll Misfallens über der Verfolger Verfahren hatte er ſich bisher ihrer Gemeinſchaft entzogen, und wenn er dieſe Abſonderung

(*) Sulp. Seu. Hiſt. Sacra cap. 50.

(**) Eſusd. Dial. III. de virt. B. Martin. cap. 11.

jetzo fortsetzete, befürchteten sie davon viel Nachtheil, wegen seines großen Ansehens. Kein Mittel vermochte was über ihn, als der harte Entschluß des Kaisers, die hinrichten zu lassen, für die er um Gnade bat. Dieser Leben zu retten, und Unglück, das den spanischen Kirchen drohete, zu verhüten, gab er auf einige Zeit nach, und befand sich mit den Verfolgern bey der Ordination eines neuen Bischofs, entfernte sich aber sogleich den folgenden Tag, um nicht weiter zu einer Verbindung genöthiget zu seyn, über die er auch kein schriftliches Zeugniß ausstellen wollte.

Billige Denkungsart, kluge Vorsichtigkeit, Standhaftigkeit, wirksame Menschenliebe zeigen sich in dieser Reihe von Handlungen, und in andern einzelnen Begebenheiten, die von dem Bischofe erzählet werden. Er brauchte keine gewaltsame Bekehrungsmittel, durch seine Reden bewegte er die Götzendiener ihre Tempel selbst zu zerstören (*).

Unweit seines Klosters ward ein Ort als ein Märtyrergrab verehrt, die vorigen Bischöfe hatten selbst einen Altar da verordnet. Er konnte keine zuverläßige Nachricht erlangen, wie der Märtyrer heiße? wenn er gelitten habe? Wie ihm dieses die Sache zweifelhaft machte, so enthielt er sich eine Zeitlang des Orts. Er wollte die Andacht des Volks nicht stören, so lange er ungewiß war, aber auch durch sein Ansehen etwas nicht bestätigen, das Aberglauben seyn konnte. Als er sich einmal mit wenigen seiner Mönche daselbst befand, betete er, daß ihm entdeckt würde, wem das Grab gehörete. Da sahe er linker Hand nahe bey sich einen

(*) Sulp. Sev. Lib. de Vita B. Martini cap. 15.

einen häßlichen Schatten stehen, dem er befahl, sich zu erkennen zu geben. Die Antwort hieß: "Ich bin „ein Straßenräuber; meiner Verbrechen wegen bin „ich hingerichtet worden; der Wahn des Volks hat „mich erhoben; unter den Märtyrern habe ich kein „Theil; sie leben in Herrlichkeit; ich leide Pein!" Die Mönche erstaunten, daß sie reden hörten, und nichts sahen (*).

In dieser Begebenheit muß ich die kluge Zurückhaltung billigen, Aberglauben nicht zu unterstützen, Andacht, die nach des Bischofs Begriffen, gegründet seyn konnte, nicht zu stören. Ich glaube, es wäre recht gut, wenn in unserm Zeitalter, das zu erleuchtet ist, Geistererscheinungen zu erwarten, wenigstens der natürliche Theil von dieser Erzählung öfter nachgeahmt würde, wenn mancher Schriftsteller sich gegen einen und den andern theologischen Satz verhielte, wie St. Martin gegen den Altar.

Mir fällt gleich noch ein Wunder St. Martins ein. Er sahe in der Ferne eine Procession von heidnischen Landleuten, die ihm zu einen Götzenopfer zu gehen schienen. Sogleich machte er, daß sie alle auf einmal stehen bleiben mußten. Ich kann es mit dem Sulpitius Severus beweisen, wenn man es mir nicht auf mein Wort glauben will, daß es recht lustig aussahe, als die Bauern nicht von der Stelle konnten, und nicht wußten, wie ihnen geschahe. Aber zu viel geschahe doch den armen Leuten, denn sie wollten nur eine Leiche

(*) Sulp. Sev. Lib. de Vita B. Martini cap. 11.

zu Grabe, tragen, und als der Bischof dieses erfuhr, ließ er sie wieder fortgehen (*).

Bey den Wunderthätern, deren Geschichte ich glaube, finde ich immer, daß sie auch die Gabe hatten, zu unterscheiden, ob die Gelegenheit ein Wunder erforderte, oder nicht. Ich weiß keinen, der nöthig gehabt hätte eine Uebereilung durch ein miraculum restitutionis wieder gut zu machen. Besaß also St. Martin die Gabe Wunder zu thun, so konnte er ganz anständig dadurch Götzendienern zeigen, sein Gott sey mächtiger, als der, dem sie opfern wollten; aber so, wie die Geschichte erzählet wird, erinnert sie mich nur an ein Possenspiel, das ich in meiner Jugend gesehen habe, wo ein Zauberer durch ein paar Worte die Leute nach Gefallen unbeweglich und wieder beweglich machte. Die Worte waren: Perlick und Perluck.

In Martins Leben finde ich überhaupt das Sonderbare: Was ich in diesem Leben glaube, das zeigt mir einen Mann, der Hochachtung verdient, und der fast keinen beträchtlichen Tadel verdient, dessen Fehler, Fehler seiner Zeiten, seiner Umstände, seines Enthusiasmus sind.. Nur da gefällt mir nicht alles an ihm, wo ich nicht alles von ihm glaube. Kann wohl ein Protestant einen Bischof mehr loben? Selbst an manchem weltlichen großen Herrn, von welcher Religion er auch ist, er verehre nun die Himmelskönigin, oder nur seine Herrschsucht, oder nur seine Maitressen, muß man gerade dasjenige loben, was man von ihm nicht glaubt.

Das Gute, das ich vom St. Martin gesagt habe, ist vermuthlich selbst auf den Kanzeln nicht sehr erwähnt worden,

(*) Sulp. Sev. Lib. de Vita B. Mart. cap. 12.

worden, wo man an seinem Feste gepredigt hat. Da haben ohne Zweifel seine Wunder mehr geglänzt, als seine Gesinnungen gegen die Ketzer.

Ueber eine Classe dieser Wunderwerke, kann ich auch noch etwas sagen, und damit will ich meinen Aufsatz schließen. Es ist eine Hymne an St. Martin, wie sie ein protestantischer Domherr singen könnte: denn, von den römischcatholischen Domherren, ist bisher bekanntermaßen die Regel, nur mit wenigen Ausnahmen, daß sie nicht so gerne zur Ehre St. Martins singen, als trinken (*).

Mein guter Bischof Martin
Entrunzle deine Stirne,
Und höre kleine Verschen:
Vor dir flohn aus Besessnen
Unzählige Dämonen.
Du fragtest ihre Namen
Und hörtest Götternamen (**)
Merkuren und Lyäen,
Und selbst der Götter Größten.
Auch aus besessnen Mägdchen
Wich oft vor dir ein Dämon:
Weißt du wohl dessen Namen?
Der Dämon das war Amor,
Denn der besitzt die Mägdchen
Du böser Bischof Martin!
Was that dir denn mein Amor?
Mein lieber kleiner Amor?

(*) Und daß die Italiäner St. Martin auch so verehren; S. Labat Voy. d'Esp. & d'Italie T. 4. ch. 10. p. 79.

(**) Ist mit einer poetischen Freyheit aus Sulp. Sev. Dial. 2. de virtutib. B. Martin. cap. 13. genommen.

XIII.

Psychologische Anmerkungen über Blinde die ihr Gesicht bekommen haben.

Weil wir von sinnlichen Begriffen die meisten durchs Gesicht erhalten, so ist die Optik für jemanden sehr lehrreich, der über die Art wie Begriffe in uns entstehen nachdenken will. Sie ist auch zu dieser Absicht schon verschiedentlich angewandt worden. In Smiths Lehrbegriffe der Optik, ist ein eigenes Capitel, voll Bemerkungen, wie wir durch das Gesichte Begriffe bekommen. Es ist auch da eine sehr unterrichtende Erzählung aus den Transactionen eingerückt, wie sich ein Blinder verhalten hat, dem Cheselden zum Gesichte verhalf.

Im September 1770 des Journal de Medicine, finden sich Nachrichten von Blindgebohrnen, denen der Oculist Herr Marchan den Staar gestochen hatte. (Observations sur l'extraction des cataractes de naissance. . . . a. a. O. 263 S.). Es sind von ihnen einige Umstände angeführt die merkwürdig geschienen haben. Ich will solche mit meinen Gedanken darüber vorlegen.

„Die Sehendgewordenen tappten anfangs mit „der Hand herum nach den Gegenständen, die ihnen „vor die Augen gehalten wurden; sie lernten, sagt „der V. sehen wie die Kinder reden lernen."

Wenn

Wenn er auf Kinder, die noch nicht reden lernen, acht gegeben hätte, so hätte er bemerkt, daß sie eben so mit der Hand nach dem herumtappen, was man ihnen vor die Augen hält, daß sie also nach seinem Ausdrucke auch sehen lernen.

Eigentlich aber lernen sie und die gewesenen Blinden, nicht sehen, sondern die beyden Sinne das Sehen und das Fühlen mit einander vergleichen.

Ich sehe eine Sache, wie muß ich die Hand führen daß ich sie ergreife.

Das ist die Aufgabe, die diese Erwachsenen auflösen lernten, und die wir in der Zeit haben auflösen lernen, aus der wir uns nichts mehr erinnern.

Und noch können wir diese Aufgabe, nur in den gemeinsten Fällen die uns beständig vorgekommen sind auflösen, nur wo keine große Richtigkeit erfordert wird. Eine gerade Linie aus freyer Hand zu ziehen; einen geraden Feilstrich zu führen, sind Geschicklichkeiten, die nur durch viel Uebung erlangt werden. Und doch heißen sie weiter nichts, als die Hand nach einer Richtung zu bewegen, die das Auge sehr wohl von allen andern unterscheidet.

„Einen dieser Sehendgewordenen fährt der Verfasser „fort, setzte man vor einen Spiegel; er griff nach dem „Bilde einer hinter ihm stehenden Person das er im „Spiegel sahe.“

Auch dazu würde jeder anderer der viel Jahre gesehen hat verleitet werden, wenn ihm ein Spiegel was ganz neues wäre, und er allenfalls sein eigen Bild im Spiegel nicht bemerkte. Und wer Spiegel nach den gemeinen Gebrauche kennt, dem dürfen sie nur auf

eine

eine versteckte oder ungewöhnliche Art vorgestellt werden, ihn eben so zu verführen. Die optischen Bücher lehren häufige Mittel zu dergleichen Betruge.

Am sonderbarsten klingt, "daß einer dieser Sehend-„gewordenen, eine Kugel und einen Würfel, die er „ohne sie zu sehen befühlt hatte, durchs Gesicht unter-„schieden hat."

Dieses ist andern sehend gemachten wie Smith a. a. O. berichtet nicht gelungen, Cheseldens Blinder konnte die Katze und den Hund, mit denen er vor Erlangung seines Gesichts oft gespielt hatte, nicht durchs Ansehen unterscheiden, Herr Marchans Blinder hat vielleicht auf gerathe wohl das Ding Kugel genannt was wirklich Kugel war. Ein Philosoph hätte ihn gefragt, woran er die Kugel erkennte.

Doch ein Philosoph, wenigstens ein Deutscher, hätte mit diesem Sehendgemachten, ganz andere Versuche angestellt als hier erzählt werden, oder, von diesen, den Erfolg voraus gesehen, und sie folglich nicht bewundert, wenn gleich die Deutschen sonst bey den Franzosen große Bewunderer heißen.

XIV.

Anmerkungen über einige deutsche Wörter.

Schlagfaß.

In meiner Vaterstadt giebt man diesen Namen einem Fasse, dessen obere Oefnung statt des entgegengesetzten Bodens mit einem Deckel verschlossen wird, über dem Deckel liegt ein Stück Holz wie ein Riegel, vermittelst dessen und eines Vorlegeschlosses man das Faß verschließen kann.

Weil hiebey nichts geschlagen wird, so habe ich die Ableitung des Wortes nicht errathen können, und ich habe schon als Knabe darüber nachgesonnen, denn als ich in meinem zehnten Jahre die Institutionen hörte, so lernte ich schon, daß in dem Titel de Verborum Significatione, ein großer Schatz juristischer Gelehrsamkeit enthalten ist. Lange darauf, als ich mir die schwedische Sprache bekannt machte, erfuhr ich, daß in derselben Slå einen Riegel bedeutet, und die beschriebene Einrichtung wohl ein Riegelfaß heißen könnte. Mich deucht diese Etymologie ist wenigstens so sicher, wie daß Testamentum von Testatio mentis herkömmt. pr. Inst. de Test. Ord.

Ob diese Benennung eines Riegels auch deutsch ist, weiß ich nicht. Ist sie es nicht; je nun so haben die Leipziger im jetzigen und im vorigen Jahrhunderte unglückliche

glückliche Gelegenheiten genug gehabt schwedische Wörter zu lernen.

Metten.

Schmink in seinen Anmerkungen über Eginhard. de vit. Cat. M. p. 121. leitet dieses Wort von der Stadt Metz her, welches Schamelius im gloßirten Gesangbuche N. 65. 135. S. als eine merkwürdige Nachricht ausgezeichnet hat.

Wie konnte diesen beyden Leuten Metz einfallen und nicht matutinae?

Aelster.

Agace Espéce de pie dont les plumes sont plus noires que celles des autres, wird in einer periodischen Schrift Europe Savante Mars 1719. art. I. p. 13. als eine Ergänzung zum Nouveau Dictionnaire de l'Ac. Fr. angegeben. In Herrn Schmidlins Catholicon ist es durch pica glandularia gegeben.

Das alte deutsche Wort ist: Aglaster jetzo Aelster. Wenn Elster, wie viele thun, geschrieben wird, so wird es schwer fallen zu glauben, daß dieses Wort mit Agace einerley ist. Ein Beyspiel, wie manchmal verwandte Wörter ihre Gestalt so können verändert haben, daß man ihre Verwandschaft nicht mehr bemerkt.

Elend.

Frisch zeigt in seinem Wörterbuche an, daß es so viel als fremd bedeute. Den dort angeführten Stellen, ließe sich noch beyfügen, daß in dem Heldenbuche, der Held elende sehr oft verkömmt. Deutschland

hat

hat im vorigen Kriege viel Helden gesehen, von denen sich dieses Beywort, in der alten und in der neuen Bedeutung brauchen ließe.

Wie wäre es, wenn das Elendthier ein fremdes Thier bedeutete? In den Ländern wo es noch jetzt zu finden ist, heißen die Eingebohrnen, in unserer Sprache Undeutsche.

In den Gundlingianis (*) wird aus einer Urkunde eines Thieres gedacht, das im Deutschen Elo oder Schelo hieße. Gundling nimmt es für das Elend an, und leitet die letzte Benennung von Schälern her, weil es die Rinden der Ellern abschälte. Das ist nun wohl dem Elende mit anderm Wilde gemein, und es würde daher schwerlich seinen eignen Namen bekommen haben. Es ist auch leichter anzunehmen, daß zu dem ursprünglichen Namen in einer gewissen Provinzialaussprache das Sch vorgesetzt worden, als daß ein so scharf tönender Anfang des Wortes mit der Zeit völlig weggeblieben wäre, wenn er zu seiner ursprünglichen Bedeutung gehörte.

Jahr.

Heißt Feuchtigkeit. Der Herr v. Rohr hat zu Coburg 1738; des alten Mathesius Predigt vom Weine herausgegeben, da heißt es auf der sechsten Seite

Die zween edelsten Jahr, Wein und Oel.

Der Herr v. Rohr übersetzt dieses ihm ganz fremde Wort, durch Gewächse. Er muß an Zähren nicht gedacht

(*) 25. Stück 5. Art.

gedacht haben. Es hatte aber auch, zu des Herrn v. Rohr Zeiten, noch nicht so mancher Dichter, eine fromme Zähre, eine freundschaftliche Zähre, eine kindische Zähre, immer einer dem andern nachgeweint. Frisch kennt auch von Zähren keine andere Bedeutung als Thränen, oder etwas allgemeiner: Tropfen, aber, der fromme Matheſius, dankt Gott, daß er dieſe edelſten Zahr, zur Freude, Geſundheit, Nahrung, und zu allerley Nothdurft auf Erden geſchaffen hat; ſo war ſeine Meynung gewiß nicht, den Wein tropfenweiſe einzunehmen.

Bigot.

Dieſes franzöſiſche Wort iſt deutſchen Urſprungs. Rollo der Anführer der Normänner ſagte bey einer gewiſſen Gelegenheit: Ne ſe Bigot, welches du Cheſne ſo auslegt: Nicht ſo! bey Gott!

Clemens Grubiſſchius in ſeiner Diſquiſitione in Originem et Hiſtoriam Alphabeti Slauonici (Veneb. 1766; 8.) giebt dieſes auf der 77. S. durch ne za Boga, welches, ſo viel ich von der ſlavoniſchen Sprache verſtehe, wohl eben die Bedeutung haben wird.

Die Franzoſen haben alſo ihr Schimpfwort vermuthlich daher genommen; daß andächtige Leute den Ausdruck bey Gott häufig gebraucht haben. Und dieſe Andächtigen müſſen eine mit der deutſchen verwandte Sprache geſprochen haben.

Es fällt mir noch eine ſolche franzöſiſche Mißdeutung deutſcher Andacht ein. Beym Brantome Dames galantes T. II. p. 358; und in den Oeuvres de Clement Marot; à la Haye 1731; 4. T. II. p. 210. rem.

kömmt

kömmt ein St. Alivergot vor. Ohne die Regiſter der Heiligen durchzugehen, bin ich ſicher daß dieſer unbekannte Heilige, in der That gröſſer iſt, als ſonſt irgend einer den die römiſche Kirche verehrt: denn es iſt ohnſtreitig: Ach lieber Gott!

Ueber die ſpaniſche Benennung des Rottwelſchen.

Man verſteht unter den Rottwelſchen, eine Art von Sprache der Zigeuner und der ihnen angehörigen Diebe und Räuber, die eigentlich nur einige beſondere Wörter hat, übrigens deutſch iſt. Unter den Wörtern kommen hebräiſche häufig vor, z. E. Beth heißt ein Haus und Lehem Brod. In Philanders von Sittenwald ſechſten ſatiriſchen Geſichte vom Soldatenleben findet ſich ein Wörterbuch dieſer Sprache, zum Beweiſe, daß die Freyparthenen im dreyßigjährigen Kriege die in dieſem Geſichte beſchrieben werden, ziemlich nahe mit Straßenräubern verwandt waren.

Dergleichen Sprache nun, wenigſtens eine Spitzbubenſprache, heißt im ſpaniſchen Germaneſco und damit man nicht wegen der Ableitung zweifele: de la Germania. So findet es ſich in Cervantes Saavedra (des Verfaſſers vom Don Quixote) Novelas Exemplares; (*) in der Erzählung vom Rinconete und Cortadillo (**), wo eine Spitzbubengeſellſchaft ſo vollſtändig

(*) Novelas Exemplares de Miguel de Cervantes Saavedra. En Bruſſelas, 1625.

(**) 155. S. Von dieſer Erzählung, hat man eine freye Ueberſetzung ins Oeſterreichiſche. Sonderlich curieuſe Hiſtoria von Iſaac Winkelfelder und Jobſt von der

ständig beschrieben wird, daß Cervantes entweder ein Mitglied davon gewesen seyn muß, oder Actuarius bey der Inquisition über die Bande.

Ich weiß nicht wodurch die deutsche Sprache diese Ehre bey den Spaniern verdient hat? Die Pilgrime, die den Sancho Pansa umringten als er von seiner Statthalterschaft zurück kam, foderten auch von ihm: Guelte. Zu Cervantes Zeiten, war ohne Zweifel noch vieles von der Verbindung übrig, die unter Carl V. zwischen Deutschland und Spanien entstanden war, und vielleicht kam mancher Deutscher, besonders Landsknecht, nach Spanien, der mehr da holen wollte, als er hinbrachte. Indessen, ist von Carl V. bekannt, was er den Spaniern bey seinem Kriegsheere geantwortet hat, als sie sich über der Deutschen Unmäßigkeit beschwerten. Er müßte, sagte er, die Deutschen trinken lassen, und die Spanier stehlen. Also sehe ich nicht, warum eine Spitzbubensprache nicht eher spanisch heißen sollte als deutsch?

Das muß man indessen den Spaniern, die sonst für so eitel gehalten werden, zugestehen, daß sie manche Ehre, die sie sich wohl zueignen könnten, willig andern überlassen. Unter den americanischen Schätzen brachten sie auch Etwas mit, davon sie in Neapolis ihren guten Freunden, den Franzosen mittheilten.

Die

Schneidt (durch die Zunamen, sind die spanischen ohngefähr ausgedrückt) durch Niclas Ulenhart. Eine neue Auflage ist 1724; 8. herausgekommen. Die Scene ist nach Prag verlegt, und so sind andere Aenderungen gemacht. Die Provinzialmundart ausgenommen, ist sonst die Uebersetzung nicht schlecht.

Die Franzosen haben bekannter maaßen, die vorzügliche Geschicklichkeit, was sie von andern Nationen bekommen, zu verbessern, wenigstens auszupußen, bequemer einzurichten, und zur Mode zu machen, alsdann lassen sie die Mode auch gern nach sich benennen. Und der Spanier hat verstattet, daß das Geschenk, das er ihnen machte, in ganz Europa nach den Franzosen benennt wird. Nun halte man noch den Spanier für ehrgeizig!

Gegen die Deutschen wollte ich doch eine ähnliche Gefälligkeit des Spaniers in Absicht auf die Spißbubensprache verbitten. Denn die Deutschen haben nicht soviel Verdienste um die Spißbüberey, als die Franzosen um jene americanische Waare.

Einem die Feigen weisen.

Eine alte deutsche Redensart, von der Frisch im Wörterbuche richtig sagt: Sie bedeute den Daumen bey gemachter Faust zwischen dem Zeigefinger und Mittelfinger heraus stehen lassen. Auf Latein heißt es, glaube ich: impudicum digitum ostendere.

Die Deutschen haben diese Beschimpfung, und das Wort, ohnstreitig von den Italiänern gelernt:

Al fine delle sue parole il ladro
Le mani alzò con ambedue le fiche (*).

Dante Inf. Canto 25, v. 1; 2.

(*) Herr Bachenschwanz hat in seiner Uebersetzung der Hölle des Dante (Leipz. 1767) die Gebärden beschreiben müssen: die Hände, mit beyden zwischen den zween ersten Fingern schandbar herausgestreckten Daumen.

Was aber fica im Italiänischen bedeutet, wer das noch nicht weiß, der muß in Aretins Ragionamenti, die Ficheide mit dem Commentar lesen, oder unsere Jäger fragen, was das Feigenblatt heißt?

Diese Gebährde ist noch jetzo bey den Italiänern gebräuchlich, wie in Sectani II. Satire am Ende erwähnt wird.

Frisch, giebt ihre Bedeutung an, man wolle damit jemanden für einen feigen Menschen erklären, oder ihm eine Ohrfeige geben. Die letztere Bedeutung kann gar nicht statt finden, weder die Bildung der Hand, noch die Stellung, da man vor demjenigen stehen muß, dem dieses soll gezeigt werden, lassen was anders zu, als eine Verspottung.

Beym Hanns Sachs, sagt ein Vater zu seinem Sohne:

Ich wehr dir nur die losen Gsellen,
Die alle Gfreß ausludern wöllen,
Und füren dich in schand vnd schaden
Vnd lassen dich darnach drinn baden,
Vnd zeygen dir darnach die Feygen;

Hanns Sachs 1. Buch (Nürnberg. 1570 fol.) fol. CCXXXII.

(Es wird bekannt seyn, daß Hanns Sachs ein Schuhmacher in Nürnberg gewesen ist, und nicht etwa ein alter wohlmeynender Professor auf einer Universität.)

Die erste Bedeutung, die Frisch angiebt, kann manchmal die wahre seyn; ist vielleicht die ursprüngliche, und

erläutert

erläutert zugleich selbst, warum feig für verzagt genommen wird. Nach einem alten Mährchen, soll Alexander, über den Thoren der Städte, die er erobert hatte, ob sich die Einwohner tapfer gehalten hatten oder nicht, durch gewisse Zeichen angedeutet haben, die ein Metaphysikus zu den natürlichen rechnen müßte. Wer ein wenig Stärke in den Schimpfwörtern unterschiedener Völker besitzt, dem werden leicht viele einfallen, die nach dieser Analogie gemacht sind.

XV.

Ein paar Anmerkungen aus der Heraldik.

In dem Wapen der Stadt Cöln, bedeuten, wie man sagt, eilf Flammen, die eilftausend Jungfrauen; also tausend Jungfrauen auf eine Flamme gerechnet. Ich dächte jede Jungfer könnte wohl ihre eigne Flamme haben.

* *

In einer Reimchronik, die aus Kuchenbeckers Analect. Hassiac. T. II. col. VI. von Reinharden angeführt wird, (Carlsruher nützl. Sammlungen I. Band 38. Seite) findet sich folgende Stelle:

Denn die kaiserlich Majestett
Mehr denn hundert Trabanten hett,
Die stunden um den König Stuhl her,
Deßgleichen auch sonst andre mehr;
Als: Herolde, Stocknarrn, und Gesind,
Wie man bey solchen Händeln sind.

Die Rangordnung scheint nicht ganz ungewöhnlich gewesen zu seyn. Im Basler Todtentanze folgen nach einander: Der Kirchpfeifer, der Herold, der Schultheis, der Blutvogt, und der Narr. Diese Verbindung gereicht meiner Einsicht nach den Herolden nicht zum Schimpfe. Witz und Geschmack zu zeigen, ernährte man vormals an den Höfen Narren, wie man jetzo Franzosen ernährt, nur mit dem Unterschiede, daß die alten Höfe über die Narren lachten, und die Franzosen über die neuern Höfe lachen.

XVI.

Das Steckenpferd.

Den alten Gedanken, daß jeder Narr seine Kolbe hat, hat Tristram Shandy, etwas höflicher ausgedruckt, (das ist viel, wenn ein Engelländer einen spöttischen Gedanken höflicher ausdruckt). "Jeder Mensch habe sein Steckenpferd." Wenn einer nun zum Unglücke keines hätte, wie müßte er es wohl machen, mit den Steckenreutern auszukommen? Denn wenn er ihnen gerade zu sagt was sie sind, so schlagen sie ihm ihre Pferde um den Kopf.

Mich deucht, man hat schon den Sokrates zum Muster. Der spielte manchmal mit den Kindern, lobte sie, wie sie so schön ritten, nahm nach Gelegenheit eines sein Steckenpferd, ritt ein wenig darauf, und gab es ihm alsdann wieder. Und so hatten ihn die Kinder alle lieb, und merkten es nicht, daß er sie nur für Kinder hielt.

XVII.

Exempel zum Steckenpferde.

Wie man die Erdfläche für die Sineſer abbilden muß.

Der Jeſuit Matthäus Ricci zeichnete in Sina einen Entwurf der Erde, wo er mit Fleiß eine ſolche Projection wählte, die den Sineſern ihr Reich im Mittel größer als die übrigen vorſtellte, ſo wie ſie ſich es einbilden. Opticam regulam ſine veritatis detrimento ſequutus, ſagt davon Riccioli Geogr. Reform. Lib. I. cap. 6.

Das heißt auf deutſch: Er betrog die Sineſer nicht, aber, weil ſie es nicht anders haben wollten, ſo machte er ihnen etwas, damit ſie ſich ſelbſt betrogen.

Gefällig, dem Irrthume, aus guter Abſicht nachgebend, wahrhaft, mit einer kleinen reſeruatione mentali.

Vermuthlich, breitete der eifrige Dominicaner, dort unſer Planiſphärium aus, wo Sina im äuſerſten Winkel der Welt liegt, mißfiel, wenn er von irdiſchen Dingen ſprach, und verſchloß ſich dadurch den Weg von himmliſchen zu ſprechen.

XVIII.

Ueber eine Stelle aus Lucas Cranachs Grabschrift.

Diese Grabschrift wird aus den Sammlungen zur Geschichte Thüringens, besonders der Stadt Weimar; 1. Samml. in den Hallischen gel. Zeit. den 4. Jul. 1771. angeführt. Der Verfasser der Abhandlung über das Leben und die Kunstwerke Luc. Cranachs (Hamb. u. Leipz. 1761.) hätte sie in seinem 9. Absatze mittheilen sollen, statt der Grabschrift des Sohnes des Mahlers, die zu seiner Absicht weniger gehörte.

L. C. heißt in dieser Grabschrift: pictor celerrimus. Der H. Z. sieht es mit Grunde für eine Abkürzung von celeberrimus an.

Indessen heißt doch zu unsern Zeiten mancher Schriftsteller celeberrimus, der in der That celerrimus ist.

XIX.

Das schläfriche Annchen.

Annchen fing nun auch an in die Schule zu gehen, denn, weil die drey Schwestern den kleinen Bruder auf ihre Gelehrsamkeit eifersüchtig machen sollten, so hatte Annchen hohe Zeit, daß es anfing lesen zu lernen, wenn Christoph schon lateinische Wörter lallte.

Annchen

Annchen ward aber in der Schule allemal schläfrig, und es war kein Mittel sie zu ermuntern, als daß man sie herausließ. Ihr Vater, schalt sie darüber. Doch ein Mensch, der von unterschiedenen Wissenschaften, soviel gelernet hatte als nöthig war, über alle zu spotten, sagte zu ihm: Wissen Sie denn nicht, daß eine Arzney in geringer Dosis bey einem Kinde das thut, was sie bey Erwachsenen erst in größerer Menge verrichtet? Und wundern sie sich, daß Annchen schon beym Abc nickt, wenn wir, erst bey verliebten Oden gähnen, über gelehrten Abhandlungen schlummern, und in heiligen Reden einschlafen?

XX.

Die Erdschwämme.

Wir Römer sind doch rechtschaffene Leute! sagte ein Soldat, zu einem Bundsverwandten Deutschen. Romulus und Remus, des Kriegsgottes Söhne, haben unsere Stadt gegründet: Aber Ihr Deutsche, wißt nicht wo ihr herkommt, und seyd in eurem Lande wie Schwämme aus der Erde gewachsen.

Was? antwortete der Deutsche, und grif an sein Schwert; Thuiston und Mann, unsere Ahnherrn, sind wohl so gut als ein paar Hurkinder eines Gottes!

Nun Camerad, (es war im Lager scharf verboten Händel anzufangen) ich habe nicht deine ansehnliche Nation gemeynet, sondern die Esthier und Fennen, und die Wilden an deren Land der nordliche Ocean spielt.

Und weil von diesen Völkern, niemand zugegen war, so wurden die beyden eins, daß die Esthier und Fennen Erdschwämme wären.

Daß oft zwischen Völkern Streitigkeiten entstanden sind, deren Ursprung nicht viel wichtiger gewesen ist als dieser ihrer; daß sie nicht so bald, als die erwähnte beygelegt worden sind, aber auch manchmal auf Unkosten eines Dritten, der sich nicht verantworten konnte, das ließe sich durch viel wahre und neuere Beyspiele aus dem Völkerrechte beweisen.

XXI.

Ueber die Vorsichtigkeit der englischen Jurisprudenz.

Als die m — Erben Geld aus Engelland sollten ausgezahlt bekommen, ward ein Formular der Quittung mitgeschickt, wie solche die Wittwe als Vormünderinn ihrer Kinder ausstellen sollte; es waren eine Menge Clauseln hineingesetzt; an die einzige Kleinigkeit war nicht gedacht: daß sie zugleich Miterbin war. Dieß machte mir ähnliche weise Einrichtungen der englischen Rechtsgelehrsamkeit glaubwürdig, über die ich zum Theil in Fieldings Romanen gelacht hatte; und erinnerte mich an ein deutsches Sprichwort: "Das Tuch bey allen vier Zipfeln anfassen" welches ich so ergänzte: "Aber nicht wahrnehmen daß es in der Mitte ein Loch hat, wodurch alles herausläuft."

XXII.

Beweis daß die Astronomie tolerante Gesinnungen giebt.

Riccioli, ein Italiäner, und ein Jesuit, gab den Protestanten, Tycho und Keplern, Plätze, ich weiß nicht ob im Himmel? aber doch im Monde.

Und zur Dankbarkeit, wenn die Jesuiten überall vertrieben würden (welches ich, als es viel Leute ihrer Religion, hoffen, nie gemuthmaßt habe,) so würden doch welche im Monde bleiben!

XXIII.

Die verlohrne Schraubenmutter.

Aber, warum heyrathen Sie denn nicht wieder? fragte ein guter Freund den Phaon.

Phaon, hatte eben ein mathematisches Instrument in Händen, und voll Aufmerksamkeit darauf, vergaß er die Frage zu beantworten. Sehen Sie, sagte er, da ist mir von diesem Schräubchen die Schraubenmutter verlohren gegangen, das ist mir doch verdrüßlich, ich kann nun das ganze Instrument nicht brauchen, weil ich da nicht zuschrauben kann.

Je nun! Sie kriegen ja wohl eine andere Schraubenmutter dazu.

Nein,

Nein, es paßt mir sonst keine für diese Schraube.

So lassen Sie andere Gänge darein schneiden.

Gehorsamer Diener! Wenn man ein paar neue Schrauben zusammen einrichtet, so geht es ganz wohl an, ihre Gänge in einander zu passen, aber eine alte Schraube leidet keine Aenderung ihrer Gänge ohne Beschädigung. Und nun wissen Sie auch warum ich nicht wieder heyrathe.

XXIV.

Ueber den Anfang der Interpretation de la nature.

Jüngling, nimm, und lies! oder wie es in der Grundsprache lautet: Jeune homme prens, et lis!

So fängt sich eine französische Schrift an, die viel Aufsehens gemacht hat.

Der deutsche Hofcavalier, bewundert in diesem Anfange wie kurz, zierlich, und nachdrücklich, sich der Franzose, und nur der Franzose! ausdrücken kann.

Der deutsche Gelehrte, erinnert sich in seiner Jugend so was exponirt zu haben? schlägt nach, und findet: Veni puer disce sapere; den Anfang des Orbis-pictus.

XXV.

XXV.

Parallele zwischen dem Sokrates und mir.

Des Sokrates Vater war ein guter Bildhauer und hielt seinen Sohn auch zu seiner Kunst an: Und mein Vater war ein nützlicher Rechtsgelehrter, und ließ mich auch Jura studiren.

Lucian, oder sonst ein Alter sagt an einem Orte; Es sey Athen mehr daran gelegen gewesen, viel gute Steinmetzen zu haben, als viel Philosophen, gleichwohl habe Sokrates ganz wohl gethan, daß er kein Steinmetz geworden sey.

XXVI.

Arithmetische Anmerkung über eine Stelle aus dem Gil Blas de Santillane II. Buch 4. Cap.

Als Gil Blas unter dem Doctor Sangrado die Arzneykunst trieb, bekam er für seine beyden ersten Besuche bey Kranken, zwölf Reales. Er vertrank vier davon und brachte nur acht nach Hause. Acht Reales für zweene Besuche? sagte der Doctor; das ist nicht viel! Doch man muß alles nehmen. Er nahm auch in der That fast alles, sechs Reales und gab dem Gil Blas zween. Da, Gil Blas, fuhr er fort, das nimm zum Anfange. Ich lasse dir allemal den vierten Theil dessen was du mir bringen wirst.

Ich

Ich war mit der Eintheilung wohl zufrieden, spricht Gil Blas, denn, weil ich mir vorsetzte allemal den vierten Theil dessen was ich in der Stadt bekäme zu behalten, und von dem Reste auch noch den vierten Theil zu erwarten hatte, so blieb die Hälfte dessen was ich bekam bey mir, wenn anders die Arithmetik eine gewisse Wissenschaft ist.

Diesen Scherz über die Arithmetik hätte Gil Blas, oder eigentlich sein Schöpfer, wenigstens Uebersetzer aus dem Spanischen, le Sage, wohl ersparen können, weil er gleich bey dieser Gelegenheit zeigt, daß er in dieser gewissen Wissenschaft sehr ungewiß ist.

Ein Viertheil und noch eins dazu machen freylich ein halbes wenn beyde von einem Ganzen sind. Aber wenn man ein Viertheil vom Ganzen wegnimmt, so bleiben drey Viertheil, und von diesem Reste hatte Gil Blas wieder den vierten Theil zu erwarten, das ist drey Sechszehntheil des Ganzen das er bekommen hatte. Diese drey Sechszehntheile und das Viertheil das er zum vorausgenommen hatte, machen zusammen sieben Sechszehntheile; also betrog sich Gil Blas um ein Sechszehntheil, wenn er glaubte, die Hälfte zu haben.

Von den zwölf Realen hatte er nicht den vierten Theil behalten sondern den dritten; vom Reste, der zwey Drittheile des Ganzen betrug, gab ihm Sangrado den vierten Theil, das ist ein Sechstheil des Ganzen, welches mit dem dritten Theile, den er sich vorausgenommen hatte, die Hälfte ausmacht.

Also ist es nicht undienlich, daß ein Romanenschreiber etwas von der Bruchrechnung versteht, wenigstens, wenn er einen arithmetischen Spaaß machen will.

Ein

Ein anderer Rechnungsfehler kömmt im 2. T. des 3. B. vor, wo ein junger Herr Geld gegen den fünften Pfennig Zinsen borgt und für vierhundert Pistolen die er bekömmt, fünfhundert verschreibt. Aber, dieses ist im Charakter der Geschichte, Don Silva durfte gar nicht denken, und wenn er auch gedacht hätte, so durfte er nicht im Stande seyn zu berechnen was der fünfte Theil von vierhundert ist. Sonst hätte, in Lessings Schatze, Mascarill nicht Ursache seines Herrn Geschicklichkeit im Rechnen zu bewundern.

XXVII.

Millionen und Myriaden.

Ich habe einmal gesagt

Der Mensch ist nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen;

Ich wollte eine Chilias gegen eine Moras wetten, daß die meisten unserer neuern Dichter in der ersten Zeile würden Myriaden gesetzt haben; freylich sagte der Vers alsdenn hundertmal weniger, als ich ihn sagen lasse; aber: Myriade klingt doch so sanfte! Das Wort sieht gleich an dem y so schön griechisch aus! Und endlich, für die meisten unserer schönen Geister, sind, zehntausend und tausendmaltausend einerley, wie der Amerikaner, jede Zahl, die die Menge seiner Finger übersteigt, durch eine Hand voll Haare angiebt.

XXVIII.

XXVIII.

Aſtronomiſche Anmerkungen über ein paar Verſe vom Voltäre.

Voltärs Zueignungsſchrift ſeiner Philoſophie de Newton, an die Marquiſe v. Chatelet, habe ich vor dem ganz auswendig gewußt, und ſchreibe noch, aus dem Gedächtniſſe, folgende Verſe daraus her:

Pole immobile aux yeux, ſi lent dans vôtre courſe
Fuyez les chars glacez des ſept aſtres de l'ourſe
Embraſſez dans le cours de Vos longs mouvements
Deux cent ſiécles entiers, par delà Six mille ans.

Was wir den Weltpol nennen, die Stelle unter den Sternen, wo die Axe der Erde verlängert eintrift, die ſcheint ſich in der That zu verrücken; einen Kreis zu beſchreiben, den ſie, wofern alles in der Welt noch ein paar Platoniſche Jahre lang nach den bisher bekannten Geſetzen fortgeht, in der Zeit vollenden wird, die der letzte Vers, ſo poetiſch ausdrückt, als ſich Jahrzahlen ausdrücken laſſen, denn Lustra oder Olympiaden, die vielleicht antiker geklungen hätten, waren zu klein.

Von einem Dinge, das ſich ſo langſam bewegt, hätte ich nun freylich nicht im erſten Verſe geſagt, daß es unbeweglich ſcheint, und im Zweeten, daß es flieht. Vielleicht aber widerſprechen die franzöſiſchen Wörter einander weniger, als die deutſchen.

Es

Es ist richtig, daß sich der Pol vom großen Bäre entfernt. Die Folge hieraus ist, daß dieses Gestirn, die Höhe über den Horizont die es jetzo für nordliche Länder hat, nach und nach über südlichere erreichen wird. Etwa in viertausend Jahren, werden

Populi quos despicit arctos.

Lucan.

die Italiäner seyn.

Daß Uns friert, wenn wir an den großen Bär denken, das kömmt daher, weil er jetzo auf Länder, die dem Erdpole nahe liegen, hoch herab sieht. Thut er dieses künftig auf Länder, die dem Aequator nahe liegen, so verbindet die Nachwelt die Begriffe: großer Bär, und Wärme. Uns erinnert er an Lappland; Sie an Neapolis.

Voltäre, dessen Verse diese Folge zum Voraus setzen, hätte also nicht sagen sollen: Der Pol fliehe vom Eyße des Bärs. Das Eyß gehört nicht zum Bäre, sondern zum Pole, und der Pol nimmt es mit sich.

Jetzo, da die Sonne den Tagus erleuchtet, verläßt sie die glänzenden Ufer des Ganges! Nein! wenn die Sonne diese Ufer verläßt, sind sie nicht mehr glänzend.

Die sieben Sterne des Bärs, heißen der Wagen. Die Wagen, hätte V. sagen können, wenn er von beyden Bären geredet hätte. Dieß läßt sich aber vielleicht so rechtfertigen, wie man sagt: Die Scipionen; Die Alexander.

Endlich; ist Wagen nur ein anderer Name dieser sieben Sterne. Des Bärs beeyßter Wagen ließe sich rechtfertigen, denn das zeigte den Theil vom Bäre an, der besonders unter dem Namen des Wagens bekannt ist. Aber: der beeyßte Wagen der sieben Sterne des Bärs, das klingt einem Astronomen, wie einem Poeten klingen würde: der donnernde Jupiter des Zevs.

Ob der Dichter überhaupt den Pol anreden soll, und ob ihn der französische Dichter mit Vous anreden soll, das kann ich als Astronome nicht beurtheilen. Jenes gehört für den Kunstrichter von Profeßion, dieses für den französischen Kunstrichter. Mein deutsches Ohr empfindet gleichwohl dabey so was, wie es im folgenden Verse empfinden würde:

Und, Sie Herr Pol! fliehn langsam von dem Bäre.
So höflich spricht mit Puncten nur Voltäre.

XXIX.

Moral aus der Geschichte der Infinitesimalrechnung.

Als sich die Rechnung des Unendlichen zuerst zeigte, waren ihr die berühmtesten Mathematikverständigen abgeneigt. Die Methoden mathematische Wahrheiten zu erfinden, an die sie gewohnt waren, schienen ihnen deutlich und sicher, in der neuen fanden sie dunkle Geheimnisse, viel Ungewisses, und höchstens eine entbehrliche Spitzfündigkeit.

Diese

Diese Verächter zu bekehren, verhielt man sich von der Seite Leibnitzens und seiner Freunde folgendergestalt:

Man zeigte, daß die Rechnung des Unendlichen, mit allen durchgängig angenommenen Lehren übereinstimmte, daß sie leicht und bequem zu Wahrheiten führte, zu denen man bisher nur durch ermüdendes Nachdenken gelangen konnte, und endlich, daß sie die bisherige Erkenntniß vergrößerte, daß der Gipfel von Archimeds Entdeckungen, ihre niedrigste Gränze war, man beantwortete durch sie in aller Vollkommenheit, Fragen, die sich durch die bekannten Kunstgriffe, schwer, unvollständig, gar nicht, beantworten ließen. So erfüllte man mit Hochachtung gegen die Rechnung des Unendlichen, selbst einen Hugen, der ohne sie, so viel, so große Entdeckungen gemacht hatte.

Wieviel würde der christliche Glaube nicht gewinnen, wenn seine Bekenner durch ihre Handlungen wiesen, daß Er in Absicht auf die Ausübung der Tugend, einen gleichen Vorzug vor jeder andern Religion hat, daß ein Christ verdient, vom Sokrates bewundert zu werden.

Aber jetzo, kommen mir viel von diesen Bekennern, und selbst Lehrern vor, wie jemand, der die höhere Mathematik und Eulers Namen stets im Munde führte, jedermann für einen Schaafkopf erklärte, der nicht integriren kann, für seine Person aber, so oft Fehler machte, als er eine Regel de Tri rechnen soll.

XXX.

Der Berg im Sturme.

In Dr. Goldſmiths Gedichte, the deſerted village (1770) kömmt das Gleichniß in der Beſchreibung eines ehrwürdigen Geiſtlichen vor.

As ſome tall cliff that lifts it's awful form
Swells from the vale and midway leaves the Storm
Though round it's breaſt the rolling clouds are ſpread
Eternal Sunſhine ſettles on it's head.

Nach dem Gedanken des Recenſenten im Monthly Review Jun. 1770; 444 S. hat dieſes Gleichniß nicht viel ſeines Gleichen; es iſt not eaſily to be paralleled.

Die Reviewers ſind nun freylich in Engelland nicht wichtigere Perſonen, als die Journaliſten in Deutſchland, und man hat auf keiner Seite des Meeres, die Stimme ſolcher Richter für die Stimme der Nation anzunehmen:

Indeſſen hat dieſe Stelle in der That viel Schönes, ſo wie überhaupt Goldſmiths Gedicht mit verdientem Beyfalle iſt aufgenommen worden.

Deſto mehr erfreut es mich, daß ein Deutſcher dieſes Gleichniß lange vor dem Engelländer ſtärker, und nicht ſo gedehnt geſagt hat.

So ſtehet ein Berg Gottes
Den Fuß in Ungewittern
Das Haupt in Sonnenſtrahlen

Kammler.

Die

Die Vergleichung beyder Stellen, giebt eine Erläuterung zu Leßings Laokoon. Goldsmiths Verse, würden gemahlt recht hübsch aussehen, aber Rammlers Verse geben mehr zu denken.

XXXI.

Vom Stachelschweine.

Ein Stachelschwein, das sich unter Bäumen herumgewälzt hat, damit Früchte an den Stacheln stecken bleiben, und so mit Obst beladen fortgeht. Diese Vorstellung eines dänischen Dichters Helt wird in Schlegels Fremden 40. Stück, getadelt. Sie ist nicht des Dichters Erfindung. Joachim Camerarius (*) bildet einen Igel mit Weinbeeren auf den Stacheln ab, und führet des Plutarchs Zeugniß an (**), daß ein Igel im Herbste Beeren von den Weinstöcken abgeschlagen, und sich alsdann herumgewälzt habe, daß sie an seinen Stacheln stecken geblieben, um sie seinen Jungen zu bringen. Und so wäre Helts Gemählde, doch nach der Natur gemacht.

(*) Symbolorum et emblematum ex quadrupedibus desumtorum centuria 2. (1595) Symb. 85.

(**) de solert. animal.

XXXII.

Der point d'honneur (*).

Prügeln läßt sich der französische Soldat nicht, wie der preußische; das wäre wider seine Ehre: Aber vor den Preußen zu laufen?

XXXIII.

Welche Thiere bekleidet sind?

Kein Thier trägt Bekleidung, die nicht zu seinem Körper gehört, den Menschen ausgenommen, und einige Motten.

(*) Ich weiß wohl daß man sagt das p. d'h. Aber eine von den ersten Kenntnissen, die man mir beybrachte, da ich als ein Knabe, der schon Latein konnte, französisch lernte, war, daß die Franzosen kein Neutrum haben. Indessen, haben die Deutschen dieses Geschlecht, oder eigentlich Ungeschlecht, den meisten französischen Wörtern gegeben, die sie in ihre Muttersprache eingeflickt haben, und eben dadurch gezeigt, daß sie nicht soviel Französisch verstehen, als dieses Einflicken anzeigen sollte. Besonders belustigen durch solche Sprachschnitzer die Herren Kriegsgelehrten. Sie haben auf diese Art nicht nur Canon, sondern sogar den ganzen Bataillon, ohne erst Soldaten und Officier um ihre Einwilligung zu befragen, castrirt, und den Flanc, der doch Mad. Face so männlich vertheidigen soll, selbst auch zu einem Frauenzimmer gemacht. Zur Vergeltung sind Punct, Diameter, und Parameter zu Männern geworden.

XXXIV.

Vom Nutzen des Prügelns.

Seine Untergebenen, prügelt der Schulmeister zu Gelehrten, und der Officier zu Helden. Freylich desertiren deßwegen auch manche.

XXXV.

Die Tonne.

Das Sinnbild vom Wallfische, dem die Schiffer, das Schiff zu retten, Tonnen damit er spielt, hinwerfen, soll Churfürst Moritz von Sachsen gebraucht haben.

S. Camerarii Symbolor. et emblem. ex aquatilib. et reptilib. desumtor. centur. IIII. Symb. 2.

Also war Churfürst Moritzens Wallfisch Kaiser Carl V?

XXXVI.

Warum treiben die Gelehrten keine Handwerke?

Da das entehrte sie ja! So würde mir jeder Advocat antworten, der für ein Klaglibell honorarium fodert, aber einem Phidias oder Apell (*) nur mercedem zugestehen würde.

Ich möchte aber wohl wissen, welche unserer Facultäten, von der amplissima an, bis mit hinauf zum ordine summe venerando, was Erhabeners lehrte, als der Apostel Paulus? Und der machte Teppichte dabey.

XXXVII.

Dichterische Heyrathen.

Ich lese in einer Reisebeschreibung (†):

"Bey ihren Heyrathen sehen sie nicht auf Reichthum, sondern auf Witz, Schönheit, und Annehmlichkeit, so daß öfters die Tochter eines armen Mannes, das Oberhaupt einer Nation bekömmt."

Dieses Volk, würdig von einem Theokrit oder Gesner besungen zu werden, wie heißt es? Hottentotten!

(*) Die verzweifelte Gelehrsamkeit, daß die Namen nun griechisch seyn mußten! Als wenn ich nicht hätte sagen können: einem Mahl oder Tischbein?

(†) Allgemeine Historie der Reisen V. B. 160 S. der deutschen Uebers.

XXXVIII.

XXXVIII.

Die Aelster.

Singen kann ich nun freylich nicht! das erkannte die Aelster. Aber es wäre doch Schade, wenn ich meine fertige Zunge nicht auch brauchen sollte? Ich weiß was ich thun will. Ich will den Sangvögeln zuhören, und Lob und Tadel unter sie austheilen. Ehret mich die Nachtigall? oder bringt sie mir manchmal ein Würmchen? Gut! so soll keine liebenswürdigere Sängerinn unter den Wolken seyn! Aber Apollo sey der Lerche gnädig! wenn sie mir was zu leide thut.

Die arme Aelster! ihr Anschlag mislung.

Also meynst du wir haben selbst kein Gehör? sagten ihr die Vögel, und sollen es erst von dir vernehmen was schön klingt? Von dir, die du selbst keinen Ton treffen kannst, und den Gukuk lobst, wenn er dein Freund ist? Die Fehler der Lerche, sind harmonischer, als dein Geschwätz. Wenn die Nachtigall klug ist, so ist ihr dein Lob gleichgültig.

So sprachen die Wachtel, die Turteltaube, und der Stieglitz. Kaum der Gimpel und die Gans hörten auf die kunstrichternde Aelster.

Zevs hatte Mitleiden mit ihr; und, weil sie nur unter den Vögeln nicht an ihrer Stelle war, so verwandelte er sie in einen Journalisten.

Das Mährchen möchten Sie, mein Herr Critod, verachten
Wenn Sie nur erst ein bessers machten.

XXXIX.

Ueber ein paar Grabmähler.

Auf einem Grabmahle des Bürgermeisters Herrn v. Beroerink zu Goude in den Niederlanden. Ein weinender Knabe, bey einer Urne, ein anderer weist mit der Hand gen Himmel. Sturm; Architectonische Reiseanmerk. 39. S. 12. Taf. 1. Fig.

Mich deucht dieses drückt den Trost sehr einfach und natürlich aus.

Sturm, dessen Augenmerk besonders auf das Architectonische ging, gesteht, daß er sich der Stellung der Bildsäulen nicht vollkommen erinnere. In seiner Zeichnung erhebt der zweyte Knabe beyde Hände gen Himmel, und sein Gesicht ist ganz vorwärts gekehrt.

Ich würde ihn so stellen, daß er den ersten ansähe, und mit einer Hand auf die Urne wiese.

Auf dem Titelkupfer vor Königs Ausgabe von Canitzens Gedichten (Leipz. u. Berl. 1727) schreibt ein geflügelter Knabe den Namen Doris auf einen Aschenkrug. Es soll, nach des Herrn v. König Erklärung, der Genius der ehelichen Liebe seyn, welches allenfalls, daran zu erkennen ist, daß er eine umgekehrte Fackel hält. Aber er weint auch nach Königs Berichte, und da hat ein Spötter schon längst gefragt, wie man dem Genius das von hintenzu ansehen könne? Jetzo lerne ich auch erst, da ich das Buch wieder nachschlage, daß

dieser

dieser Genius einen Trauerflor um den Kopf hat. Ich dachte bisher, er hätte sich den Kopf wegen Kopfschmerzen gebunden.

* *

Auf des Cardinals Mazarini Grabmahle (Sturm a. a. O. XXXI. Th.) kniet der Cardinal, und hinter ihm steht ein Engel, mit geschulterten Gewehre des römischen Lictors, wo, wie Schlegels Hermann sagt:

— — Aus den geschnitzten Stäben
Das blanke Mordbeil blitzt.

Soll der Engel etwa den Cardinal köpfen?

XL.

Worinnen mag König Alphons des Weisen Gotteslästerung bestanden haben?

Man erzählt, König Alphons X. von Castilien und Leon, soll gesagt haben, Er würde die Welt weit besser geordnet haben, wenn ihn der liebe Gott um Rath gefragt hätte.

Ich finde nicht, daß für die Veranlassung zu diesem Vergehen etwa Alphonsens Schicksaal angegeben wird, das nicht immer das glücklichste gewesen ist. In diesem Falle wäre es nur die Unzufriedenheit gewesen, die manchmal wohl Fromme, die den Dichter der Psalmen, übereilt hat, und durch die Religion gestillt wird.

Alphons

Alphons war ein groſser Kenner und Beförderer der Sternkunſt. Die aſtronomiſchen Tafeln, die auf ſeine Koſten ſind verfertigt, und nach ihm genennt worden, haben ihr Anſehen einige Jahrhunderte durch erhalten. Die Bewegungen der Planeten darzuſtellen, erfodert die ptolomäiſche Weltordnung ſehr künſtlich verwickelte Hypotheſen, und das ſoll nach der gemeinen Meynung Alphonſens Einfall veranlaſſet haben.

Dieſe Hypotheſen waren bey den Aſtronomen nur Erdichtungen, die man annahm, darnach zu rechnen, nicht glaubte, daß es ſich im Himmel wirklich ſo verhielte. Alſo wäre Alphonſens Fehler nur der geweſen, daß er, einen Namen den man nicht unnützlich führen ſoll, zu leichtſinnig gebraucht, und von dem Werke des Schöpfers geſagt hätte, was er nur von den Geſchöpfen der Aſtronomen ſagen ſollte.

Dieſes Verbrechen ſoll ein heiliger Eremit dem Alphons verwieſen, und Alphons, weil er dieſem Verweiſe kein Gehör gegeben, wahnwitzig geworden ſeyn, ſo erzählen es Einige aus des Mariana ſpaniſcher Geſchichte. Sancius in ſeiner ſpaniſchen Geſchichte berichtet: bey einem ſchrecklichen Ungewitter ſey Alphons in ſich gegangen, habe den Eremiten holen laſſen, der ihn vermahnt hatte, mit groſser Wehmuth ſeine Sünden bekannt, und im Augenblicke der Abſolution habe der Sturm aufgehört.

Bey der vortrefflichen Uebereinſtimmung dieſer beyden Erzählungen, fällt mir das Zeugniß der beyden Aelteſten wider die angeklagte Suſanna ein.

Ricciolius,

Ricciolius, der sie anführt (*), setzt bey der letzten hinzu: Er wisse nicht ob dieses geschehen sey, ehe Alphons sich an der Kirche versündigt, denn er habe dem Erzbischofe von Compostella geistliche Güter ungerecht entzogen.

Als ich dieses las, glaubte ich nun zu wissen worinnen Alphonsens Gotteslästerung bestanden hat. In der That, bey diesem Verfahren mit den geistlichen Gütern ist Alphons noch sehr gut weggekommen, daß man nur das von ihm gesagt hat; oder vielmehr, es ist ein überzeugender Beweis für Alphonsens Unsträflichkeit, daß sich von einem Könige, der mit Päbsten und Erzbischöfen Händel gehabt hatte, nichts ärgers erzählen ließ, als ein witziger Einfall, den ein strenger Moralist mit Rechte tadelt, aber nur beleidigte Geistlichkeit zur Gotteslästerung macht. Alphons ist in einem hohen Alter, und sehr andächtig gestorben. Er hat die heilige Schrift zehnmal durchlesen, viermal mit den Glossen selbst. Ich dächte mit der vierfachen Lesung der Glossen, hätte er wohl noch größere Sünden verbüßt, als seine unbedachtsame Rede!

Von Alphonsens politischen Fehlern, die man beym Baile im Artikel Castille (Alphonse X.) nachlesen kann, begehre ich hier nicht zu reden. Nur eine Beschuldigung berühre ich, die mit der Astronomie zusammenhängt. Wenn Mariana nach Weidlers Anführen (Hist. Astr. C. 12. §. 19.) sagt: Alphons habe, indem er den Himmel beobachtet, die Erde (die deutsche Kaiserwürde) verlohren, so ist das Witz eines Geschichtschreibers,

(*) Chron. Astronom. P. II. v. Alphonsus. Dieses Chronicon findet sich vor dem Almagesto novo.

ſchreibers, der gern eine Wiſſenſchaft ſpotten will, die er nicht verſteht. Julius Cäſar, den Lucan ſagen läßt

— — media inter proelia ſemper
Stellarum coelique plagis, ſuperiſque vacauit;

Deſſen Calender viel länger dauert, als die alphonſiniſchen Tafeln, gewann bey dieſen Ergötzungen, noch ein größeres Reich, als Alphons verlohr. Man hat wohl Beyſpiele, daß Fürſten, Länder verjagt, verpraßt, verh — t haben, aber nicht leicht, daß einer ſein Land verobſervirt hat.

Wenn man die Nachrichten vom Alphons in den Schriftſtellern die ich angeführt habe zuſammenhält, ſo ſieht man daß er ein König geweſen iſt, mit guten Eigenſchaften und mit Fehlern wie Andere ſeines gleichen. Die Liebe zur Aſtronomie, bey einem großen Herrn, befremdete die unaſtronomiſchen Geſchichtſchreiber, daher ſchrieben ſie ihr Dinge zu die damit zuſammenhängen, wie Krieg und Fürſtenſterben mit den Kometen. Und die ganze Erzählung von Alphonſens Tadel der Schöpfung iſt eine völlig unerwieſene Sage.

Weil ich von dem langwierigen Anſehen der alphonſiniſchen Tafeln geredet habe, will ich noch beybringen, daß ich eine Ausgabe derſelben zu Madrit 1641 in Quart beſitze: Tabulae Alphonſinae perpetuae motuum coeleſtium, denuo reſtitutae et illuſtratae a Franciſco Garcia Ventanas, Mathematico. Wem bekannt iſt, daß Tycho als er noch zu Leipzig ſtudirte, durch ganz ſchlechte Beobachtungen, Fehler der alphonſiniſchen Tafeln entdeckt

entdeckt hat, und dadurch zu genauern Beobachtungen und Verbesserung der Astronomie ist angefeuret worden; daß seit Tychos Zeiten, viel bessere Tafeln, die alphonsinischen in Deutschland gänzlich in Vergessenheit gebracht hatten, der wird sich wundern sie in Spanien noch so neu zu finden. Der Herausgeber, sagt in der spanischen Zueignungsschrift. Purbach, Regiomontan, Copernik, Tycho, Kepler u. a. lobten gleichwohl dem König Alphons so sehr, die gregorische Verbesserung des Kalenders, sey nach der Länge des Jahres die diese Tafeln setzen, angenommen; einiger Neuern Rechnungen, seyen vom Himmel weit entfernt, und also hätte er geschlossen, die Alphonsinischen Tafeln seyen diejenigen die am besten mit der immerwährenden Zeit übereinstimmen (*). Es ist leicht zu sehen, daß dieser spanische Mathematicus, weder viel Kenntniß von dem was bis dahin in seiner Wissenschaft gethan war, noch einmal die Gabe richtig zu schließen besessen hat. Diese Gabe; hätte ihm außer seiner Wissenschaft immer fehlen mögen; da fehlt sie mehr Mathematicis und andern Gelehrten.

(*) Que abstrayando de la verdad, las Tablas Alfonsinas, son las que mas concuerdan con la perpetuitad de los tiempos.

XLI.

Wieviel ein Ritter im XVI. Jahrhunderte, mit seiner Rüstung gewogen hat.

Ob das irgend in einem Diplome steht, weiß ich nicht, aber ich habe es in einem berühmten Dichter der damaligen Zeiten gefunden, der vielmehr Natur geschildert hat als die großen Abschreiber der griechischen und lateinischen Dichter, die seinen Namen ungern mit dem ihrigen würden nennen lassen, in dem ehrlichen Hans Sachs.

Er war bekanntermaßen ein Schuster, und beschreibet in einem Schwanke (so nennt er was neuerlich die Franzosen Contes und wir, Erzählungen nennen, nur daß seine Schwänke belustigen ohne die guten Sitten zu verletzen); er habe eine Roßhaut vor sich genommen, Schuh daraus zu schneiden; die Roßhaut fängt an zu reden, erzählt das Elend das sie schon ausgestanden hat, und bittet ihrer zu schonen. In dieser Erzählung kömmt also des Pferdes Lebenslauf mit vor; es war unter andern seinen Begebenheiten, einem jungen reichen Bürger zu theil worden, wo es genug Futter, aber auch viel Arbeit hatte.

Wann er war jung, doll, frisch vnd frech
Auch mußt er mich inn ein Gestech
Da man mir verbund augn vnd ohrn
Da loff ich her gleich einen Thorn,

Vnd

Vnd trug etwan vier zentner schwer
Fro ward ich, wurd der sattel lär
Da litt ich herte stöß vnd trück
Bis mir eins brochen wurd der rück

Hans Sachs I. Buch (Nürb. 1570)
fol. CCCCC; b

Die Beschreibung des Pferdes mit verbundenen Augen und Ohren, kann man auf genug alten Siegeln abgeschildert sehen, wie Ovids Vers

Protegitur laeua semi reducta manu

an allen Copien der mediceischen Venus zu sehen ist. Ich habe nicht so viel Siegel gesehen wie andere, weil Siegel zu sehen für mich nicht eine ernstliche Beschäftigung gewesen ist, auf den aber, die ich gesehen habe, ist gewöhnlich das Pferd nur mit einem Tuche überdecket, dessen Gewicht nicht so gar beträchtlich seyn kann, und also darf man die vier Centner wohl meist auf den Reuter rechnen, wie auch daraus erhellt, weil das Pferd diese Last los ward, wenn der Sattel leer ward. Im Vorbeygehen, kann man sich vorstellen, was es für Stöße gegeben hat, wenn vier Centner, andere vier Centner aus dem Sattel hoben, und was das für Leute gewesen sind, bey denen so was eine Lust für die damaligen jungen Herrn war, worauf erst der Ball folgte der unsere seidene vergoldete Helden schon allein abmattet.

Wen etwa übrigens das Schicksaal der armen Roßhaut rührt, dem dient zur Nachricht, daß H. S. weil er doch einmal aus ihr Schuhe machen mußte, auf ihre Bitte, lauter Frauenzimmerschuhe aus ihr gemacht

hat. Denn das kann ich als ein fleißiger Leſer dem alten Meiſterſänger bezeugen, daß er oft ſo galant, und ſelten bey ſeiner Galanterie ſo langweilig tändelnd iſt, als manche unſerer anakreontiſchen Dichter.

XLII.

Ob Robinſon Cruſoe auch Robinſon I. iſt?

Die gemeine Meynung iſt, die Erdichtung des Robinſon Cruſoe ſey durch die Begebenheiten eines Schottländers Alexander Selkirk veranlaſſet worden, den ſein Schiffhauptmann auf die Inſel Juan Fernandez ausgeſetzt hatte. Er lebte daſelbſt ohne einigen andern Menſchen vier Jahr vier Monden. Woodes Rogers, traf ihn im Hornung 1709 an und nahm ihn mit ſich. Man findet die Geſchichte umſtändlich in Rogers Tagebuche (*).

Wenn Robinſon Cruſoe zuverläßig auf dieſe Art entſtanden, und jünger als der verbeſſerte Calender iſt, ſo kann ich einen Deutſchen nennen, der lange vor ihm, ohngefähr auf eben die Art, eine wüſte Inſel bewohnt hat, und ſo hätten die Deutſchen, wenigſtens vor den Britten, die Anciennetät in der Robinſonſchaft.

Der

(*) Voyage autour du Monde, commencé en 1708 et fini en 1711 par le Cap. Woodes Rogers; trad. de l'Angl. Amſt. 1716. 8. T. I. p. 192.

Der abentheuerliche Simplicissimus von German Schleifheim von Sulsfort ist zu Rompelgard 1670 in 12. gedrucket; nicht zum erstenmale, weil sich dabey vom Jahre 1669; Continuatio des abentheuerlichen Simplicissimi, oder der Schluß desselben, mit eben dem angegebenen Namen des Verfassers befindet.

In diesem Schlusse, leidet S. in den Meeren gegen die unbekannten Südländer Schiffbruch, kömmt mit dem Schiffzimmermanne allein auf eine unbewohnte aber fruchtbare und angenehme Insel, wo sie ihre Haushaltung den Umständen nach einrichten, der Zimmermann, trinkt sich in Palmweine zu todte, und S. lebt allein fort. Ein holländisches Schiff wird an die Insel verschlagen, er verlangt aber nicht wieder unter Menschen zu kommen, indessen verstattet er dem Schiffer, den letzten Theil seiner Lebensbeschreibung mitzunehmen den er auf Palmenblätter beschrieben hatte, mit dieser Nachricht des Schiffers endiget sich das Buch.

Diese Erzählung ist zwar mit ein paar Erscheinungen, und andern Wunderdingen ausgeschmückt, die man 1669 noch glaubte, wenigstens noch gern las, sonst aber ziemlich gut und zusammenhängend ausgedacht. Wie Robinson Crusoe, hatte auch schon Simplicissimus, die Tage seines Aufenthalts, durch Anschnitte auf ein Kerbholz aufgezeichnet, vom Selkirk lese ich nichts dergleichen, dessen Aufenthalt aber konnte man berechnen, weil man wußte wenn er war verlassen worden.

Fromm ist Simplicissimus wie Crusoe, und noch schlechtlicher, als ein Catholik. Schlachten hat er nicht zu liefern, weil auf seine Insel keine Wilden kommen. Weil seine Begebenheiten auf der Insel nicht viel über zwey Bogen im Drucke ausmachen, so sind sie nicht so mannichfaltig als Crusoes seine.

Also, anstatt daß man, französische, deutsche, sächsische, und was alles! für Robinsone, gemacht hat, wäre Crusoe ein englischer Simplicissimus.

Der Gedanke einen Menschen auf einer unbewohnten Insel zu schildern, könnte doch, deucht mich, Schriftstellern die Ergötzungen erdichten wollten, eingefallen seyn, seitdem die Schiffahrt dergleichen Inseln bekannt gemacht hat. Ich glaube also immer, auch Simplicissimus wird nicht der erste Monarch seiner Art seyn.

Wenigstens kann sich Scynthar, den Lucian im Wallfische fand, schon unter Crusoes Vorfahren rechnen (*). Und wer den Roman von der Entdeckung von Madera gemacht hat (**), der hätte besser gethan, die beyden Verliebten da robinsonsmäßig viel Jahre leben zu lassen, als seinem Helden das schlechte Compliment

(*) In Lucians bekannter Reisebeschreibung, man hat sie auch Deutsch übersetzt. Vier Bücher, wunderbarlicher, bis dahin unerhörter und unglaublicher Indianischer Reisen . . . durch Gabriel Rollenhagen. Magdeb. 1603.

(**) Allgemeine Historie der Reisen II. Band; IIII. Buch 1. Cap. 7. Abschn.

pliment zu machen, daß die Schöne vor Jammer stirbt, so bald sie sich mit ihrem Liebhaber auf einer angenehmen, fruchtbaren Insel, verlassen sieht; ich bin versichert, wenn einer unserer empfindsamen Dichter, Machins Glück hätte, mit einem hübschen Mägdchen, und bey Madera Weine, lebte er ein anakreontisches Alter.

Die Begebenheiten des Simplicissimus, sind übrigens solche, wie im dreyßigjährigen Kriege können vorgefallen seyn, wo S. den Kaiserlichen gedient hat. Sein Verfasser wie am Ende des vorhin erwähnten Schlusses angezeigt wird, ist Samuel Greifensohn von Hirschfeld gewesen, und hat ihn zum Theil in seiner Jugend geschrieben, da er noch Musquetirer gewesen.

Die Ausgabe deren ich mich jetzo bedienet habe, ist auf der hiesigen Universitätsbibliothek; in Leipzig habe ich aus der Büchersammlung der deutschen Gesellschaft eine in Octav gelesen, bey der ich mich dieses Schlusses nicht erinnere; es befanden sich aber bey ihr andere Schriften vielleicht eben des Verfassers, die gleichfalls solche Kriegsbegebenheiten zum Grunde hatten.

XLIII.

Ein paar Beyspiele von Zerstreuungen berühmter Gelehrten.

Man belustiget sich sehr oft, mit Erzählungen von Zerstreuungen der Mathematiker: Wer belacht nicht? daß Newton eines neben ihn sitzenden Frauenzimmers Finger statt des Tabacksstopfers gebraucht hat. Es sollte indessen nicht schwer fallen aus jeder Art der Gelehrten, Zerstreute anzuführen. Des großen Gottesgelehrten Buddeus Frau, bat ihn, gleich als sie sich zur Mahlzeit setzen wollten, er sollte verhüten, daß die Katze nicht auf den Tisch språnge, bis sie aus der Küche wieder käme: Sie kam wieder, fand ihren Mann starr auf den Tisch sehend, und die Katze beym Braten beschäftiget. Der seel. Gesner hat mir dieses in Göttingen erzählet.

Ich brauche nicht zu sagen, in welchem Theile der Gelehrsamkeit Johann Jacob Mascov berühmt war. Es war von ihm bekannt, daß er denen die mit ihm sprachen die Knöpfe vom Kleide abzudrehen pflegte. Mich hat er nie knopflos gemacht, aber wie ich mich sehr eigentlich erinnere, trat er, wenn ich noch als ein junger Magister mich stehend mit ihm unterredete, dergestalt auf mich zu, daß ich, um von ihm nicht über den Haufen gegangen zu werden, (denn er war, verblühmt und unverblühmt, viel größer als ich) eher an die Thüre kam als sonst geschehen wäre. Ich nahm

dieses

dieſes damals als ein Zeichen an, daß ich ihm nicht mehr Zeit rauben ſollte; vielleicht aber war es nur Appetit nach meinen Knöpfen.

Sontags Nachmittag, verſammleten ſich bey ihm vornehme Studirende, Fremde, Gelehrte, ich weiß nicht ob es eine Aſſemblee war, denn es ward nur geredet und nicht geſpielt; auch waren keine Dames dabey: Da zogen einmal ein paar Strümpfe von gutem Geſchmacke Maſcovs Aufmerkſamkeit auf ſich. Ihr Beſitzer hob einen Fuß in die Höhe den Gegenſtand bequemer betrachten zu laſſen; zur Erkenntlichkeit, wollte ihn Maſcov Einem andern präſentiren, ergriff ihn ſtatt der Hand bey dem aufgehobenen Fuße und ließ ihn ſo quer über das Zimmer hüpfen.

Ein Mann der bey tiefer und ausgebreiteter Kenntniß der alten und neuen Gelehrſamkeit, gefälligen Witz, angenehme Lebensart beſaß — an keines Gelehrten Umgang denke ich mit mehr Vergnügen! er erzählte gern, und unterhaltend; der hat mir manches von andern erzählt, und folgendes von ſich ſelbſt: Er fragte in einer Geſellſchaft:

"Wer iſt das Frauenzimmer dorten?"

Kennen Sie denn ihre Enkelinn nicht? Zum Ueberfluſſe ward ſie in ſeinem Hauſe erzogen, und hatte von ihm Latein gelernt; Eine Bekanntſchaft, die wenig Enkelinnen mit ihren Großvätern haben.

XLIV.

Die Frage der Frau Magisterinn.

In Leipzig war eine alte arme Wittwe, deren Mann Magister gewesen war, denn in Obersachsen sind die Magister nicht so selten, als weiter nordwärts, jeder Landprediger, glaubt dieser Titel gebe seiner Würde noch mehr Ansehen, und das hat wenigstens die gute Wirkung, daß die gelehrte Benennung, den Landprediger selten ganz vergessen läßt, daß er zu den Gelehrten gehört.

Diese arme Frau, kam ehe ich noch verheyrathet war, oft zu meiner nachmaligen Liebsten, und erhielt von ihr manchmal Gelegenheit was mit Nähen u. d. g. zu verdienen, manchmal kleine Gefälligkeiten. Nun war sie von Herzen einfältig, denn die Magister sind das manchmal, warum sollten es nicht auch die Magisterinnen zuweilen seyn? Einmal, in einer Ergiessung ihrer treuherzigen Neugier, fragte sie: "Aber, wenn nun der König, und alle sterben, wer erbt denn? Der Rath hier?"

Ich glaube, diese arme Frau, war, ihrer tiefen Unwissenheit in der Genealogie und im Staatsrechte ohngeachtet, eine bessere Unterthaninn als mancher mächtige Hofmann.

Ein

Ein französischer Bauer ward gefragt: Ob der Sohn auch Gott sey? Nein jetzo noch nicht, sagte er, aber wenn sein Herr Vater stirbt so kann es ihm nicht fehlen (*).

Der Mann stellte sich die Sache so vor, wie mit dem Dauphin, und vielleicht fand seine Dummheit bey Gott eher Verzeihung, als die Nachläßigkeit des Pfarrers der ihn besser hätte unterrichten sollen.

XLV.

Bewunderung eines französischen Parlamentsraths.

Nachstehendes hat jemand erzählt, der vor kurzem aus Frankreich gekommen ist (†):

Ein deutscher Fürst redete in Paris von einem Buche, das ihm sehr wohl gefallen hätte, und sagte: Er wollte solches in seinem Lande wieder abdrucken lassen. Darüber fragte ihn ein Parlamentsrath, voll Erstaunen: Vous avez donc des imprimeries dans l'Allemagne?

(*) Gayot de Pitaval Saillies d'Esprit (Amst. 1727) P. I. p. 12.

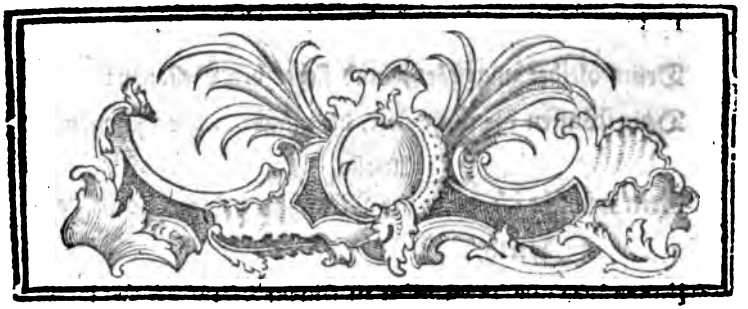
(†) Ich könnte ihn nennen, vielleicht macht er aber einmal selbst seine Reiseanmerkungen bekannt.

Die natürliche Antwort wäre gewesen: Vous n'en auriez point sans les Allemands.

Reisen denn die deutschen Großen, um in solchen Gesellschaften Weisheit zu lernen? Denn, gewiß, der Parlamentsrath, war nach Proportion viel unwissender als die Frau Magisterinn.

Gedichte.

Gedichte.



I.

Apollo und Bellona.

Ein Göttergespräch. (*)

Bellona.

Wenn meine Helden sich jezt nach dem Pindus ziehn,
Gestatt Apollo nicht, daß deine Söhne fliehn;
Wir haßten uns vordem, da nur noch Wilde kriegten,
Und Riesen, ohne Kunst, durch Faust und Stärke siegten:
Wodurch der schwache Mensch die stärkern Thiere zwingt,
Verstand und Wissenschaft, ist was den Sieg jezt bringt;
Drum

(*) Zu Göttingen im November 1759 gedruckt. Einige Studirende führten damals ein Schauspiel auf, wozu ich um einen Prolog ersucht ward. Ich wählte diesen Innhalt, weil die Aufführung an K. Georg II. Geburtstage geschahe.

Drum bleibet ungestört, und sicher bey Bellonen;
Denn Waffen die ihr schärft, die müssen euch verschonen.

Apollo.

Gern wünscht ich, wär der Mensch des Himmels Güte
werth,
Und würde nur durch mich zu seinem Wohl gelehrt!
Doch meine Gaben selbst sind ihm ein Gift geworden,
Er fand durch Witz und Fleiß die Wissenschaft zu
morden.

Bellona.

So hart benenne nicht, das was die Staaten schützt,
Von Fürsten Recht erzwingt, und ihre Thronen stützt.

Apollo.

Zuweilen, — öftrer stürzt, — und, — doch, laß uns
nicht streiten.
Muth wenn Gefahren drohn, Verstand den Muth zu
leiten,
Dieß beydes ward durch uns dem Sterblichen verliehn,
Mißbraucht er das Geschenk, so fällt die Schuld auf ihn.

Bellona.

Kein Mißbrauch ist es doch, allein nach heilgen Rechten
Gewalt nur widerstehn, für Volk und Freyheit fechten.

Apollo.

So wie Georg jezt thut,

Bellona.

längst hab ich Ihn gekennt.

Apollo.

Apollo.

Gerechtigkeit und Macht sind nie bey Ihm getrennt.

Bellona.

Ihn sah Germanien ein theures Leben wagen
Um zu Theresens Schutz den Gallier zu schlagen.

Apollo.

Mehr als der Gallier Theresen da gedroht
Droht er Georgen jezt, und das, auf Ihr Gebot!

Bellona.

Nach andern Gründen oft, als weise Menschen richten
Befiehlt die Vorsicht mir der Großen Streit zu schlichten;
Gern schütz ich doch das Recht: Denn giebt mir ihre Hand
Kein kostbarer Geschenk, als einen Ferdinand.
Aus Ländern wo ihr Heer die Beute ruhig theilte
Flohn die Eroberer, eh sie sein Stahl ereilte;
Und dreymal stärkre Macht, die voller Sicherheit,
Ihn zu verfolgen glaubt, ward schnell von ihm zerstreut;
Zu stolz auf eine Kunst, wo niemand ihr soll gleichen
Lernt sie des Deutschen Muth, und seiner Kriegskunst weichen.

Apollo.

Auch das sprich noch von ihm: der Held der menschlich denkt,
Klagt, daß sein siegreich Schwert in Menschenblut sich tränkt;

Beruhigt,

XLIV.

Die Frage der Frau Magisterinn.

In Leipzig war eine alte arme Wittwe, deren Mann Magister gewesen war, denn in Obersachsen sind die Magister nicht so selten, als weiter nordwärts, jeder Landprediger, glaubt dieser Titel gebe seiner Würde noch mehr Ansehen, und das hat wenigstens die gute Wirkung, daß die gelehrte Benennung, den Landprediger selten ganz vergessen läßt, daß er zu den Gelehrten gehört.

Diese arme Frau, kam ehe ich noch verheyrathet war, oft zu meiner nachmaligen Liebsten, und erhielt von ihr manchmal Gelegenheit was mit Nähen u. d. g. zu verdienen, manchmal kleine Gefälligkeiten. Nun war sie von Herzen einfältig, denn die Magister sind das manchmal, warum sollten es nicht auch die Magisterinnen zuweilen seyn? Einmal, in einer Ergiessung ihrer treuherzigen Neugier, fragte sie: "Aber, wenn nun der König, und alle sterben, wer erbt denn? Der Rath hier?"

Ich glaube, diese arme Frau, war, ihrer tiefen Unwissenheit in der Genealogie und im Staatsrechte ohngeachtet, eine bessere Unterthaninn als mancher mächtige Hofmann.

Ein

Ein französischer Bauer ward gefragt: Ob der Sohn auch Gott sey? Nein jetzo noch nicht, sagte er, aber wenn sein Herr Vater stirbt so kann es ihm nicht fehlen (*).

Der Mann stellte sich die Sache so vor, wie mit dem Dauphin, und vielleicht fand seine Dummheit bey Gott eher Verzeihung, als die Nachläßigkeit des Pfarrers der ihn besser hätte unterrichten sollen.

XLV.

Bewunderung eines französischen Parlamentsraths.

Nachstehendes hat jemand erzählt, der vor kurzem aus Frankreich gekommen ist (†):

Ein deutscher Fürst redete in Paris von einem Buche, das ihm sehr wohl gefallen hätte, und sagte: Er wollte solches in seinem Lande wieder abdrucken lassen. Darüber fragte ihn ein Parlamentsrath, voll Erstaunen: Vous avez donc des imprimeries dans l'Allemagne?

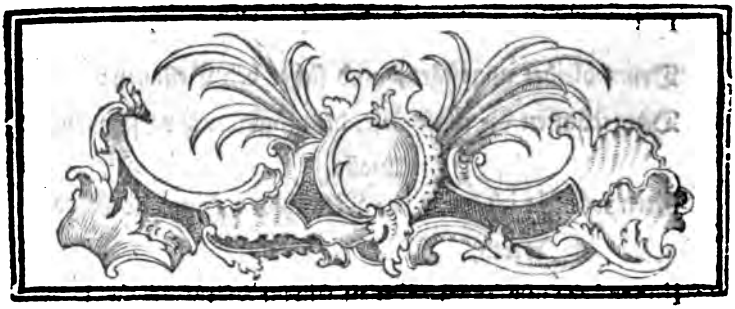
(*) Gayot de Pitaval Saillies d'Esprit (Amst. 1727) P. I. p. 12.

(†) Ich könnte ihn nennen, vielleicht macht er aber einmal selbst seine Reiseanmerkungen bekannt.

Die natürliche Antwort wäre geweſen: Vous n'en auriez point ſans les Allemands.

Reiſen denn die deutſchen Großen, um in ſolchen Geſellſchaften Weisheit zu lernen? Denn, gewiß, der Parlamentsrath, war nach Proportion viel unwiſſender als die Frau Magiſterinn.

Gedichte.



I.

Apollo und Bellona.

Ein Göttergespräch. (*)

Bellona.

Wenn meine Helden sich jezt nach dem Pindus ziehn,
Gestatt Apollo nicht, daß deine Söhne fliehn;
Wir haßten uns vordem, da nur noch Wilde kriegten,
Und Riesen, ohne Kunst, durch Faust und Stärke siegten:
Wodurch der schwache Mensch die stärkern Thiere zwingt,
Verstand und Wissenschaft, ist was den Sieg jezt bringt;
Drum

(*) Zu Göttingen im November 1759 gedruckt. Einige Studirende führten damals ein Schauspiel auf, wozu ich um einen Prolog ersucht ward. Ich wählte diesen Innhalt, weil die Aufführung an K. Georg II. Geburtstage geschahe.

Beruhigt, nur weil es Cheruſcien beſchützet,
Und wie das Schwert Armins, für Deutſchlands Freyheit blitzet.

Bellona.

Ja! Rhein und Weſer ſehn noch Legionen fliehn;
Im Ferdinand und Carl verdoppelt ſich Armin.

Apollo.

Doch, denen die durch dich ihr Land zu ſchützen brennen,
Willſt du der Siege Frucht, die Ruh nicht einmal gönnen?

Bellona.

Ich hab es ſchon geſagt, der Vorſicht Dienerinn,
Da, wo ſie mir befiehlt, führ ich die Meinen hin:
Auch braucht, wer mich verehrt, des Friedens ſtille Zeiten,
Er ſammlet Kräfte ſich, und lernt die Kunſt zu ſtreiten.

Apollo.

Und dir, iſt dieſe Zeit, die man ſchon längſt nicht ſah,
Die Kräfte ſammlen läßt, entkräftet Deutſchland! nah.
Der Fürſten würdigſtem, ſchenkt ein verlängert Leben
Das Glück, zum zweytenmal Europen Ruh zu geben.
Froh wird Cheruſcien den frohen Vater ſehn,
Und Völkern die für Ihn erhört zum Himmel flehn,
Wird Er zwar einſtens ſpät, und ſtets noch früh, verſchwinden,
Doch Enkel werden Ihn im Enkel wieder finden.

II.

Ihro Durchlauchten dem Prinz Friedrich von Braunschweig-Lüneburg ꝛc.

im Concert überreicht.

Göttingen den 30. Nov. 1762.

Einst hing ein traurig Volk die Harfen an die Weiden;
Und sang nur, wenn es sang, Gefangenschaft und Leiden.
Wir, die ein gleicher Schmerz, zwey Jahre lang gekränkt,
Wir haben an die Wand die Harfen nur gehenkt:
Die Bäume konnten wir mit ihnen nicht beladen,
Die, senkten sich um uns, gespitzt zu Palissaden.
Noch träumend fühlen wir das Wohl, das uns geschehn:

O Prinz! den wir zuerst von unsern Rettern sehn,
Der siegreich Friede bringt, und Hoffnung bessrer Zeiten,
Verzeih den falschen Ton, lang ungestimmten Saiten.

Herrscht Ruh und Freyheit bald, für die Dein Schwert geblitzt,
Für die Dein Heldenstamm so theures Blut verspritzt,
So wird der Dankbarkeit manch frohes Lied gelingen
Den Schutz Germaniens, die Guelfen, zu besingen.

III.

An Ihro Kön. Hoheit Herrn Eduard August Herzog zu York ꝛc.

den 22. August 1765.

Im Namen einiger Studierenden.

Prinz

Hier, wo stiller Fleiß, von Hof und Welt entfernt
Aus Ruf, und Büchern nur, die Großen kennen lernt,
Doch Witz und Einsicht schärft, bald ihrem Dienst zu leben,
Und einer spätern Zeit ihr wahres Bild zu geben;
Hat, froher als der Tag, den uns Dein Hierseyn macht,
Schon siebzehn lange Jahr, kein andrer sonst gelacht,

Als

Als jener große Tag! da giengen Vaterblicke
Georg des ewigen, auf seiner Schule Glücke,
Wie einst der Schöpfer sich zur Welt herabgeneigt,
Gebilligt was er sah, und Menschen Huld erzeigt.

Doch auf den goldnen Tag, folgt' eine Zeit von Eisen
Und Feinde mußte man hier als Beschützer preisen:
Wo Pflicht zur Freude wird, Gehorsam da zu weyhn,
So glücklich lässest Du uns jetzt o Herzog seyn,
Und Deiner Gnade Werth, ein frölich Land erkennen
Stolz, wie Britannien, sich auch Dein Land zu nennen.

Verzeih ihm diesen Stolz! wär Wälschland noch so schön,
Es ließ Dich größre Pracht, doch nicht Gehorsam sehn:
Da mußt als Kenner Dich manch ewig Werk entzücken,
Verfallner Größe Rest, zeigt es des Fürsten Blicken:
Europens Barbarey ward erst aus ihm gelehrt,
Ein Newton wird von ihm, ein Leibniz nun verehrt:
Eh ein belebter Stahl in fernes Meer geleitet
Hat es durch unsre Welt, des Ostens Gut verbreitet;
Nun ist sein Handel das, was die Galeere bleibt,
Die matter Sclaven Arm, an nahen Ufern treibt:

Wenn, wo das Wallroß geht, wo Fiſche fliegend zagen,
Die Seegel Albions, Neptun und Aeol tragen;
Und von dem Ganges an, den Phöbus früh begrüßt
Bis wo in ewig Eys, ſich Quebecs Strom ergießt,
Gefürchtet und verehrt, vom Mogol zum Huronen,
Und auf dem Ocean, die reichen Britten wohnen.

Herr! weil Dein Muth und Geiſt für ihre Schifffarth wacht,
Steig ihrer Flagge Ruhm, und Deines Volkes Macht!
Daß unbeſiegt Georg durch Dich der See gebiete!
Was auf der Erde wohnt, bezwingt Ihm Seine Güte.

IV.

An des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Durchl. bey desselben Aufenthalte zu Göttingen.

den 5. Jul. 1768.

In einer Versammlung der Kön. deutschen Gesellschaft welcher der Herzog beywohnte.

Herr!

Oefters hat man hier schon Deinen Ruhm gehört;
Nicht, den die Zeitung schreibt, den ein Professor lehrt;
Nein, voll Gefühl von Dir, voll Angst in allen Zügen
Erzählt' ihn manches Heer, entflohn von Deinen Siegen.
Noch mehr hat uns von Dir, der Gallier gesagt;
Gefangen, Dich geliebt, gewaffnet nur gezagt.

Doch, für der Feinde Lob, das Macht und Huld erzwingen,
Wählt froh, dein gütig Herz, den Dank, den Bürger bringen;

Genießt mit reiner Luſt, von Mitleid unvergällt,
Das Glück Germaniens, durch Dich nun hergeſtellt;
Und merkt auf unſern Fleiß!
So hat Dein mächtig Loben,
O Herr! bey Minden einſt, der Sieger Muth erhoben.

V.

Cantate bey der Trauerfeyerlichkeit der Georg Auguſtus Univerſität über das Abſterben ihres erſten Curators Sr. Excellenz des wohlſeeligen Premierminiſters Freyherrn von Münchhauſen.

In der Univerſitätskirche den 28. December 1770. aufgeführet.

Vor der Rede.

Ach was für Töne banger Klagen!
Ach! Worte ſchreckensvoll zu ſagen:
Er wacht nicht für Auguſta mehr!
Er! groß an Weisheit, reich an Güte,
Durch den ſie ward, durch den ſie blühte.

V. A.

Seit

Seit sie entstand, ging auf ihr glänzend Glück
Aufmerksam, achtungsvoll, der ältern Schwestern Blick,
Man nannte sie, zu Deutschlands Ehre
Jenseit des Rheins, der Alpen und der Meere;
Ihr Schüler ward, (so sey ers nur einmal!)
Der Gallier, der ihr befahl.
Stolz klinge das! doch werd es ihr verziehn;
Denn, alles war sie nur durch Ihn.
Regiert durch Seines Geistes Stärke,
Durch Seine Huld geschützt, genährt,
War sie das liebste seiner Werke,
Der Gnade der Georgen werth.

Lang gewohnt Ihm unser Glück zu danken;
Klagen wir, daß Er uns früh enteilt!
Früh als Greis, noch mit des Mannes Kräften;
Mit des Mannes Eifer in Geschäften,
Nur Erfahrung, Reife der Gedanken,
Waren Ihm vom Alter zugetheilt.

V. A.

Nach der Rede.

Auch vor dem Ewigen, den Er unsterblich schauet,
Da denkt Er noch an uns zurück;
„Herr! war ich treu in dem, was du mir anvertrauet,
„Dein Werkzeug für der Menschen Glück;
„Gefiel Dir das, was Du durch mich gethan,
„So sieh es ferner gnädig an. V. A.

Und du, Augusta! sey es werth,
Daß Ihn für dich die Vorsicht hört;
Sey, was Er dir zu seyn empfohl,
Aus Pflicht für Ihn, und für dein Wohl;
Wenn stets in dir so reiner Eifer brennt,
Dann bleibest du, der frommen Treu zum Lohne,
Dem Weisen werth, geschützt vom Throne,
Münchhausens dauernd Monument.

So weit der Weisheit Strahlen glänzen,
So weit gehn Seines Ruhmes Gränzen;
Ihn nennt, bewundernd, Dankesvoll,
Die Welt, die spät noch werden soll;
Und wünscht, an unser Glück zu reichen,
Sich Edle, die Münchhausen gleichen.

VI.

Zwo Elegien.

Göttingen 1758 zuerst gedruckt.

Ich hätte nur auf dem Titel melden dürfen, daß die erste folgender Elegien durch den Verlust meiner Ehegattinn, Johannen Rosinen gebohrnen Baumanninn, ist veranlaßt worden; wenn ich Umstände, auf die sich gewisse Stellen beziehen, in Anmerkungen hätte erzählen wollen: Will man sich gefallen lassen, sich dieselben hier im voraus bekannt zu machen, so wird das Lesen durch die Bemühung, Erläuterungen am Ende der Seiten aufzusuchen, nicht unterbrochen werden.

Eine vieljährige Bekanntschaft mit Ihr hatte bey mir Gesinnungen gegen Sie erregt, die ich in dem Gedichte an Sie ausgedrückt habe, das sich auf der 150. Seite meiner vermischten Schriften, mit der Zeile anfängt:

Wie stark, wie treu mein Herze dich verehret.

Dieſe Geſinnungen verſicherten mich, in allem was auf uns ſelbſt ankäme, eines dauerhaften Vergnügens, ſo lange es der Vorſicht gefallen würde, uns vereinigt zu laſſen. Wir verlieſſen im October des 1756. Jahrs unſere Vaterſtadt Leipzig geſetzter, weil wir beyde uns eine Welt waren. Im Anfange des 1757. Jahrs erneuerte ſich bey Ihr eine Krankheit, die Sie ſchon 1751 dem Grabe nahe gebracht hatte. Die Elegie auf der 151. S. meiner vermiſchten Schriften:

Noch kurze Zeit darf ich Dich meine nennen;

iſt damals an Sie gerichtet worden. Was Sie jetzo erlitten hat, das auszudrücken, bin ich zu ſchwach, ſonſt hätte ich es in den nachfolgenden Zeilen gethan: Und wem dürfte ich zumuthen, es zu leſen? Die erſten beyden Strophen gegenwärtigen Gedichtes, hat Sie ſelbſt von mir den 22. April des vorigen Jahres angehöret; einige Tage darauf habe ich ihnen noch die beyden nächſten beygefügt. Furcht und Hoffnung, oder vielmehr Furcht und Begierde zur Hoffnung, wechſelten die folgende Zeit zu heftig bey mir ab, als daß ich

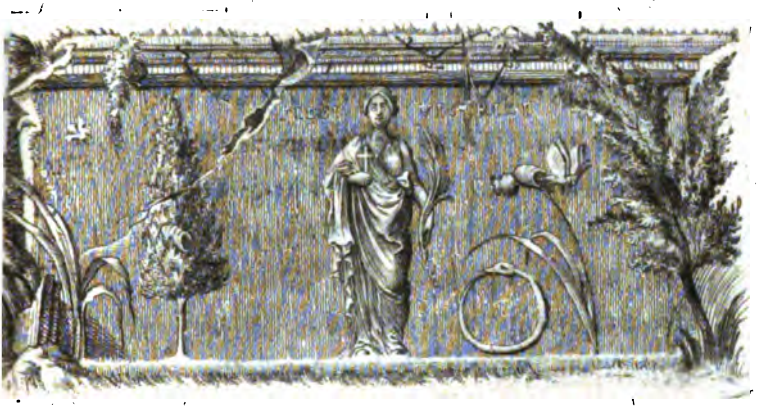
dieſe

dieſe Reime hätte fortſetzen können; denen ich auf das herzlichſte wünſchte, daß die Welt ſie nie ſehen möchte.

Der 4. März des jetztlaufenden Jahres war der letzte Tag ihres Lebens. Zuſammengehäufter und verdickter Schleim hatte Ihr ſchon lange das Hinunterſchlingen und bey ſich Behalten der Speiſen höchſt beſchwerlich gemacht, und verſchloß denſelben Tag, auch dem geringſten Tropfen jeder Art von Feuchtigkeit den Durchgang. Zwiſchen zwey und drey Uhr Nachmittags, bat Sie, daß Ihr der Herr ihres Lebens vor ihrem Ende nur noch die Wohlthat erzeigen möchte, ihre ſchmachtende Zunge mit einem Trunke zu laben: Als Sie aber ſolches mit etwas friſchen Waſſer vergebens vornahm, und es mit großer Beängſtigung wieder von ſich geben mußte, waren die Worte: "Ich will auch den lieben „Gott nicht mehr verſuchen" ihre letzten Worte, weil Sie eher als eine Stunde darauf aller Angſt befreyet war.

Die Erläuterungen, deren das zweyte Gedicht bedarf, ſind ihm beygefügt. Muß ich wohl ſeine Bekanntmachung

kanntmachung hier entschuldigen, und zeigen, in was für Verbindung es mit dem Ersten stehet? Das wäre für denjenigen nöthig, der Leichengedichte und Ehrenbezeigungen gegen Verstorbene für einerley hält. Mir ist es nicht glaublich, daß Geister, die den Umgang höherer Wesen genießen, von der Ehre, die ihnen die Welt nach ihrem Abschiede erzeiget, würden gerühret werden, wenn sie auch etwas davon wüßten: Aber die Nachricht müßte ihnen gewiß angenehm seyn, daß Seelen, die sich noch im Stande der Prüfung befinden, durch ihr Andenken eifrig werden, auch dahin zu streben, wo sie sind. Leichengedichte, welche dergleichen Eifer zu erregen zur Absicht haben, sind die einzigen, die sich vor Vernunft und Religion rechtfertigen lassen. Göttingen den 10. März 1758.



Daß Du an mich im Himmel solltest denken;
Sang ich von Dir; und nannte Dich schon Geist:
Ach! wollte Gott Dich damals mir noch schenken,
Daß Er Dich jetzt mir schmerzlicher entreißt?
So spät, so kurz, wollt er den Wunsch gewähren;
Den frommen Wunsch: Dein vor der Welt zu seyn;
Und unbenetzt von einer Freundinn Zähren
Nimmt fremder Sand hier Deinen Leichnam ein!

Mißfielen

Mißfielen denn dem Höchsten unsre Triebe?
Vor Ihm stellt sich der Herzen Abgrund dar:
Er strafe mich! wenn nicht für meine Liebe
Dein größter Reitz, nur Deine Tugend war.
In Einsamkeit, wo Gott und Engel hören,
Wo sich das Herz von Erd und Tand erhöht,
Hab ich, mit Dir Ihn eifriger zu ehren,
Ihn oft um Dich mit Thränen angefleht.

Wir, deren Blick nicht in die Ferne reichet,
Verstehn es nie, was unsre Bitte wagt:
Mit einer Huld, die seiner Weisheit gleichet,
Verzeiht sie Gott, auch wenn er sie versagt.
Wie daß mit Dir mein Glück hier zu genießen,
Noch jetzt mein Wunsch sich unbedachtsam sehnt?
Gott hat vielleicht Dich meiner Noth entrissen:
Ruft mich zum Kampf, und Du bist schon gekrönt.

Und wär mir hier nur Freude zugetheilet,
Wär er nunmehr doch gegen Dich zu kühn.
So bäte den, der nun aus Grönland eilet,
Ein wilder Freund: bey Fischtrahn zu verziehn.

Welch eine Luſt im Reich der Eitelkeiten,
Wär wohl für Dich erlittner Schmerzen wehrt?
Was gönnt Dir der, der auf Dein hartes Streiten
Den Sieg noch fern, und neuen Kampf begehrt?

Noch konnt ich mich nicht von dem Wunſch entwöhnen,
Ihn that das Herz, wenn ihn Vernunft verbot:
Lang ließ Dich Gott nach Deiner Rettung ſtöhnen;
Und Dein Gebet war nur Geduld und Todt.
Und ſahſt Du uns voll Jammer um Dich treten,
So bateſt Du, um Deinen Todt zu flehn:
Nichts haſt Du noch umſonſt von mir gebeten,
Die Bitte nur konnt ich nicht zugeſtehn.

Herr! deine Huld hüllſt Du in Grauſamkeiten;
Machſt Frommer Kreuz der Böſen Strafe gleich;
Pflegſt Seelen ſo zu Engeln zu bereiten;
Und biſt zum Lohn für ſie gerecht und reich.
Die Chriſtinn ächzt, nur noch den Durſt zu ſtillen,
Wenn ängſtend ſchon der Todt im Schlunde drückt;
Sie ächzt umſonſt; ergiebt ſich deinem Willen,
Und wird indem mit Engeltrank erquickt.

Ihm dankst Du jetzt, Beglückte, für Dein Leiden,
Dem Gott voll Huld; der nicht von Herzen plagt.
Er führte Dich zu ewig großen Freuden
Durch eine Quaal, wo die Natur verzagt.
Soll ich zur Dir, durch gleiche Pein bald dringen,
Ist härtre noch, mich mehr zu läutern, noth;
Und hilft es mir, der bey Dir stand, vollbringen?
Welch irdisch Glück ist mehr, als so ein Tod?

* *

Abschied aus dem Zimmer, in welchem ich erzogen worden.

Leipzig den 4. Octob. 1756. (*)

So seyst du noch für thränenvolle Blicke
Geliebter Ort, zuletzt mein Gegenstand!
Ach! welch Gefühl bringst du mir nicht zurücke!
Hier lebt ich erst, eh ich es noch empfand;
Hier hat für mich oft kummervolle Nächte,
Mir unbewußt, die Mutter durchgewacht;
Und wie das Kind zum Menschen werden möchte,
Des Vaters Treu, des Vetters Huld (**) bedacht.

Der

(*) Ich hatte es meine ganze Lebenszeit über mit und nach meinen Eltern bewohnt, und verließ es den Tag, da ich aus Leipzig mit meiner Ehegattinn abreiste.

(**) Meiner Mutter Bruder, Dr. Gottfried Rudolph Pommer, ein Rechtsgelehrter, dem ich einen Unterricht in verschiedenen nützlichen Kenntnissen, besonders fast allen neuern gelehrten Sprachen, eine außerordentlich freygebige Unterstützung meines Studirens, und eine der väterlichen vollkommen gleiche Liebe zu danken habe. Ich habe sein Andenken in einer Vorrede zu seinen 1751 in der Richterischen Buchhandlung zu Altenburg, herausgekommenen Sammlungen historischer und geographischer Merkwürdigkeiten zu erhalten gesucht.

Der Unschuld Zeit, des Lebens froher Morgen
Verflog mir hier, bey Büchern mehr als Spiel;
Und ohne Zwang, noch längst nicht reif zu sorgen,
War ich voll Fleiß, weil mir der Fleiß gefiel.
Wenn hier zu ruhn mein Vater sich verweilte,
Und den ihm gleich, mein frommer Dank verehrt,
Von Arbeit matt, wo ich die Frucht stets theilte,
Hat der mein Herz, der meinen Geist gelehrt.
Ihr seyd dahin, ihr schönsten meiner Tage,
Ihr seyd dahin, und kommt nicht mehr zurück!
Nur noch ein Lied, das euch zu spät beklage!
Nur noch nach euch ein sehnsuchtsvoller Blick!

Schnell flieh mein Reim, gleich euch vergnügten Jahren,
Zu einer Zeit, die mir nicht mehr gefällt.
Was mir auch einst, ach wenn? muß wiederfahren,
O Trauerplatz! hast du mir dargestellt.
Hier zeigte mir der König kalter Schrecken,
Die strenge Macht, die nur den Leib besiegt:
Wenn Blicken nach, die sich zum Heiland strecken,
Der frohe Geist mit Engelschwingen fliegt.

Dir Seeliger! dank ich nicht nur ein Leben;
Den Unterricht zum Leben nicht allein;
Zum Lehrer mehr, als Vater mir gegeben;
War noch dein Amt, zum Sterben das zu seyn. (*)

Ach wär von dem, was ich allhier empfunden,
Das Traurigste nur eines Vaters Todt!
Hier bluteten der treuen Mutter Wunden;
Hier fühlte Sie, ach! mehr als Sterbensnoth.
Allwissender! der Ihre Thränen zählte,
Die Sie mir oft aus Zärtlichkeit verbarg;
Den Helden gleich, die Wuth der Heyden quälte,
War Sie durch dich, bey größern Leiden stark.
Fünf Jahre lang, bis alle Kraft versiegte,
Lag Deine Hand, Herr, Tag und Nacht auf Ihr:
Sie hat gesiegt, hier, wo mein Vater siegte,
Ihr bessrer Theil ließ Leib und Elend hier. (**)
Gott! deine Huld zeigt sich auch da am größten,
Wo Quaal und Noth die Sterblichen beschwert:
Nie unverdient; stets uns zum wahren Besten
Und niemals nicht der seelgen Zukunft werth.

(*) Er war die erste Person, die ich sterben sahe, den 15. November 1747.

(**) Den 27. Jun. 1755.

Ach bliebe ſtets von hier verbrachten Zeiten
Ein traurig Bild mir in das Herz geſenkt!
Mehr als die Luſt von allen Eitelkeiten
Iſt Schwermuth werth, die uns zum Heyl uns kränkt.
Mehr als ich noch in Zukunft Jahre zähle,
Zähl ich in euch, verlebte Jahre, ſchon:
Und fern von hier, eilt bald wohl meine Seele
Den Seelen nach, die hier der Welt entflohn.

POPE.

Poets themſelves muſt fall like thoſe they ſung
Deaf the prais'd ear; and mute the tuneful tongue;
Ev'n he whoſe Soul now melts in mournful lays
Shall ſhortly want the gen'rous tear he pays.

VII.

Auf meinen seel. Vater. (*)

Noch meinen Schmerz durch Dichterkunst zu zeigen
Weyh ich dieß Lied, Dir liebster Vater nicht:
Nichts drückt ihn aus, als ein betäubtes Schweigen;
Das manchmal nur ein banges Ach! durchbricht:
Und wenn man Dich durch unerkauft Bedauren
Nah und entfernt, bey Deinem Abschied ehrt;
So braucht es nicht, daß eines Sohnes Trauren
Erst Deinen Ruhm der Welt verdächtig lehrt.

Nur wünsch ich noch, weil ich Dich muß entbehren,
Daß nie in mir Dein lebhaft Bild vergeht:
Das kann mir noch ein Theil von dir gewähren,
Wenn es vor mir, der Tugend Antrieb, steht.
So hab ich sonst, o Vater! Dich zu kränken
Nur Deinen Schmerz, nie Deinen Zorn gescheut;
So wirk in mir Dein rührend Angedenken
Als würd ich noch durch Deine Huld erfreut.

(*) Die ersten Strophen sind bald nach seinem Tode 1748 verfertigt worden, die übrigen aber erst in Göttingen 1759 dazu gekommen.

Mehr hat als Du, mit Müh und scharfen Blicke
Für seinen Sohn kein Vater noch gewacht,
Noch hab ich nie, aus Sorgfalt für mein Glücke
Den Wunsch um Dich der Vorsicht dargebracht,
Du hießest mich, durch Beyspiel und durch Lehren
Nur Dem vertraun, den Alles Vater nennt,
In dem wir noch den treusten Beystand ehren,
Wenn Aeltern fliehn, wenn uns kein Freund mehr kennt.

Nur Deiner Huld ein dankbar Herz zu zeigen
Durch meinen Werth den Deinen zu erhöhn,
Und, würde mir ein mäßig Glück zu eigen
Dich, mehr als mich dadurch erfreut zu sehn;
Das wünscht ich Dir! das solltest Du erleben!
Und Lebenssatt! — wie dacht ich doch so klein!
Was für ein Wunsch! Dir dieses Glück zu geben.
War das wohl werth im Himmel spät zu seyn?

Doch Er, Dein Gott, an welchen stets zu denken
Du Dich bestrebt, und Deinen Sohn gelehrt,
Der stärke mich, Dir eine Lust zu schenken
Die Engel rührt und Ewigkeiten währt.

Du ſollſt mich ſehn; Am größten von den Tagen,
Wo ſich vereint das Volk der Erden ſchaut;
Und ſollſt getroſt zu unſerm Richter ſagen:
Hier bin ich Herr! und den du mir vertraut.

VIII.

An Herrn Hofrath Richter, in Göttingen, beym Tode ſeiner erſten Ehegattinn.

Von Elend unterdrückt, und überſchwemmt mit Blut,
Durch Feinde, die es rief, und ſeiner Söhne Wüth;
Sangſt du Germanien; es fühlt in deinen Klagen,
Die ſpäte Nachwelt noch, das Weh von unſern Tagen.

O Richter! wenn hinauf, wo Deine Freundinn lebt,
Faſt unzufrieden, ſich Dein thränend Aug erhebt;
Wenn Dir kein Tag ſo ſchwarz, als jener Tag erſcheinet,
Seit dem Dein Mitleid nicht bey Ihren Schmerzen weinet;
So denk; Wie manchen Tag, die nächſte Zeit erblickt,
Der Seelen ſchaarenweis aus unſrer Welt geſchickt,
Um den, der Gottheit, hier, entweyhtes Lob erklungen,
Doch nur der Völker Ach! vor ihren Thron gedrungen.

Denk an so manche Noth, an jenes arme Land,
Wo Städte, freundschaftlich ein helfend Heer verbrannt.
Gefühl von fremder Quaal, wird eignen Kummer schwächen,
Der Mensch, der Patriot, mehr als der Wittwer sprechen.

Auch kennt, des Leidens Maaß das Er, Dir zugetheilt,
Er, der den Kriegen steurt, der Erde Brüche heilt,
Und, wenn Geduld sich nur, wie Er befiehlt, gewöhnet,
Sie tröstend hier erquickt, und dorten gnädig krönet.

IX.

Drey Erzählungen.

I. Aus der Hölle.

Im Dunklen jener Zeit, von der mit kühnem Dichten
Kein feiler Hozier (*) uns wagt zu unterrichten,
Verlohr sich Arnolfs Stamm; den wilden Saladin
Sah, an des Jordans Strand, sein tapfrer Ahnherr fliehn,

Und

(*) Ein bekannter französischer Genealogist.

Und dieses Ahnherr ward beym großen Carl zum Grafen;
Es zitterten vor ihm die Sachsen und die Slaven.
Ein Heilger selbst war ihm vom Vater her verwandt,
Doch Arnolf kam nicht hin, wo er den Heilgen fand;
Er half sein Vaterland bey zwanzig Jahr verderben,
War Liebling seines Herrn und starb — wie Reiche sterben.
Höchseelig pries ihn zwar geweihter Lippen Spruch,
Doch wahrer sprach von ihm gepreßter Layen Fluch;
Wo Baur und Excellenz der Thaten Lohn empfinden,
Mußt' er, zum schlechten Trost, noch seinen Kutscher finden;
Der fragt erstaunensvoll nach Arnolfs Missethat,
Ein Sohn, war Arnolfs Wort, für den ich alles that;
Ihn, und mein alt Geschlecht durch ihn, erhöht zu wissen,
War mir kein Unrecht groß, und dafür muß ich büssen.
Du aber guter Hanns, weswegen bist du hier?
"Herr, sprach der Kutscher drauf, der Sohn, der war von mir."

* * *

Die Fabel wird wohl nicht auf unsern Adel passen;
Denn der verdammt sich nicht, um Kinder reich zu lassen.

II. Aus unsrer Welt.

Der gebannte Kobolt.

Eine Geschichte, die sich zwischen 1759. 1762. mehr als einmal zugetragen hat.

Zu Carpzovs frommer Zeit, die Hexen noch verbrannte,
Eh sie Thomasius, der Atheist! verbannte,
Beherrscht' ein Höllengeist ein groß und prächtig Haus;
Vor seinem Wüten floh der Eigner gern hinaus,
Zum Exoreisten hin; der soll mit Seegensprechen,
Mit Sprengen — was weiß ichs? die Wuth des Feindes brechen.
Doch für das Ungethüm war seine Kunst zu schwach;
Es lacht noch ungestöhrt vom Keller bis ins Dach.
Hier, sprach er, sollst du doch nicht länger bleiben können,
Wärst du Beelzebub! und ließ das Haus verbrennen.
Die Balken glimmten noch, so stand der Kobolt drauf;
Und über Asch und Schutt eilt des Beschwörers Lauf;
Und sollte das Gespenst aus den Ruinen weichen,
So mußte sich mit ihm der Hausherr noch vergleichen.

* * *

So ward in dir, mein armes Vaterland,
Zur Zeit der Lohmannin, der böse Feind gebannt.

Rufin, am Himmelsthore.

Am Himmelsthor, sollt' auf Sanct Peters Fragen
Rufin Bericht von seinem Glauben sagen;
„Bey Hofe nimmt man gern des Königs Meynung an,
„Im Lande glaubt' ich so, wie jeder Unterthan."
Freund deine Weisheit muß ich loben.
Doch zweyerley zu seyn, gilt nicht bey uns hier oben;
Dir wird' als Unterthan, der Himmel offen stehn,
Ins Fegefeur mußt du als Hofmann gehn.
Indem sich nun Rufin bedacht,
Hat Peter schon die Thüre zugemacht;
Doch war er drum nicht ganz verlohren,
Ihm öfnet Ariost das Paradies der Thoren.

X.

Als ein Frauenzimmer eine Ode aus dem Horaz sang. (*)

Hannover 1756.

Fühlend, gelehrt für die Lust, die Flaccus und Naso gewähren,
Sang ich doch selten ein römisches Lied;
Lachte, wenn Christ (**) uns befahl: "ist Ewigkeit euer Begehren,
Franken! seyd um sie lateinisch bemüht!"

Daß mich ein Burmann edirt, und daß mich ein Bentley verbessert,
War mir der Reiz der Unsterblichkeit nicht.
Fände die Nachwelt mein Lied in gelehrte Quartanten vergrössert,
Läse sie Noten, und nicht mein Gedicht.

Freunde

(*) Integer vitae etc.

(**) Prof. der Dichtk. zu Leipzig, ein Franke.

Freunde des Alterthums, hört, hört mich nun den Irrthum erklären,
Der mich vier Olympiaden verführt!
Ja, die Unsterblichkeit muß ein gothischer Dichter entbehren,
Weil sie nur römischen Liedern gebührt.

Flaccus, wie neid' ich dich jezt! Zwar gönn' ich dir gerne Maecenen,
Deinen Münchhausen, für Dichter allein;
Aber dein ewiges Lied, das singen noch jezo die Schönen,
Hagedorn selbst muß voll Eifersucht seyn.

Hagedorn, wenn jezt sein Lied aus reizenden Lippen erklinget,
Scheinen die Lippen noch doppelt so schön!
Aber die Enkelinn der, die jezt den Hagedorn singet,
Läßt ihn beym Winsbeck und Frauenlob stehn.

Glücklicher Römer, nur dir, nur dir sind Lieder gelungen,
Welche das zweyte Jahrtausend noch hört!
Doris singt jezo dein Lied, das Chloe und Lyde gesungen,
Das du noch Phyllis, die Lezte, gelehrt. (*)

Aber

(*) Non enim posthac alia calebo Femina.

Aber dein mächtiges Lied der Römerinn Herze zu rühren,
Singt sie, die Deutsche, nur für das Gehör.
Flaccus, dich neid' ich nun nicht, den Bave noch fühllos scandiren,
Fühlende Schönen verstehn dich nicht mehr!

Freunde des Alterthums, hört! Die Ewigkeit werd' ich nicht suchen,
Da mich die Welt, der ich lebe, vergißt;
Nie soll ein Knabe dereinst mich exponirend verfluchen,
Wenn nur ein Mägdchen empfindend mich liest.

XI.

Die Tochter.

Ein Lied. (*)

Mama, daß Sie mich liebreich hüten
Das kann ich Ihnen nicht verbieten;
Und, ist gleich die Gefahr noch weit,
Dank ich doch Ihrer Zärtlichkeit:
Doch nehm ich mich nicht selbst in Acht,
So werd ich nur umsonst bewacht.

Vielleicht, was ich sonst nie begehrte,
Reizt mich, nur weil man es mir wehrte,
Frey, soll mich sanfte Tugend ziehn,
Doch Fessel, brech ich sie zu fliehn,
Drum, nehm ich mich nicht selbst in Acht,
So werd ich doch umsonst bewacht.

Nie

(*) Von Hr. Benda gesetzt. Musenalman. 1771. 40. S.

Nie wird den Müttern Klugheit ſagen
Was muntre Mägdchen liſtig wagen,
Damit ich keine Thorheit thu;
So trauen Sie mir Weisheit zu;
Drum, nehm ich mich nicht ſelbſt in Acht
So werd ich ganz umſonſt bewacht. (*)

XII.

(*) Die Veranlaſſung zu dieſem Liedchen, hat mir ein ſpaniſches gegeben, in des Miguel de Cervantes Saavedra, Novelas Exemplares (Brüſſel 1625) in der 7. Novelle, Del Zeloſo Eſtremeño. 233. S. Es fängt ſich an

Madre la mi madre
Guardas me poneys,
Que ſi yo no me guardo
No me guardareys.

Der Anfang iſt aber auch das Beſte daran, oder eigentlich nur der Reſrain, denn das Uebrige war nicht ſo beſchaffen, daß ich es hätte verdeutſchen wollen, ich habe ſtatt deſſen meine eignen Gedanken geſetzt.

In Harsdörfers Geſprächſpielen vierter Theil (Nürnb. 1644.) 1. S. wird eine freye Nachahmung, die auch da in Noten zu finden iſt, von einer Schäferinn geſungen. Sie fängt ſich an:

Mütterlein was wollt ihr ſagen?
Mich trift es am meiſten an
Weiß ich nicht was heißt ein Mann
Deſſen Herrſchaft man muß tragen?
Umſonſt iſt eur Huth und Wacht,
Nehm ich mich nicht ſelbſt in Acht.

Den Eiferſüchtigen aus Eſtremadura, hat man engliſch überſetzt in: Select Collection of Novels and Hiſtories; in Six Volumes Lond. 1729. 8. Vol. I. p. 243. wo ſich auch 271. S. eine genauere engliſche Ueberſetzung findet. In eben der Sammlung ſtehen noch mehr Erzählungen aus dieſen Novellen überſetzt.

Eine

XII.

Auf die deutsche Uebersetzung der neuen Heloise.

Das Schicksaal Abaelards hat auch St. Preux erlitten:
Der ihn uns Deutschen gab, wie hat er ihn verschnitten!

Eine englische Nachahmung des Liedes findet sich in London Magazine 1768 p. 604. Der Endreim, oder Abgesang (wie es Harsdörfer nennt,) heißt da:

— — if myself I do not keep
Instead of watching You may sleep.

Diesem Sänger hat der Reim den Schlaf in sein Lied gebracht. Er hätte besser gethan, wenn er, an statt so elend zu reimen, auch geschlafen hätte.

XIII.

Gelehrte Komödien.

Geht fleißig hin, ins Auditorium,
Da seht ihr manches Stück, wo Männer nur agiren.
Gelehrt heißt man es disputiren,
Und gar ein Specimen ediren,
Die Rollen lesen sie, doch nein, sie buchstabiren,
Die Hauptperson ist immer stumm;
Der Autor, sollte nur soufliren.
Doch spricht er lauter als die Helden rings herum.

XIV.

Von Herrn M. M.

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht.
Ein Plato lebt' in seinem Lande
Und diesen kannt' er nicht.

XV.

Der Autor der Pücelle.

Nach dem Griechischen.

Den Legionen in der Hölle
Las Beelzebub Voltairs Pücelle,
Und jeder Teufel war ganz Ohr;
Ihr schmeichelt keinem Adamssohne,
Sprach Lucifer vom Flammenthrone,
Er schrieb nur; Ich sagt' es ihm vor.

XVI.

Die Diebinn.

Kaum sieben Jahr konnt' Iris zählen,
So wußte sie voll List zu stehlen;
Die kleine Hand griff, was das Auge reitzte;
Nicht daß sie's zu besitzen geitzte;
Nur über dessen Quaal, den sie beraubt, zu scherzen,
Entführt sie Obst als Kind, und nimmt erwachsen Herzen.

XVII.

Nach dem Tode meiner Gattin.

1758.

Ort, der mir nur Verdruß ſtatt Glück und Ruhe gab,
Nichts werthes haſt du mir, als meines Hannchens Grab!

XVIII.

Eine mütterliche Warnung.

Victorien hört' ich jüngſt ihren Sohn belehren:
"Fritz, ſieh die Mägdchen an, als ob es Gänſe wären!" (*)
Madam, ſprach ich, Sie kennen ihr Geſchlecht;
Folgt Ihnen Fritz, ſo denkt er meiſtens recht.

(*) Sie dachte an die Gänschen Bruder Philipps.

XIX.

Als ein Frauenzimmer Vorstehendes übel aufnahm.

Was ich von Gänsen hier geschrieben
Trifft Sie Madam gewißlich nicht.
In Gänse, so wie die, von den die Mutter spricht,
Kann man sich ja verlieben?

XX.

Ueber den Gebrauch der Alten, geröstetes Korn zu opfern.

Den Himmel wand auf Roms Altären
Sich heil'ger Dampf gesengter Aehren;
Das Opfer kennt noch manches Land:
Der Stutzer, der Coquetten Götzen,
Dem Müßiggange, den Geschwätzen
Wird auch bey uns Caffee gebrannt.

XXI.

An einen Dichter, der sich auf blau Pappier drucken ließ.

Blau, wenn sie nichts uns zeigt, zeigt sich die Athmosphäre;
Ihr gleicht dein Lied an Farbe, wie an Leere.

XXII.

Herr G. (*)

An die Feindinnen eines gesellschaftlichen Theaters.

Die ihr im wilden Tanz, wie die Mänaden, glüht,
Daß ihr, aus sprödem Stolz, den kleinen Tempel flieht,
Wo Seelen voll Gefühls, Thalia sich erzieht,
Davon ist dieß der Grund, wenn ich nicht irrig schließe:
Zum Tanzen braucht man nichts als Füße.

(*) Im Musenalmanache 1770; 93. S. Hier steht es wegen meiner darauf folgenden Antwort. Der Gedanke der letzten Zeile ist von mir, die Veranlassung dazu aber, hat Hr. G. damals aus guten Ursachen anders eingekleidet: Es war eigentlich die Frage: Warum es für Damen unanständig wäre, mit Studierenden, ein Stück vom Cronegk oder Leßing aufzuführen, aber nicht unanständig ist, auf Bällen, die Studierende geben, zu tanzen? Eine andere Ursache als der Gebrauch läßt sich wohl nicht anführen.

XXIII.

Antwort.

Freund, wenn ich im Vertrauen lache,
Warum verräthst du mich leichtfüß'ger Damen Rache?
Zwar ihre Gunst, mag ich mir nicht erwerben.
Nur send ich Seufzer in die Höh,
Dort lebt mir noch Eurydice;
Doch will ich nicht, wie Orpheus, sterben!

XXIV.

Johann Friedrich,

unten auf Erden genannt

von Cronegk,

an den Sterblichen Gotter. (*)

Mit einer Feder aus dem Flügel eines Engels geschrieben.

Dir schien es groß, ein Brutus seyn?
Was that er? Einen Mord; Rom konnt' er nicht befreyn.
Wie? Daß dir Codrus nicht gefiel,
Der für sein Volk als Sieger fiel!
Und, mehr zu seyn, als Koch und Eckhof sind,
Weswegen wareſt du nicht mein und dein Olint?

(*) Verfasser einer noch ungedruckten Fortsetzung des Trauerspiels Olint und Sophronia, der auf einem gesellschaftlichen Theater den Brutus spielte.

XXV.

Die Geschäfte des Teufels.

Nach der Theorie des Verfassers der Anmerkungen zum Gebrauche der Kunstrichter getreulich in Verse gebracht.

Des Teufels Bosheit nur vergällt des Menschen Leben;
Der Krieg entsteht durch ihn; er macht die Erde beben;
Von ihm kömmt Fieber, Pest, des Hypochonders Stich;
Er spricht aus Rasenden, und — übersetzt durch dich.

XXVI.

Die Dames.

Wo, was sie selten thut, die feine Lebensart
Den Zwang zu lügen uns erspart;
Da muß der Redliche, sie selbst für Pflicht erkennen:
Der Dichter, der von Damen spricht,
Gäb er den Titel ihnen nicht,
So müßt er sie ja Schönen nennen.

XXVII.

Die Chapeaux.

Der Schneider glänzende Geschöpfe
Zählt man recht wohl, für Hüte, nicht für Köpfe.

XXVIII.

Critik hierüber, die an einem Hofe wirklich gemacht worden.

Verbessern Sie das Sinngedicht,
Der Schneider macht ja keine Hüte?
So sprach ein Cavalier; Ich dankt ihm für die Güte,
Und fragte: Kennen Sie denn ihren Schöpfer nicht?

XXIX.

Der Mahler.

Auch ich mahl' oft, und nehme nichts dafür,
Und der, den ich gemahlt, zürnt noch dazu mit mir,
Ich gebe ganz getreu die Züge der Natur.
Weßwegen ist der Mann denn selbst Caricatur?

XXX.

An Amalchen (*) in Cassel.

den 21. May 1769.

Dem Freunde nur von sieben Tagen
Hast du bethränt die Blicke nachgeschickt;
Es lasse der, den einst dein Herz beglückt,
Dich nie um seinen Abschied klagen!

(*) Ihres Alters vier Jahr.

XXXI.

An die Sammler des Musenalmanachs.

1770.

Man lügt ja sonst in allen Almanachen
Von Regen, Wind und Sonnenschein
Kömmt denn davon in euren nichts hinein?
Das Wetter, werden euch die Recensenten machen.

XXXII.

Antwort eines der Sammler.

„Das schrecklichste von allen Ungewittern
„Verkündiget, o Kästner, uns dein Witz.
„Sieh, es erhebt sich schon, doch ein Theaterblitz
„Macht auch den Furchtsamsten nicht zittern.

XXXIII.

Gegenantwort.

Ihr trotzt den Bliz! Wird euch nicht Regen schrecken,
Wie auf das Haupt des frömmsten Weisen floß;
Den Regen scheut, und unsre Criticos;
Ihr Dintenfaß! dem weicht Xantippens Becken.

XXXIV.

Die vier Weltalter.

1760.

Vier Zeiten läßt uns Naso lesen,
Die erste, wie man glaubt, ist lauter Gold gewesen
Auch Silber war einmal, nur daß es bald verschwand
Das Kupfer, haben wir vor kurzem noch gekannt
Doch aus der bösen Welt, ist Kupfer selbst entwichen
Und Eisen herrscht anjetzt, nach Nasos weisen Sprüchen.

Ein Jude, der das hört, fällt mir hie plötzlich ein:
Mei! war der Mann ein Münzwardein?

XXXV.

Auf einen irrenden Marquis.

Durch manches Land, irrt' er um Unterhalt,
Das er dafür barbarisch schalt
Im Himmel wird für ihn selbst was zu tadeln seyn,
Kömmt er nur da hinein?

XXXVI.

Schuld und Unschuld.

1755.

Ist Töffels Frau, nicht klug, ja fast gelehrt?
Und, denkt ihr Mann nicht elend und verkehrt?
Ein jeder spricht: Sie kann ja nichts dafür!
Wünscht Töffel nicht, sich sehnlich einen Erben?
Und wird mit ihm, nicht Töffels Stamm ersterben?
Ein jeder spricht: Da liegt die Schuld an ihr!

XXXVII.

An die Feinde eines unbekannten Kunstrichters.

Den bösen Criticus, doch einmal zu entdecken;
Bemüht ihr euch, und mit vergebner Wuth;
Vergönnt ihm nur, sich immer zu verstecken,
Das ist das Klügste, was Er thut.

XXXVIII.

Der Candidat.

Star will sich nun dem Tempel weyhn;
Wozu wird er wohl brauchbar seyn?
Im Tempel Salomons, wüßt ich es doch zu sagen;
Da wär er gut, das ehrne Meer zu tragen.

XXXIX.

An Leßings jungen Gelehrten.

Um den Monadenpreiß umsonst dich zu bestreben,
Das, Damis, hat zum Spotte dich gemacht:
Doch Justin ward der Preis gegeben,
Und über wen ward da gelacht?

XL.

Der Compilator.

O! spräche doch, der Sammler Fulvius
Nicht selbst nunmehr als Criticus;
So lang Er uns nur Andrer Meynung gab,
Schrieb Er doch noch manchmal was Kluges ab.

XLI.

Gellerts hinterlassene Werke.

Er lehrte dreyßig Jahr, die Schönen Witz und Tugend,
Vernehmt auch, welchen Dank ihm eine Freundinn gab:
Getreu verwahrte Sie, die Fehler seiner Jugend,
Und setzte sie, dem guten Mann aufs Grab.

XLII.

An Herrn Canonikus Jacobi bey dessen Reise durch Göttingen.

den 20. Septemb. 1770.

Beym Phöbus wünscht ich mir Cytheren jüngst zu finden
Und sah sie nur mit ihm verschwinden:
Doch, gern vergeb ich ihr, daß sie mir dort enteilt,
Wenn nur bey uns ihr Dichter jezt verweilt.

XLIII.

Leibniz.

Von mir ward Leibniz dir gegeben!
Warf Sachsen einst Hannover vor:
Dir, sprach Cherusien, hieß ihn der Zufall leben,
Mir, sein erkannter Werth, nach dem ich ihn erkohr;
Das Glück gab dir ihn erst, du liessest dir ihn nehmen,
Ist das zum Prahlen Grund? ists einer sich zu schämen?

XLIV.

Auf König Gustaph Adolphs Todt bey Lützen.

Zum Schrecken Ferdinands, führt' Adolph Gottes Krieg;
Und thränend rächete den Märtyrer der Sieg.

XLV.

In ein Stammbuch.

1770.

Sohn, reiße nicht durch deinen Witz die Thoren!
Die Warnung hat vordem mein Vater oft verlohren;
Leßt auch, warum sein Wort bey mir sy wenig galt?

Er, ohne falsch, wohlthätig, Gott ergeben;
Wenn ich nur Thoren reimend schalt,
Schalt gar, Juristen durch sein Leben.

* *

Wie mancher, würde mich um diesen Vers verklagen,
Die Wund (*), den er nicht trifft, kennt ich ihn sicher sagen.

(*) Jetzo Kirchenrath und Professor zu Heydelberg.

XLVI.

Ueber ein Gedicht der Frau Karschinn.

Musenalman. 1770. 157. S.

Wie einst zum Salomo des Südens Königinn
So reist Antonia zum großen Friedrich hin;
Nur konnte Sie wohl nicht mit Centnern Goldes kommen;
Die hatte Salomo vor kurzem selbst genommen.

XLVII.

Nachahmung einer bekannten Stelle Virgils.

Welch Volk, Thuiskons Volk! gesteht den Rang dir zu?
Der Wälsche, singt und mahlt vortrefflicher als du;
Witz, Zärtlichkeit, Geschmack, sich putzen, kochen, tanzen;
Und was noch Alles mehr? lernst du vom muntern Franzen;
Stolz geht des Britten Blick, auf alles Land umher,
Wo denkt man tief und stark? wo spricht man frey? wie Er!
Und du Germanien! ist was von dir zu melden?
Dankt dir Europa was? Regenten; Weise; Helden.

XLVIII.

Deutschlands gerettete Ehre.

1757.

Tief setzten sie den Deutschen unter sich!
Der eitle Gallier, der ungezähmte Britte;
Germanien, das längst den Spott zu schläfrich litte,
Zeigt beyden seinen Friederich.

Der Feind, verschmäht ihn erst, bis er, zu stark belehrt,
Den Helden schrecklich fand, den Sieger liebenswerth;

Der Freund, vergöttert ihn, beschämt durch Friedrichs Thaten,
Daß ihm, mit größrer Macht, bisher noch nichts gerathen. (*)

O König! Deutschlands Ruhm! Weßwegen zieht Dein Ohr
Vom Volk, das Du besiegst, die Sprache, Deiner vor?
Und warum zeigest Du, bey Deiner Feinde Menge,
Dem Gnade, der noch kämpft, dem Unterdrückten Strenge?

(*) Damals

XLIX.
Soldatenkrankheiten.

1760.

Auch wenn ihn Stahl und Bley nicht trifft
Quält sich der Krieger doch, durch mancher Krankheit Gift;
Den plagt das Fieber, den die Ruhr,
Der Gallier, braucht fluchend den Mercur;
Ein ängstlichwarnender und epidemscher Schmerz
Beklemmt ein andres Heer; Er heißt: ein klopfend Herz.

L.
Der französische Fuß.
(*pied de Roy*)

Des Königs Fuß, wär fast ein Fuß für Riesen,
Nie hat man Gallier gesehn
Auf solchen großen Füßen stehn:
Schnell, hat ihr Fuß sich oft gewiesen.

* *

Dio ringraziavan, ch'avea lor ſi pronte
Gambe conceſſe, e piedi ſi eſpediti.
Arioſto Orland. Fur. C. 27. St. 26.

LI.

Auf eine Predigt von der Liebe Gottes.

So kalt Molybdoſtom von Gottes Liebe ſpricht
Sprach er von Frauenliebe nicht. (*)

(*) Dieſes könnte aus einem Sinngedichte Bourſaults zuſammengezogen ſeyn.

Quand l'Abbé de S... prêche
On baaille dès le premier Point
Il eſt vrai, qu'il ne touche point
Mais je ſçai ce qui l'en empeche:
Lorsqu'il parle dans un ſaint lieu
Il toucheroit nos cœurs ſans peine
S'il bruloit pour l'Amour de Dieu
Comme il brûle pour ſa Climéne.

Lettres de Bourſault
(1698.) p. 157.

Wenn ich nur nicht das franzöſiſche zehn Jahre ſpäter geleſen hätte, als mir das Deutſche eingefallen iſt!

LII.

An einen Freund.

Glaubst du denn daß dein Witz Verläumdern furchtbar sey?
Wen schützt der blanke Stahl vor des Banditen Bley?

LIII.

Auf eine Einladung zu Anhörung einer Rede.

Freund, Deine Wissenschaft, Dein redlich Herz zu ehren
Erkenn ich stets für meine Pflicht;
Und lachen über Dich, will ich gewißlich nicht!
Deßwegen mag ich Dich nicht hören.

LIV.

Auf eine gedruckte Rede, die ich einigen Bekannten zum Lesen überschickte.

Des Lobes und des Dankes Pflicht,
Will euch der fromme Redner lehren:
Ihr, mögt es lesen, oder nicht,
Ich aber, ach! ich mußt' es hören.

LV.

Verwandlungen.

1755.

Zwo Nymphen flohn vordem, in ändernder Gestalt
Vom Phöbus, und vom Pan, die zärtliche Gewalt.
Die Magd, die Töffel hält, käm ihr dein Witz zu Hülfe,
O Naso! würde sie zum Lorber oder Schilfe?

LVI.

Antwort.

Der dritten Nymphe Flucht vergisst der, der so fragt;
Nicht Lorber oder Schilf, nein, Lotus, wird die Magd!

LVII.

Aus dem Musenalmanache 1771. 138. S.

Das Gespenst. (*)

Den Geist des Stutzers Lisimon
Sah Phyllis jüngst, und floh davon.
„So flieht sie den, der einst ihr Zeitvertreib gewesen?
„Ihn, den noch jeder Ball, und jeder Spieltisch preist.
Sie hatte Recht, es war von seinem Wesen
Auch nicht der beste Theil, es war ja nur — sein Geist.

(*) Der Verfasser ist E. bezeichnet.

LVIII.

LVIII.

Wahre Ursache von des Mägdchens Flucht.

Ich weiß es besser noch, warum sie so geflohn?
Sie wußte, was sie sah, war nichts vom Lisimon,
Ein feindliches Gespenst, erschien ihr, sie zu quälen;
Denn Stuzer, haben keine Seelen.

LIX.

Lange Weile im Himmel.

Im Himmel werden viel vor langer Weile gähnen;
Der, wird sich nach Tabak, und die, nach Charten, sehnen;
Ein jeder mißt wohl dort, was er am liebsten sah;
Für mich, sind ganz gewiß doch kleine Mägdchen da.

LX.

Wie man den Properz gefunden hat. (*)

Properzens Buch lag tief verſteckt,
Im Keller hat man es entdeckt,
Und oben drauf ein Faß voll Wein:
Nein ſprach Saufejus, mein Gedicht
Das ließ ich an der Stelle nicht,
Die nähm ich lieber ſelbſten ein.

LXI.

Die Beſoldungen.

Was Iners hat, ward mir dreymal gegeben,
Darüber ärgert Iners ſich:
Thut er, um nützlich hier zu leben
Den dritten Theil ſoviel als ich?

(*) S. Hambergers zuverläßige Nachrichten von Schriftſtellern. I. Th. beym Properz.

LXII.

Ordnung der Weinbouteillen in meinen Keller.

Hier liegen sie, die Flaschen, in Dekaden,
Und sammlen sich, nur in Hekatontaden;
Aetherisch, hoch einher, würd erst mein Vers erklingen,
Könnt er von Myriaden singen!

LXIII.

Das Münzregal.

, 1760.

Durch Kipper die nur Bürger waren
Wuchs, schon vor neunmal funfzehn Jahren
Des Deutschen Krieges Leid:
Durch Görzens (*) Witz zum erstenmale
Ward falsches Münzen zum Regale
Und ist es noch zur Zeit.

(*) Der Angeber der schwedischen Münzzeichen unter Carl XII. Ich überlasse es den künftigen Geschichtschreibern des Münzregals, ob etwa zur Ehre meines Vaterlandes, vor Görzen ein sächsischer Canzler diese Erfindung gemacht hat, dessen Andenken noch durch die sächsischen Seufzer erhalten wird.

LXIV.

Ermunternde Kraft des Caffees.

Der Schlaf wird vom Caffee verdrungen!
Kann ein Beweis wohl stärker seyn?
Was Reimreich vom Caffee gesungen,
Las ich jüngst beym Caffee, und schlief dabey nicht ein.

LXV.

Auf einen Kupferstich.

Vulcan freuet sich über der Minerva Bildsäule, die er gemacht hat.

Die Jungfer dort, mit der umstählten Stirne,
Kam nicht aus göttlichem Gehirne,
Sie ist das Werk von eines Hahnreyhs Hand,
Wie mancher dicke Foliant.

LXVI.

Claus Narr und die Gänschen. (*)

Claus Narr, ließ manchen Spruch in seiner Einfalt hören,
Der Kluge lacht dabey, und brauchet ihn zu Lehren.
Auch den; als er an eines Teiches Rand
Bey muntern, jungen Gänschen stand:

Ihr lieben Dingerchen! jetzt seyd ihr artig, klein,
Bald werdet ihr, nur große Gänse seyn.

Claus sagte laut, was ich oft schweigend fühlte,
Wenn ich mit kleinen Mägdchen spielte.

(*) Vom Claus Narren, sechshundertsiebenvndzwanzig Historien, seine schimpfliche Wort vnd Reden, die Ehrbare Ehrenleut Clausen abgemerkt vnd nachgesagt haben, zur Bürgerlichen vnd Christlichen Lehr, wie andere Apologen, dienstlich vnd förderlich. Mit lustigen Reimen gedeutet vnd erkläret. Frankfurt 1602; 8. 360. Seite.

LXVII.

Zwiſchen einem Reiſenden und einem Bauer, auf einer Reiſe von G. nach L. 1756.

Der Reiſende.

Was deckt ihr die Hütten mit Stroh? das wenig Jahre zerſtäuben
Ein Ziegeldach bliebe den Enkeln noch ſtehn.

Der Bauer.

Für Enkel zu ſorgen, muß Bauern vergehn,
Sorgt unſer Junker doch nicht, wo ſeine Kinder einſt bleiben.

LXVIII.

Auf jemanden der zu früh todt geſagt ward.

1769.

Die Fama, reicher noch an Zungen als an Ohren
Bereitet ihm zu früh ſein Grab.
Noch wälzt er ſich, durchs Paradis der Thoren
Den breiten, luſtgen Weg, hinab.

LXIX.

Drey deutsche Heldengedichte.

Beym ersten muß man lachen;
Beym zweyten muß man gähnen;
Was aber bey dem dritten?
Wer Henker! kann das lesen?

LXX.

An jemanden, der die Abbildung eines Frauenzimmers nach * * zum Ansehen schickte.

1770.

Dein Mägdchen kannst du uns zum Ansehn leicht vertrauen,
Verleihn doch Männer hier zum Tanzen ihre Frauen.

LXXI.

Der von einem Buchhändler bezahlte Kuß.

A (†) 1755.

Verschieden ist der Küsse Preiß;
Für einen Kuß, den er der Frau genommen,
Verlegt er ihres Mannes Fleiß;
Konnt ihn ein Kuß wohl höher kommen.

LXXII.

Ueber ein musikalisches Vorspiel.

Leipzig 1756.

Das Saitenspiel klang trefflich schön,
Franciſca (*) sang ein Meisterstück;
Zwar konnte man kein Wort verstehn,
Doch dieses war des Dichters Glück.

(†) Dieses A, heißt nicht: Anno.

(*) Die Sängerinn.

LXXIII.

Das Fernglas.

Kannst du dir nicht das Fernglas abgewöhnen,
So richt es nur nicht nach Climenen:
Sie glaubt, sie wird dadurch entehrt,
Auch, ist sie ja der Müh nicht werth.

LXXIV.

An Hr. G. (*)

Vom Rhingulph mußt du Deutsche fragen;
Was sollte Dir von ihm der Wende sagen?

(*) Er bekam in der Lausitz, einen Herrn von — aus des Barden Rhingulphs Vaterstadt zu sprechen. Begierig fragte er ihn: Was macht Herr Kretzschmar? — Der ist ist jetzo auf die Leipziger Messe gereist. Der Herr von — kannte nur einen Kaufmann dieses Namens.

LXXV.

An Herr Prof. Diez über die Namen seines Sohnes. (*)

1769.

Franz Karl, wenn er dich fragen kann,
Fragt, seine Namen ihm zu deuten.
Giebst du zum Schutzgott ihm den Borromäus an?
Soll ihn Assisens Seraph leiten?

Nein! zeig ihm einen Franz, den Gallien noch ehrt:
Ihn zu besiegen, war, nur Karl, der Deutsche, werth:

Die waren, groß an Geist, ihr Herz voll edler Triebe,
Empfindend für den Witz, empfindend für die Liebe.

Die zeige Deinem Sohn! Es trägt sie kein Altar;
Doch wünsch ihm einen Herrn, wie dieser einer war.

(*) Welcher nachgehends gestorben ist.

LXXVI.

An Mademoiselle N. S. D. (*)

So soll ich Dich, entzückend Fikgen, missen,
Das Unschuld nur, sonst nichts, zum Kinde macht!
Und soll nicht mehr die zarten Lippen küssen!
Aus denen Witz, von achtzehn Jahren lacht.
Dein sanfter Ernst, dein sittsam muntres Wesen,
Das allzu oft erwachsnen Schönen fehlt,
Der edle Trieb, mit so viel Lust zu lesen,
Als jener Fleiß groteske Tarocs zählt;
Dein gütig Herz, räumt was es selbst begehret,
Großmüthig Kind! des Bruders Wünschen ein,
Fühlt seine Pflicht, eh man sie ihm erkläret,
Braucht kaum belehrt, und nie vermahnt zu seyn.

Was mahl ich noch ein Bild das mich nur kränket?
Wenn Zeit und Ort, das Vorbild mir entzieht.
Sey dessen werth, was Dir die Vorsicht schenket!
Dem so viel Reiz, beglückter Jüngling! blüht.

(*) Sie war 1756 als ich Leipzig verließ, etwa acht oder neun Jahr alt.

LXXVII.

An die Charten. (*)

1759.

Ihr Blätter, wo in bunten Zügen
Gewinnsucht, Wohl und Weh erblickt,
Ihr gabt entfernt mir ein Vergnügen,
So ward durch euch kein Spieler noch entzückt.

Euch nahm — auf wiederholt Befehlen,
Sie, die nur aus Gehorsam spielt,
Zu lebhaft, Trümpfe nachzuzählen,
Beym Gil Blas lacht, in Athalien (†) fühlt.

Und, seufzend indem Sie euch faßte,
Sprach Sie: Käm Phaon doch herein,
Mich, wenn ich ihn auch noch mehr haßte,
Verhaßter Spiel! von dir nur zu befreyn!

(*) Ein Frauenzimmer mußte zuweilen mit ihrer Mutter, wenn es derselben an anderer Gesellschaft fehlte, Lombre spielen.

(†) Racines Tragödie.

LXXVIII.

An den Herrn v. Gerstenberg.

Gern las ich einst des braven Reuters Lehren (*)
Und kannte dich, im Ohle Madsen nicht;
Das Mittel sich so zu verstecken
Willst du es Staren nicht entdecken?
Er läßt von Witz und Kunst, sich als Professor hören,
Doch merkt man, daß aus ihm der Musketirer spricht.

LXXIX.

Auf einen Kunstrichter der in meinen Singgedichten ängstlich gesuchten Witz sieht.

Nach Witze seh ich mich gewiß nicht ängstlich um!
Spricht Matz; und ohne Müh, schreibt er natürlich dumm.

(*) Handbuch für einen Reuter, von Ohle Madsen, Reuter, Altona 1763.

LXXX.

Auf Herr Sam. Gotthold Langens Ausgabe, an ihn geschriebener Briefe.

Der Mann, den Klotz und Bodmer loben, (*)
Edirt, für unsern Unterricht,
Was Mancher Ihm verlängst geschrieben,
Nur Lessings Vademecum nicht.

(*) Haec, vtinam Viscorum laudet vterque.
Hor.

In der Anmerkung über Boileaus Ep. 7. v. 100; sind erwähnt, daß Boileau in diesem Verse Horazens eine verdeckte Schönheit gesucht; Er nahm an, die beyden Visci wären sonst in allen ihren Meynungen, einander entgegen gewesen. Vielleicht hat diese Nachricht Joh. El. Schlegeln zu folgenden Verse Anlaß gegeben:

Was Sachsen und die Schweiz mit einem Munde loben.

LXXXI.

An die Fr. Hofr. Heyninn,

als Sie in einem Concerte von mir sogleich ein Sinngedicht verlangte.

1771.

Du, die den Werth von Witz und Tonkunst schätzet,
Für beyde fühlt, durch beyde selbst ergötzet;
Du weißt, gezwungen singt ein Virtuose nicht,
Warum befohlst du denn mir gleich ein Sinngedicht?

LXXXII.

Zweymal eilf Uhr.

1761.

Um eilf Uhr in der Nacht, könnt ihr zum Damon gehn;
Und er wird euch, bey ihm zu bleiben flehn:
Um eilf Uhr Vormittag, dürft ihr soviel nicht wagen,
Ihr möchtet ihn sonst aus dem Bette jagen.

LXXXVI.

Hochzeitgedichte auf einen Gelehrten.

Vom Sejus wird gewiß, das Jahr ein Werk vollbracht;
Denn nunmehr nimmt er sich zur Arbeit, selbst die Nacht.

LXXXVII.

Deßgleichen.

Der erste Sohn, von Sejus künftger Jugend
Wie der gerathen wird, das weiß man jezt noch nicht;
Doch, erbt er nur, vom Vater eine Tugend,
So wird es ganz gewiß ein Kind das viel verspricht.

LXXXVIII.

Die Kinderzucht.

Ist Mopsens Kinderzucht wohl gut?
Das hab ich noch nicht recht erwogen;
Von Mopsen selbst, zeigt alles was er thut:
Er ist erschrecklich ungezogen.

LXXXIX.

Auf Rabnern.

Zu spotten, und uns arm zu machen,
Ist Rabners doppeltes Bemühn,
Man sieht ihn über Alle lachen,
Und Alle seufzen über ihn. (*)

XC.

An Rabnern.

Noch sterbend, wollte sich ein Steuerrath bekehren,
Und ließ der Armen Zahl, die er gemacht, ernähren:
An Thoren, welche Swift im Leben oft betrübt,
Hat er im Tode noch, ein Liebeswerk verübt.

Auch dein Gewissen, kann o Rabner einst erwachen!
Reicht dein Vermögen zu, zwo Stiftungen zu machen?

(*) Rabner war damals noch in Leipzig Steuervisor, sein Amt bestund mit darinnen, zu verhüten, daß die Bauern keine Güter besäßen, ohne von denselben die Abgaben zu entrichten: Er hatte aber dabey das Lob, so billig zu seyn, als nur seine Pflicht verstattete. Daher traf und beleidigte ihn die letzte Zeile nicht, so wenig als der Beweis, den ich ihm gab, daß ihm nächstens die Bauern singend entgegen kommen würden:

Cantabit vacuus coram latrone viator.

Seine Antwort auf dieses Sinngedicht war: Ich hätte es als Syndicus der Narren und der Bauern gemacht.

XCI.

Nach dem Schwedischen des Herrn Grafen Gustav Friedrich Gyllenborg. (*)

Rangordnung der Freunde. (**)

Viel Freunden weis ich meinen Werth,
Doch einem nur, werd ich die Schwäche zeigen:
Von mir wird mancher Freund, wie er verdient verehrt,
Doch, eines Denkungsart, die mach ich mir auch eigen.

(*) Aus den Schriften einer schwedischen Gesellschaft der schönen Wissenschaften, von deren Schriften des 1. Theils zweyte Auflage zu Stockholm 1759. 8. herausgekommen ist.

Vitterhets Arbeten, utgifne af et Samhället Stockholm.

Die Frau von Nordenflycht, von der ich diese Sammlung erhalten habe, hat das meiste dazu beygetragen.

(**) Die beyden Verse die in dem Aufsatze zur Erinnerung des Hr. v. Behr Exc. stehen, sind auch aus ein paar Zeilen des Hr. Grafen nachgeahmt, die in angeführter Sammlung pag. II. befindlich sind.

XCII.

Ueber einige Verse des Brebeuf (*) von dem Volke, das die Schreibekunst erfunden haben soll.

Sein Wiß, hat wie man sagt, zuerst die Kunst gelehrt
Durch die man Töne mahlt, bey der das Auge hört;
Gedanken sieht man nun, in tausendfachen Zügen
Geschwärzt und körperlich, auf weißen Blättern liegen.

XCIII.

(*) C'est de lui que nous vient cet art ingenieux
De peindre la parole, et de parler aux yeux;
Et par de traits divers de figures tracées
Donner de la couleur, et de corps aux pensées.

Lucanus.

Phoenices, primi, famae si creditur ausi
Mansuram rudibus vocem signare figuris.

Diese Stelle ist schon beym Lucan eine kleine Ausschweifung, denn was geht es die phönizischen Soldaten an? daß ihr Volk die Schreibekunst erfunden hat? Würde man in einer Beschreibung von Carl des V. Kriegsheeren, folgende Stelle dulden:

Das Volk, durch dessen Kunst was jetzt ein Weiser schreibt,
Bald, halb Europa lehrt, und für die Nachwelt bleibt,
Gab manchen Landsknecht her.

Wenn

XCIII.

Bey Zerſtörung der franzöſiſchen Lünetten vor Göttingen.

1763.

Hier, wo man ſonſten Myriaden
Von lang und dicken Paliſſaden
Tief in noch engern Löchern ſah,
Hier ſind, erweitert nur, die leeren Löcher da.

Wenn bey einer ſolchen Gelegenheit das Volk ſoll geſchildert werden, ſo muß es von der kriegeriſchen Seite geſchehen, etwa ſtatt der nur angeführten Zeilen, ſo:

Auch kam das Volk, das in der ſtarken Hand
Den Donner führt, den es erfand.

Aber, wenn man dem Lucan nun noch anderthalben Vers zu gute halten will, wo von rohen Figuren, die den Schall beſtändig machen, geredet wird, ſo iſt das Bild in des Brebeuf vier Zeilen, in denen nicht einmal der Name des Volks noch Platz gefunden hat, viel zu umſtändlich ausgewahlt, und nur ſo erträglich, wie es hier, auſer dem Zuſammenhange, erſcheint, in den es nicht gehört.

Der Baron.

1761.

Mit Schönen, wie Johann ihm von der Straße brachte;
Vertrieb sich der Baron zuweilen seine Zeit;
Die Wirthinn, eine Frau die klug und edel dachte,
Schalt ihn: Durch den Besuch wird ja mein Haus entweyht!

„Madam! wollt ich mein Geld an ihre Töchter wenden,
„So kriegt man sie ja nie aus der Franzosen Händen?

XCV.

Die Zimmertaxe in Göttingen.

1764.

Bemüht hat Brunquells Fuß, die ganze Stadt durchirrt;
Gern schloß der Pursch Ihm auf, und ängstlich mancher Wirth;
Des Hauses Lag und Bau, und was hienein gehört,
Tapete, Spiegel, Tisch, bestimmt des Zimmers Werth.

Jüngst wollt Er einer Frau den Preiß geringer setzen;
Herr! sprach sie, lassen sich auch meine Mägdchen schätzen?

XCVI.

An meine Handlaterne.

Nach Abzug der Franzosen im October 1762.

Licht das ich sonsten trug, weil es der Feind gebot, (*)
Nun zwingt mich kein Befehl, daß ich dich weiter trage,
Doch daß ich ohne dich mich nicht zu gehen wage,
So häuft man mit Bedacht, auf dunklen Straßen Koth.

(*) Daß eine feindliche Besatzung in einer Stadt verlangt, es soll Abends niemand, der nicht zu ihr gehört, ohne Licht gehen, ist bekannt.

XCVII.

Grabschrift einiger Steine. (*)

O Fremder! wie du auch den Weg hieher genommen?
Du magst aus klein Paris (†), durch grüne Gärten, kommen,
So hast du, wenn du nicht, gar, fallend schon geflucht,
Gewiß doch falschen Grund, durch diesen Schlamm gesucht,
Und wünschest, daß doch hier in dem verdammten Wege
Zum Trost des Wanderers, vom Hainberg Marmor (††) läge!

Wiß!

(*) Ein Platz zu Göttingen, hinter der Mauer, an welcher das Observatorium steht, war vordem ein Garten. Die Franzosen hatten darauf Magazine und Backöfen erbaut. Nach wieder hergestellter Ruhe verscharrte der Mann, der den Platz wieder als Garten anbauen sollte, die Steine von den eingerissenen Backöfen, in die Erde.

(†) Eine Gasse in Göttingen.

(††) Marmor rude *Linn.*

Wiß! dieſen ganzen Raum, ſoweit dein Blick ſich ſtreckt,
Wir Steine, haben den, vor kurzem noch bedeckt.
Dem Feuer trotzten wir in ungeheuern Maſſen,
De Baur der ſie erſchuf, hat bald ſein Werk verlaſſen.

O Menſchen! wie verführt euch Rach und Eifer nicht!
Weil uns de Baur gebraucht, mißgönnt ihr uns das Licht.
Uns, die wir uns darauf, den Weg zu beſſern freuten,
Uns würdigt euer Zorn nicht einmal zu beſchreiten,
Höhlt mühſam Erdreich aus, darein ihr uns verſenkt,
Daß Niemand mehr an uns, wir arme Steine! denkt.
Verdorrend, weil auf uns ſich ſeine Wurzeln ſtrecken,
Wird euren Enkeln uns vielleicht ein Baum entdecken.

Das Schickſaal das uns traf, o Fremder, weißt du nun,
Laß den beſprützten Fuß bey unſerm Grabe ruhn,
Und gab dir die Natur, ein fühlend Aug zum Weinen,
Gönn eine Zähre nur: Der Welt entrißnen Steinen.

XCVIII.

Das Lob.

An Hr. B.

Der nie das Werk, allein den Autor, richtet,
Critodes, lobt was du gedichtet;
O! hätte man ihn doch, daß du es warst, belehrt!
So wär dein Lied nicht durch sein Lob entehrt.

XCIX.

Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen!
Doch, manche Critici! die bleiben immer Jungen.

C.

Zu Ausfüllung des Platzes. (*)

Zwo Zeilen setze man an diese Stelle her!
Sonst bleibt sie, wie der Kopf des Herrn Kritodes leer.

CI.

Ueber den Eintritt der Venus in die Sonne den 3. Jun. 1769.

Für einen Horizont in Deutschland.

Ich thäte selbst, wenn ich Cytheren hätte,
Was Phöbus thut; Er geht mit ihr zu Bette.

(*) Manche Sinngedichte von K. scheinen im Musenalmanache, nur zu Ausfüllung des Platzes da zu stehn.
... Bibl. a. B. 4 St. 0 S.

CII.

Ueber St. Evremonds Gedanken, Aeneas habe sich besser geschickt einen Mönchsorden, als ein Reich zu stiften.

1754.

Aeneas könnte leicht ein Ordensstifter seyn;
Denn, einen gab er an, da trät ich selbst hinein;
Verlangst du Freund, daß ich ihn dir erzähle?
Der Orden unsrer Frau zur Höhle. (*)

(*) Speluncam Dido, dux et Troianus eandem
Conueniunt.

Virg.

CIII.

CIII.

Uebersetzung in Verse einer Stelle aus Hübners poetischen Handbuche. (*)

„Und reimte man nun auch nicht mehr!
„Was würde man sich denn ersparen?
„Denn wo wir ietzt zufrieden Reime sehn,
„Da müßten doch alsdann Gedanken stehn!

So meynte Hübner einst, und Denken, fand er schwer.
Der gute Mann! lebt er in unsern Jahren,
Er würde tausend Dichter sehn,
Die Reim und Denken sich ersparen.

CIV.

Auf Herrn Basedow.

Vielleicht ist Basedow, ein Irrender, ein Ketzer;
Doch redlich, Menschenfreund, kein Prahler, und kein Schwätzer.

(*) Leipzig 1720. 1. Buch 1. Cap. 13. §.

CV.

Auf eine Degenklinge. (*)

Entblösse mich nicht eh, bis Pflicht, und Ehre, zwingen;
Dann, sollst du ohne Blut mich nicht zurücke bringen.

CVI.

Was Hippokrene auf Deutsch heißt.

Ein Gallier, der gallisch nur verstand,
Und das allein, reich, stark, und zierlich fand,
(Das Deutsche, hat er stets, durch schalen Spott entehrt,
Weil ihn für dieß Verdienst, ein deutscher Hof ernährt)
Den bat ich: Nennt mir doch auf gallisch Hippokrene;

„Herr Deutscher, könnt ihr mich im Ernst so seltsam fragen?
„Der Gallier behält die griechschen Töne"
Nun wohl Monsieur, wir, können Roßbach! sagen.

(*) Lateinisch liesse es sich kürzer sagen:
Nec stringas temere, nec me sine sanguine condas.

CVII.

CVII.

Auch davon.

Die Gallier, daß sie von Roßbach an
Eilfertig stets den Weg zurück genommen,
Das hat des Deutschen Kraft gethan:

Und, wenn nicht mit bey ihrem Heere
Auch deutsche Kraft gewesen wäre,
Sie wären nie nach Roßbach hingekommen!

CVIII.

Der tapfre Töffel.

Philippen, der ihm nichts gethan
Lief jüngst mit wutherfülltem Blicke,
Und mit geballter Faust, der tapfre Töffel an;

Und kam mit blutgem Kopf zurücke;
Darüber lachte Fritz; den wird erst Töffel schlagen!
O nein! Er heult: Ich wills der Mutter sagen.

CIX.

An jemanden der einen jungen Herrn nach Frankreich und Engelland als Dollmetscher begleitete.

Viel Kluge gaben ihm zu seiner Reise Geld,
Damit gieng Mylius verlohren (*)
Daß dich sein Schicksaal nicht befällt,
So reise du, auf Kosten Eines Thoren.

CX.

Auf einen Bibelüberſetzer.

Wenn Er, von den, die Luther nicht gefragt,
Von Hagars Enkeln, lernt, was Jacobs Gott gesagt,
So würde Luther selbst, Ihn lehrbegierig hören,
Doch, richtig, edel, deutsch; Das müßt' Ihn Luther lehren!

(*) Vermischte Schriften (Alt. 1755.) 153; 182. S.

CXI.

Reisende Deutsche.

1760.

Der Edelmann, der reiche Kaufmannssohn,
Spielt in Paris den Grafen und Baron;
Lernt da sein Geld mit Artigkeit verzehren,
Und Frankreich leckt die deutschen Bären. (*)

Bärinnen reisen nicht! welch grausames Verbot!
Doch Frankreichs Höflichkeit hilft Ihnen aus der Noth,
Manch Heer von seinen Heldensöhnen
Kömmt über unsern Rhein, und leckt die Deutschen Schönen.

CXII.

Ueber Leßings Buch wie die Alten den Todt gebildet.

Der Griechen Todt, das war ein Genius;
Doch, der die Zähne bleckt, mit seiner Sense droht,
Das Mordgeripp! ist unsrer Dichter Todt,
Ein böser Criticus.

CXIII.

(*) Eine bekannte französische Phrasis.

CXIII.

Zweyerley Zeitrechnung.

Aus dem Spanischen. (*)

Ach! daß Jahre voll Vergnügen
Schnellen Winden gleich verfliegen!
Einen Augenblick voll Leid,
Macht der Schmerz zur Ewigkeit.

(*) Gil Blas von Santillane, hörte diese spanischen Verse im Thurme zu Segovia singen, als er da gefangen saß. Ich habe den Gil Blas einmal gehabt, und verlohren, ein andermal gehabt und weggeschenkt, daher kann ich das Original nicht hersschreiben.

CXIV.

Rußiſche Ehrennamen.

Die Mundart Galliens, nennt oft der Fremde ſchön;
Und kann darinn, nur fluchen, oder ſchmähn;
Doch, aus der rußiſchen, weiß ich nur Ehrentitel;
Als: Zaar, Bojar, Knees, und Utſchitel.

CXV.

Auf einer Schreibetafel.

In der Hand meines Bildes. (*)

Sorgt ja, daß auch von euren Zügen
Ein gutes Bild der Nachwelt übrig iſt:
So ſieht ſie euch, Autoren, mit Vergnügen,
Wenn ſie euch lange nicht mehr ließt.

(*) Von Hr. G. Tiſchbein gemahlt. 1770.

CXVI.

An Herrn Dyk.

Ueber das Kupfer vor der Bibl. der schön. Wiss. I. B. I. St. Leipz. 1757.

Als wäre sonst dein Buch nicht schön gewesen,
Muß Hagedorn, verpelzt beym Titel stehn:
Die Dichter, Freund! Die gieb uns nur zu lesen;
Doch ihre Mägdchen laß uns sehn.

CXVII.

Abaris. (*)

Vom Abaris, den iezt fast niemand kennt
Der auf Apollens Pfeil die halbe Welt durchflogen,
Hat man vor dem so viel gelogen;
So sey mir auch von ihm ein Mährchen jezt vergönnt.

Athen

(*) In ein deutsches Buch geschrieben, das ich 1762. einem französischen Officier der in Göttingen Deutsch gelernt hatte, dem Gr. v. C * ç * schenkte.

Athen hört' ihn bewundernd an,
Denn attisch war an ihm, selbst Ausdruck, Witz, und Sitten,
In Versen sprach sogar der Mann!
Ists möglich?, können das denn Scythen?

O ja! dem Scythen auch, ist muntrer Witz verliehn;
Doch Wahrheit ohne Schmuck, hat immer Reitz für ihn;
Fleiß, Einsicht, Gründlichkeit, sind seines Geistes Gaben
Und dankbar, nennt er die, die ihn geleitet haben:
Oft, Griechen, putzt ihr aus, was erst ein Barbar fand,
Wenn ihr mich loben wollt, so schimpfet nicht mein Land!

Und das, in Gallien, wo man ihn lieβt, zu sagen,
Ist Gellert viel zu fromm, doch Rabner wird es wagen.

CXVIII.

In ein Exemplar meiner vermiſchten Schriften.

(Altenb. 1755.)

1769.

Ein Richter, den nichts blenden kann,
Vor dem Voltäre zittern müſſen,
Prüft bald mein Buch, und tadelt nichts daran;
Er heißt: Des Sterbenden Gewiſſen.

I.

Viſurgis et Sala de pugna ad Roſbacum;

Dum dolet Arminium ſibi non ſupereſſe Viſurgis, (*)
Haec Sala: Gallorum ſpumeſcens laeta cruore,
Vincere Fridricum vidi, qui Caeſare maior,
(Nam victrix placeat Friderici cauſſa Catoni!)
Sacrorum vindex, libertatiſque triumphat.

II.

Statua a militibus, obſidione Dreſdenſi cedentibus comminuta, loquitur.

Ornatum Dominam miſit me Graecia Romam,
Intactam Romae liquerat ipſe Gothus;
Victoriſque feri, cui bis tamen ira pepercit
Pruſſi, haud victoris, crimine iam pereo.

(*) Nondum tunc apparuerant Guelfici Heroes.

III.

Sur une Dame

à laquelle un officier des mineurs réprochoit ſon commerce avec des officiers d'artillerie.

1762.

De la malheureuſe Aricie
Je dirai la faute au lecteur;
C'eſt, que tombant trop tôt, et ſous l'Artillerie
Elle ne laiſſa pas attacher le Mineur.

IV.

Friderico Platnero I. V. D.

Lipſiae 1755.

Non poteras magnum Medicus ſuperare parentem
Vt maior fieres, Sacra colis Themidos.

Veracem eſſe decet pium Poetam.
Ipſos verſiculos, nihil neceſſe eſt.

V.

V.

De Othone aereo.

1760.

Aereus eſt nobis, vix vnus et alter Othonum
* * * contra, nouimus innumeros.

VI.

Priapus

nomen ſuum male pronunciantibus minatur.

E longo, Priapum qui me fecere Priapo
Efficiam, media ſint quoque parte breues!

VII.

Original.

Ouid. Met. L. I. v. 84.

Pronaque cum ſpectent animalia cetera terram
Os homini ſublime dedit, coelumque tueri
Iuſſit, et erectos ad ſidera tollere vultus.

Parodie.

Pronaque cum ſugant animalia vetera lymphas
Os homini ſublime dedit, deſcendere vinum
Iuſſit et erectos cyathis obuertere vultus.

VIII.

Original.

Vixi puellis nuper idoneus
Et militaui non ſine gloria
Nunc arma, defunctumque bello
Barbiton, hic paries habeto.

Hor.

Nachahmung.

Vixi Thaliae nuper idoneus,
Riſique multos, non ſine gloria,
Nunc, arma, defunctumque flagrum
Ictibus, hic paries habeto.

UNIV. OF MICHIGAN,
JAN 19 1912

Verbeſſe-

Verbesserungen in den ersten Bogen,

die der Verfasser vor Ausfertigung des Werks zu sehen bekommen hat.

Seite	Zeile	statt	lese man
7	12	der erste ist	der ist
	16	wir begreifen	wir nicht begreifen
15	11	der	dem
32	13—15	ältere . . . durch-zublättern	jüngere Plinius, sagt im 16. Briefe des III. B.
101	1	einen Vortrag	einem Vortrage
	5	ungerechten	ungerechtem
103	10	überdächte	aber, dächte
	20	beurtheilt	beurtheilte
105	6	kann	können
	8	bey	in
102	4	dem G	den g
		Reiche	Reihe
113	18	beobachtet	beobachten
131	20	ostendare	ostendere
192	5	zur	zu

Mehrere Versehen, wie einige der angezeigten, wo m und n sind verwechselt worden, oder ein e vielleicht nicht vom Setzer sondern vom Abschreiber, ist vergessen worden, wird der grammatische Leser leicht selbst verbessern; Und der, welcher etwa zu sehr schöner Geist oder Kunstrichter nach der Mode ist, um Grammatikus zu seyn; wird sie nicht anstößig finden.

K.

7490